Ueber

Schriftſteller

und

Schriftſtellerey,

von

Adolph, Freyherrn Knigge.

Hannover,
bey Chriſtian Ritſcher,
1793

I.

Einleitung.

Das Ziel, welches der Verfasser dieses kleinen Werks, bey Herausgabe desselben, sich vorgesetzt hat, ist: über das Bücherschreiben im Allgemeinen, über Zweck und Ausführung dabey über Pflichten, Vorurtheile und Rechte des Schriftstellers, über billige und unbillige Forderungen des Publicums an ihn, über nöthige Eigenschaften, Vorzüge und Fehler der Composition, der Darstellung, des Styls und der Schreibart, über die daher zu erwartende Würkung auf Gefühl, Vernunft und Sitten, endlich über die verschiednen Zweige der Schriftstellerey, die auf Belehrung und Unterhaltung abzwecken, über dies alles, besonders in so fern es unsre teutsche Literatur betrifft, dem Publico

seine gesammelten Bemerkungen, zur Prüfung und Berichtigung, vorzulegen — kein vollständiges Werk; nur Bruchstücke, zu Erweckung des Nachdenkens — nicht durchaus noch nie gehörte Wahrheiten; aber doch solche, die zum Theil, bey Beurtheilung neuer und alter Schriften, wie es scheint, oft aus den Augen gesetzt, oder wenigstens nicht im Zusammenhange, in der gehörigen Beziehung auf einander, in Ueberlegung genommen werden. Wenn er dabey, nach alter teutscher Schriftsteller: Art und Weise, vielleicht ein wenig weiter ausholt, wie unsre jungen Critiker, beliebter Kürze wegen, gut zu heissen pflegen; so geschieht das nicht etwa darum, daß er auf ihre Winke nicht achtete, und ihre Geduld, bey ernsthaften Gegenständen zu verweilen, abermals auf die Probe setzen wollte; sondern weil es ihm doch nothwendig schien, erst zu einem einfachen Gesichtspuncte zurückzugehn, der den Haupt-Grundsatz bestimmen sollte, auf welchen sich alle hier gelieferte Bemerkungen stützen müssten, wenn sie nicht das Ansehn willkührlicher Behauptungen haben sollten.

II.

Was ist Schriftstellerey?

Es ist ein von Priestern und Laven oft wiederholter Gemeinspruch, daß zu den edelsten Vorzügen der menschlichen Natur die Gabe gehöre, seine Gedanken durch articulirte Töne einander verständlich zu machen und zwar so, daß man nicht nur die gröbern sinnlichen Begriffe durch Worte bezeichnen, sondern auch die höhern Abstractionen des Geistes und die feinsten Gefühle der Seele auf diese Weise versinnlichen und darstellen könne.

Dies Glück aber, welches dem Menschengeschlechte mit dem Gebrauch der Sprache ist zu Theil geworden, hat noch einen grosen Zuwachs durch die Schreibe-Kunst bekommen, das heisst, durch die Kunst, mit Hülfe conventioneller Zeichen, den Ausdruck unsrer Gedanken mitzutheilen, auch ohne zu reden, selbst in der Entfernung; die todte Materie für uns

sprechen zu lassen, wenn wir schweigen wollen, oder nicht gehört werden können.

Dieser herrliche Vorzug gewährt uns nicht nur das Glück, auch abwesend unsern Freunden einen Theil der Vortheile unsrer Gegenwart zu schenken; er erstreckt sich auch über die Grenzen des Grabes hinaus, indem er uns in den Stand setzt, unsre Gesinnungen zu Monumenten für die Nachkommen zu machen.

Allein wie groß waren nicht, vor Erfindung des Papiers und der Buchdrucker-Kunst, die Schwierigkeiten bey dieser Mittheilung! Das Widerstreben oder die Vergänglichkeit des Stoffs, welchem man seine Worte anvertraute, machte es unmöglich, die Abschriften so zu vervielfältigen, daß unsre Gedanken und Bemerkungen dadurch einen allgemeinen Cours bekommen und der Vergessenheit hätten trotzen können — manche wichtige Ueberlieferung, manche Sammlung der weisesten Erfahrungen, gieng in Einem Augenblicke auf immer für die Welt verlohren. Die Erfindung der Buchdru-

drucker-Kunst hat diese Unvollkommenheit gehoben; Nun kann jede nützliche Wahrheit zugleich Tausenden zu Theil werden, in tausend Köpfen den Keim zu neuen, fruchtbaren Nachforschungen entstehn machen; Man darf nicht in den Wissenschaften immer von unten herauf die Stuffen ersteigen; der gute Kopf kann da anfangen, weiter zu arbeiten, wo ein andrer Mann von Genie, hundert Meilen entfernt von ihm, hundert Jahre vor seiner Zeit, stehn geblieben ist; Schnell geht nun die Austauschung neuer Ideen unter den Denkern aller Nationen von Statten; ein kühner, gewagter, dunkler Satz kann in kurzer Zeit, von einem Pol zum andern, vor dem Richterstuhle der Vernunft unzählicher Gelehrten und Ungelehrten geprüft, berichtigt und erläutert werden, und keine nützliche Erfindung geht verlohren, wenn sie einmal ist bekannt geworden.

Daß nun freylich auch ein Haufen von Irrthümern, Thorheiten und gefährlichen Lehren durch die Buchdruckerey verbreitet wird und schnellern Cours bekömmt; ist schon oft als ein Einwurf gegen die Nützlichkeit dieser

Erfindung gebraucht worden; allein es würde nicht schwer werden, zu beweisen, daß die Summe der würklich schädlichen Lügen und Märchen, welche durch mündliche Ueberlieferungen auf die Nachwelt gekommen, weit größer ist, wie die Menge der Unwahrheiten, welche durch den Weg der Presse unter die Menschen gebracht wird. Die Ueberlieferungen hüllen sich in das Gewand des Alterthums, oder gar einer heiligen Authorität ein; Ohne Beweise, ohne historische und gelehrte Prüfung, ohne genaue Zergliederung, werden sie, gleich viel, ob verfälscht, oder nicht, aus den dunkeln Zeiten, aus denen uns keine andre Documente übrig geblieben sind, für Wahrheit angenommen. Keines gleichzeitigen Schriftstellers Werk widerlegt den Unsinn; und man ist froh, nur das glauben zu dürfen, was nach jenen mündlichen Erzählungen in spätern Zeiten ist niedergeschrieben worden, damit man wenigstens nicht ganz unwissend in der Geschichte des grauen Alterthums bleibe; Eine gedruckte Unwahrheit, ein gedruckter falscher Satz hingegen, kömmt unzähligen Menschen vor Augen, die im Stande sind,

den

den Betrug eben so öffentlich zu bekämpfen und zu wiederlegen; und wer dann noch schwachgenug ist, gegen das Zeugniß und die Gründe verständiger Schriftsteller, von Vorurtheilen oder falscher Beredsamkeit irregeleitet, diesen Irrthum gegen die bessere Wahrheit zu vertauschen, an dessen Ueberzeugung und Aufklärung ist wenig gelegen — Doch, hiervon, nämlich von dem Schaden, den das Bücherschreiben stiften kann, in der Folge ein Mehreres! — Kehren wir zu Entwicklung des richtigen Begriffs von Schriftstellerey zurück!

Schriftstellerey ist also **öffentliche Mittheilung der Gedanken**; gedruckte **Unterhaltung**; laute Rede, an Jeden **im Publico gerichtet**, der sie hören will; **Gespräch mit der Lesewelt**; und aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, können wir die Rechte und Pflichten der Schriftsteller bestimmen.

Der, welcher ein Buch herausgiebt, mus daher dieselben Vorrechte geniessen, die jedem freyen Manne, der in einer großen Gesellschaft

redet, zu Statten kommen. Er muß, auf seine Verantwortung, ungezwungen seine Meinung über alles sagen dürfen, was die Menschheit interessirt. Jedermann hat ja auch die Freyheit, ihm zu antworten, ihn zu wiederlegen. Daß ich sein Buch bezahlte, das giebt mir noch kein Befugniß, zu verlangen, daß in dem Buche Sätze stehn sollen, die mir angenehm sind; ich bezahle nicht den Inhalt, sondern nur das Vehicul, durch welches mir seine Gedanken mitgetheilt werden — Muß ich mir doch gefallen lassen, kleine Unkosten daran zu wenden, wenn ich eine Gesellschaft besuchen will, wo ich manches unnützes Wort höre, ohne deswegen nachher Denen eine Kosten-Rechnung machen zu dürfen, die mir Langeweile verursacht haben! Man vergleiche hiermit nicht den Schauspieler, den ich offenbar nur für die Art seiner Darstellung bezahle, folglich auch ein Recht habe, zu fordern, daß er hierinn etwas leiste, was des Geldes werth ist. Von jenem Privilegio aber nehme ich billig diejenigen Schriftsteller aus, welche durch pomphafte Ankündigungen und prahlerische Vorreden zu grossen Erwartungen berechtigen, oder durch Unter-

terzeichnung und Vorausbezahlung, indem sie Andre verbindlich machen, ihre Waare auf guten Glauben zu kaufen, natürlicherweise sich selbst dagegen die Verbindlichkeit auflegen, auch gute Waare zu liefern.

Es ist also ungerecht, einen Schriftsteller deswegen persönlich anzugreifen, weil nicht alles neu und wichtig ist, was er sagt. Auch Schwätzer duldet man in grosser Gesellschaften; Sind sie gar zu langweilige Schwätzer; so braucht man ihnen nicht sein Ohr zu leyhn. Dem schriftlichen Schwätzer kann man noch leichter ausweichen — wer zwingt mich, sein Buch durchzulesen? Es wird bald genug bekannt, was er geleistet hat und ferner zu leisten vermag. Dem aber, welcher uns angenehm und anständig unterhält, sind wir dann auch diejenige Gerechtigkeit und billige Behandlung schuldig, welche ein gesitteter gesellschaftlicher Ton fordert.

Es ist nicht alles unwandelbarer Grundsatz, was ein Schriftsteller verträgt — Ist es doch uns auch in der gewöhnlichen mündlichen Unterhaltung nicht grade mit allem ein

Ernst

Ernſt, was wir ſagen! Man wagt wohl hie und da ein Paradoxon, oder wirft einen Satz hin, von deſſen Wahrheit man noch nicht ganz überzeugt iſt, um Einwürfe und fremde Meinungen zu hören, damit man ſeine Ideen berichtigen könne.

Wer in einem groſsen Cirkel von Menſchen verſchiedner Stimmung redet, darf nicht immer die innigſte Sprache ſeines Herzens hören laſſen. Man kann es ihm und alſo auch dem Schriftſteller, der ſein Werk dem ganzen Publico vorlegt, nicht übel deuten, wenn er, nach Zeit und Umſtänden, den Ton annimt, von welchem er ſich am mehrſten Würkung verſprechen zu dürfen glaubt. Wir werden in der Folge ſehn, wie weit dieſe Geſchmeidigkeit, meiner Meinung nach, ausgedehnt werden dürfe.

Nun etwas von den **Pflichten des Schriftſtellers**! Sie werden durch die beyden Umſtände beſtimmt, wodurch ſich die gedruckte Unterredung von der mündlichen unterſcheidet, nämlich: daſs er nicht die Wahl hat, wer ſeine Rede hören ſoll, weil er nicht

in

in einer geschlossenen Gesellschaft redet, und daß sein Vortrag nicht bloß dem Ohre und dem Gedächtnisse Derer, zu welchen er redet, anvertrauet, sondern gedruckt und also ein bleibendes Monument wird. Hieraus folgt nun natürlich, daß, neben allen Pflichten, die jeder öffentliche Redner vor Augen haben muß, noch andre Verbindlichkeiten ihm besonders obliegen.

Ein Mann von Grundsätzen und gutem Tone drückt sich in einer grossen gemischten Gesellschaft mit Sittsamkeit, mit Vorsicht, mit Bedacht, nicht nachlässig und nicht so aus, daß, was er sagt, nur von Wenigen verstanden werden, einzelne Personen kränken, beleidigen, beschimpfen, auf irgend eine Weise Aergerniß geben, oder Unglück stiften könne. Dasselbe kann man vom Schriftsteller fordern; und noch ausserdem, weil seine Worte nicht wieder vergessen, sondern aufbewahrt werden, daß er sich selber und das Publicum genug respectire, um sich zu enthalten, ganz unnützes Zeug zu schwatzen, das des Aufbewahrens nicht werth ist.

Nach

Nach diesem Maaßstabe würden sich alle Pflichten des Schriftstellers bestimmen lassen; allein diese Pflichten sind, so viel ich es einsehe, nur juris imperfecti; (von unvollkommner Verbindlichkeit.) Ich glaube, daß der Staat weder gerecht handelt, noch würklich Gutes stiftet, wenn er hierüber Zwangs-Gesetze giebt und dadurch den freyen Umlauf der Gedanken hemmt. Vielmehr müsste wohl jeder Schriftsteller auf seine Gefahr (das heisst, auf die Gefahr, von einzelnen beleidigten Personen gerichtlich belangt, oder von weisern Menschen wiederlegt zu werden) schreiben dürfen, was ihm beliebt — Dies wird in den folgenden Blättern vielleicht noch genauer auseinandergesetzt werden; doch werde ich meine Meinung darüber für nichts anders ausgeben, als — für meine Meinung.

So viel im Allgemeinen von dem, was Schriftstellerey ist, was für Vorrechte sie hat und zu welchen Forderungen sie berechtigt! Bey den Betrachtungen über einzelne Zweige der Literatur werde ich es versuchen, besondre Regeln anzugeben, welche auf diese allgemei-

meinen Grundsätze gestützt seyn sollen; wobey ich aber nochmals erinnern muß, daß, da ich nicht die Absicht habe, ein vollständiges Handbuch der Aesthetic zu schreiben, man hier nur Bruchstücke erwarten darf.

III.

Von einigen nöthigen besondern Eigenschaften eines guten Schriftstellers.

Scribendi recte sapere est et principium, et fons, sagt Vater Horaz, und gewiß ist es, daß nur Der gut reden und schreiben könne, der richtig und klar denkt. Die tiefste Gelehrsamkeit und die ausgebreitetste Belesenheit sind noch nicht hinreichend, einen guten Schriftsteller zu bilden. Man kann viel wissen und doch nicht die Gabe haben, seine Kenntnisse Andern mitzutheilen. Hierzu gehört, neben der gehörigen Fertigkeit in der Sprache, in welcher man schreibt, vor allen Dingen eine gewisse lichtvolle Ordnung der Gedanken. Ja, die glänzendste Beredsamkeit, mögte sie auch auf einen Augenblick den Hörer oder Leser hinreissen, würkt bey weitem nicht so viel auf Einsicht und Ueberzeugung, wie ein wenig geschmückter, aber gut geordne-

ter

ter Vortrag, der den Stempel einer gesunden, nicht verwirrten, ungetrübten Vernunft trägt. Man ist zuweilen betroffen über den ausgebreiteten Beyfall, den gewisse Bücher erhalten, die dem Gelehrten und Kenner an innerm Gehalte wenig zu leisten scheinen; Man erstaunt über den Eingang, den gewisse Wahrheiten finden und über die Sensation, welche sie erwecken, indeß uns diese Wahrheiten von der alltäglichsten Art zu seyn dünken. Was ist es, das diese Würkung hervorbringt, indeß Werke, voll tiefer Gelehrsamkeit und voll neuer, kühner Ideen, unbemerkt und ungenützt bleiben? Jene lichtvolle Darstellung ist es, welche Gegenständen, die man immer nur gewöhnt gewesen ist, verwirrt oder vernachlässigt vorgetragen zu hören, nun, durch eine planmäßige, helle Behandlung, neue Annehmlichkeit giebt. Man nennt das dann einen populären Vortrag und pflegt solchen Schriftstellern nur einen untergeordneten Rang anzuweisen, indem man den Mann, bey dessen Schriften man alle Aufmerksamkeit anstrengen muß, um den Sinn seiner dunkeln Sätze zu ergründen, den Faden, an den seine Ideen angereyht sind, nicht zu verliehren,

oder überall nur einen solchen Faden zu finden, für einen viel tiefern Denker hält — Aber wie oft übereilt man sich in diesem Urtheile! Viel mühsamer ist es zuweilen, so einfach zu schreiben, daß auch der Ungelehrteste im Stande sey, wenigstens den Maaßstab einer reinen Vernunft an unser Werk anzulegen, als verwirrte Begriffe hinter sesquipedalia verba zu verstecken. Man versuche es, manche jener erhabnen philosophischen Werke in eine Volks-Sprache zu übersetzen; und man wird sich wundern müssen, welchen ärmlichen Stoff man in seinen Händen sieht, wenn man ihn in hellem Lichte betrachtet! Denn das lasse man sich nur nicht einbilden, daß es irgend eine klare Wahrheit geben könne, die sich nicht dem Fassungs-Vermögen jedes vernünftigen, wenngleich nicht gelehrten Mannes, anpassen liesse. Doch wird man begreifen, daß ich hier nur von der Verständlichkeit des Vortrags, nicht aber von richtiger Beurtheilung solcher wissenschaftlichen Gegenstände rede, die Vorkenntnisse erfordern.

Selbst hell, richtig und ordentlich zu denken, ist also ein Haupt-Erforderniß, wenn man

An-

Andre belehren und überzeugen will; allein so gewiß dies ein Geschenk der Natur zu seyn scheint; so wenig kann man leugnen, daß man durch Uebung diese Gabe vermehren könne. Je fleissiger man sich gewöhnt, über Gegenstände nachzusinnen und diese Gedanken, um sie Andern mitzutheilen, in einen gewissen Plan zu bringen; desto größer wird die Fertigkeit im systematischen Denken und in jenem klaren Vortrage. Es geht damit, wie mit dem Talente, öffentlich in grosen Versammlungen gut zu reden, das man in Ländern, wie in England, wo mehr Gelegenheit zu der Uebung in dieser Kunst ist, reichlicher ausgetheilt findet, wie in andern, obgleich es voreilig geurtheilt seyn würde, wenn man darum behaupten wollte, die Engländer seyen Alle von Natur bessere Redner und hellere Köpfe. Daher kömmt es, daß Schriftsteller, die durch ihre ersten Erscheinungen in der literarischen Welt nicht viel Aufsehn erregt haben, zuweilen durch ihre spätern Werke sich so viel Ruhm erwerben. Die größere Vertraulichkeit, die man sich mit dem Genius und mit dem Mechanismus der Sprache durch Uebung erwirbt, trägt dann auch mit dazu bey. Mancher, mit

allen Kenntnissen ausgeschmückter, heller und wohlgeordneter Kopf ist oft bloß aus Mangel an dieser Uebung nicht im Stande, sich deutlich mitzutheilen. Es fehlt ihm entweder der nöthige Reichthum an Wörtern und passenden Ausdrücken, oder die Kunst, diese harmonisch, gefällig und mit Anmuth zu ordnen.

Daß die zweyte unentbehrliche Eigenschaft eines guten Schriftstellers die seyn müsse, **daß er dem Gegenstande, den er bearbeiten will, gewachsen sey**, versteht sich wohl von selber. Es ist nicht genug, daß wir die Gabe besitzen, unsre Kenntnisse gut zu ordnen und deutlich mitzutheilen; diese **Kenntnisse müssen auch Werth haben**; sie müssen nicht unvollkommen, oder von der alltäglichen Art seyn, sonst sind sie der Mühe des öffentlichen Vortrags unwürdig. Ich würde hinzusetzen, daß sie auch **wahr** seyn müssten; allein da die Begriffe der Menschen über Wahrheit sehr verschieden sind; so kann man mit Recht von einem Schriftsteller nichts mehr fordern, als **daß er selbst glaube, und zu beweisen suche, was er sagt**, (in so fern nicht sein Vortrag bloß für Ironie, oder

oder für gewagte Zweifel und Paradoxe zur Prüfung und Erforschung des wahren, angesehn werden muß.) In Werken, wo es nicht auf Mittheilung wissenschaftlicher Kenntnisse, sondern auf angenehme, nützliche Unterhaltung, oder auf die Kunst der Darstellung ankömmt, muß der Verfasser, wenn man glauben soll, daß er diesem Gegenstande gewachsen sey, **das Fach zu bearbeiten verstehn, an welches er sich wagt, folglich mit den Regeln des Schönen und den daraus gezognen Vorschriften der Kunst vertraut seyn.** Ein Gedicht, in reinem Teutsch geschrieben und voll klarer und nützlicher Wahrheiten, ist darum noch kein gutes Gedicht; und ein Roman, voll Seelenkunde, Welt- und Menschenkenntniß, als Kunstwerk betrachtet, darum noch kein Meisterstück.

Darf man aber von einem guten Schriftsteller fordern, **daß er sich in seinen Werken nie widerspreche?** Diese Frage will ich jetzt zu beantworten suchen. Man zeige mir den glücklichen Menschen in der Welt, der sein ganzes Leben hindurch über jeden wichtigen

und unwichtigen, einfachen und verwickelten Gegenstand, als Jüngling, als Mann und als Greis, immer dieselbe richtige Meinung gehegt; Man zeige mir den vorsichtigen Menschen, der diesen Wankelmuth in seinen Grundsätzen nie bey gesellschaftlichen Gesprächen geäussert hätte! Und wir sollten Dem, welcher schriftlich mit uns redet, nicht auch die Freyheit einräumen, seine Gesinnungen, nach Zeit und Erfahrung, zu ändern und seine Ideen zu berichtigen? Das wäre in der That ungerecht. Allein dreyerley muß doch wohl der gute Schriftsteller vermeiden, wenn ihm die allgemeine Achtung nicht gleichgültig ist: zuerst, daß er plötzlich seine Haupt-Grundsätze für die entgegengesetzten vertausche, oder sich wie den eifrigsten Feind eines Systems zeige, zu dessen warmer Vertheydigung er ehemals alle seine Talente verwendet und alle Künste der Beredsamkeit aufgebothen hatte. Je größer der Name wäre, den er sich durch diese erworben hätte, um desto gröſser würde nachher der Unwillen des Publicums gegen ihn werden. Verachtung müsste den Mann treffen, der sich öffentlich heute wie den freymüthigsten Democraten, morgen wie den niedrigsten Despoten-

Schmeich-

Schmeichler, heute als thätigen Beförderer der Aufklärung zeigte, und morgen mit den verworfensten Menschen gemeinschaftliche Sache machte, um Diejenigen zu verfolgen, welche einer vernünftigen Freyheit im Denken das Wort redeten. Ein verständiger Mann bekennt über Gegenstände, die der ganzen Menschheit wichtig sind, nicht eher öffentlich seine Meinung, als bis er sie gehörig geprüft hat. Nöthigen ihn nachher politische Rücksichten, Zwang, oder Regeln der Vorsichtigkeit, zu schweigen; so muß doch nichts in der Welt ihn vermögen können, das zu wiederrufen, was Kopf und Herz heimlich für Wahrheit erkennen.

Ferner kann man von einem guten Schriftsteller erwarten, daß er auch da, wo nicht von gänzlicher Verleugnung seiner Haupt-Grundsätze die Rede ist, dennoch nicht auf einmal den Plan verlasse, nach welchem er auf das Publicum zu würken gesucht hat, so daß man denselben Mann, dessen Schriften einst überspannte, hohe Gefühle für Religion und Tugend athmeten, nun plötzlich wie einen Sänger der Wollust, wie einen Spötter und wie einen Verbreiter der be-

quemsten Moral und Philosophie auftreten sieht.

Endlich auch wird der gute Schriftsteller, wenn reifere Jahre, Nachdenken und Erfahrungen seine ehemaligen Irrthümer berichtigen und die Meinungen, zu welchen er sich vor Zeiten öffentlich bekannt, verändern, es für Pflicht halten, auch eben so öffentlich, jedoch mit Anführung der Gründe, die ihn überzeugt haben, jenen Irrthum zu gestehn.

Eine andre Haupt-Eigenschaft des guten Schriftstellers ist ohne Zweifel Bescheidenheit. Je weiter man in Erkenntniß der Wahrheit kömmt, je fleissiger man seine Geistesgaben ausbildet, kurz! je weiser, gelehrter, tugendhafter und gebildeter man wird; um desto mehr sieht man ein, wie groß noch der Weg ist, den man zum Ziele menschlicher Vollkommenheit vor sich hat, desto mistrauischer wird man gegen seine eignen Einsichten, desto duldender gegen die Meinungen Andrer. Das Gegentheil ist ein sichres Kennzeichen der Unwissenheit. Mitleidenswürdig, wenn nicht empörend, ist daher

die

die Unbescheidenheit einiger unsrer neuen Schriftsteller, die über die wichtigsten Gegenstände entscheidende Urtheile fällen; die größten Männer in und ausser ihrem Vaterlande, als wären Diese ihre Schüler, belehren; ohne vielleicht je über die Grenzen ihres kleinen Vaterlandes hinausgeschritten zu seyn; ohne je einen Blick in die Cabinette gethan, ohne durch Uebung in Staats-Geschäften und durch den genauern Umgang mit den Großen die feinen, verdeckten Triebfedern des politischen Uhrwerks kennen gelernt zu haben; ohne geläuterte Welt- Menschen- und Seelenkunde; ohne Scharfblick und gesunde Denkkraft, ganzen Völkern und deren Vorstehern Verhaltungs-Regeln geben; Staats-Verfassungen critisiren; philosophische Systeme über den Haufen werfen; mit Verachtung von den größten Köpfen unsers Zeitalters reden und sie der Unwissenheit beschuldigen; ihre eignen Schriften, wie symbolische Bücher, ihre unreifen Urtheile in Journalen, wie Machtsprüche der höchsten Instanz, citiren und Zurechtweisungen nennen — Solche Unbescheidenheit, sage ich, erregt Mitleiden und Unwillen: aber kein guter Schriftsteller wird sich ihrer schuldig machen.

In einen verzeyhlichern, nicht so groben Fehler gegen die Bescheidenheit aber fallen manche, sonst achtungswerthe Schriftsteller durch **Eitelkeit**, die sich auf mancherley Weise äussert und oft selbst durch das Gewand der Demuth hindurchschimmert. Der Eine kann nicht unterlassen, in der Vorrede zu dem zweyten Theile seines Buchs des grosen Beyfalls Erwähnung zu thun, womit der erste sey aufgenommen worden; der Andre kündigt sein neues Werk in einem Tone an, als sey entweder noch nie ein ähnliches in der Welt zum Vorschein gekommen, oder als sey es, um die Erwartung der Leser auf's Höchste zu spannen, genug, ihnen zu sagen, daß Er, ja! Er selbst, dies Werk unternommen habe. Ein Dritter sucht eine Ehre darinn, sich der Freundschaft solcher Gelehrten zu rühmen, die Ruf haben. „Mein „vieljähriger Freund, der Herr A.; mein ver„wigter Freund B." heisst es dann bey jeder Gelegenheit; aber solche Künste, durch welche man sich ein Ansehn geben will, sind eines Schriftstellers von wahrem Verdienste unwerth. Noch unverständiger ist das Pochen auf Fürsten-Beyfall und auf erhaltene gnädige Handschreiben.

Es

Es giebt Fürſten, die, obgleich ſie mit den hohen Tugenden, welche man mit Recht von ihnen erwarten kann, die gröſten Kenntniſſe in der practiſchen Regierungskunſt, im Kriegsweſen und in andern Fächern verbinden, dennoch in der literariſchen Welt nur für ſehr incompetente Richter gelten können, ſo daß oft der Ausſpruch des unbedeutendſten Gelehrten vom Handwerke, in ſeinem Fache ein gröſeres Gewicht haben muß, wie der Beyfall, oder Tadel des gröſten Monarchen. Und wäre denn auch der Fürſt zugleich ein groſer Literator; ſo bliebe ſeine Stimme doch nur die, eines einzelnen Mannes, könnte nichts entſcheiden, und wenigſtens nicht durch die Geburt Desjenigen, der ſie gegeben, mehr Gewicht erhalten. Zudem weiß man ja, daß die Fürſten faſt jede Stunde des Tages den Staatsgeſchäften und dem Wohl ihrer Unterthanen widmen, folglich ſelten Zeit übrig haben, ein Buch gänzlich durchzuleſen. Ein höflicher Brief aber iſt leicht geſchrieben, koſtet nichts und wird von der Eitelkeit höher gehalten, wie baare, ächte Münze. Ein ſauber eingebundnes Exemplar eines Buchs, das nicht, durch ſein ſchweres Gewicht, zu viel teutſche

Volks

Vollständigkeit anzukündigen scheint, von einem Verfaſſer, der als Schriftſteller nicht ganz unbekannt iſt und in dem Rufe ſteht, allenfalls für ein freundliches, die Eitelkeit kitzelndes Wort, ein Loblied auf der Poſaune zu blaſen und, nach Zeit und Umſtänden, gewiſſe Grundſätze in Cours zu ſetzen, oder zu erhalten; ein ſolches Exemplar, durch diplomatiſche oder Garderobenhände überreicht und begleitet von einem demüthigen kurzen Briefe, worinn ſo allerley von groſſen, unſterblichen Thaten, zum Wohl der Völker, zum Flor der Künſte und Wiſſenſchaften ſteht, hat ſchon oft den Händen der Groſſen ſchmeichelhafte Handſchreiben, auch wohl Geſchenke und Ehrenzeichen entlockt. Es mag wohl ſeyn, daß der blaſſe Neid aus mir redet, der ich daran verzweifle, je zu einer ſolchen Ehre zu gelangen; aber, ich muß es geſtehn, mir kömmt es immer vor, als wenn dieſe Art, ſeinen Werken Beyfall zu erwerben, einem guten Schriftſteller und einem Manne von Grundſätzen nicht ziemte.

Noch offenbart ſich eine, nicht zu billigende ſchriftſtelleriſche Eitelkeit dadurch, daß man

man keine Art von bescheidner Critic geduldig erträgt, sondern jeden kleinen Tadel bösen Absichten zuschreibt.

Endlich erkenne ich den übertriebnen typographischen Aufwand, wenn der Schriftsteller selbst von seinem Verleger verlangt, daß seine Schriften mit solchem äussern Glanze in die Welt treten sollen, für ein Zeichen grosser Eitelkeit. Ein leeres Geschwätz, auf schönes Schweizer-Papier abgedruckt, ist darum nicht minder leeres Geschwätz und ein unbedeutendes, langweiliges Buch, voll elender Grundsätze, entgeht darum doch nicht seinem Schicksale. Ist das Papier nicht weich genug zur Maculatur, oder zu anderm Gebrauche; so muß es sich vielleicht unter den Fingern des Buchbinders zu Umschlägen um bessere Werke krümmen; und eine Gesellschaft verständiger Männer wird um so erbitterter auf einen matten Schwätzer, je festlicher, reicher und bunter der Anzug gewesen ist, in welchem er sich der Versammlung aufgedrängt und aller Augen auf sich gezogen hat.

Noch eine Haupt-Eigenschaft guter Schriftsteller ist die Beybehaltung eines feinen, gesit-

gesitteten Tons. Man kann populär schreiben, ohne in das Pöbelhafte zu fallen; deutlich, ohne platt; derbe, ohne plump; muthwillig, ohne frech zu werden; Man kann mit Wärme eifern, ohne zu toben; Man muß sich hüten, Privat-Leidenschaft hervorsprudeln zu lassen, da, wo nur der mächtige Strohm der Wahrheit rein und majestädtisch dahinfliessen sollte; Man darf kühne Sätze wagen; aber nicht im Tone der Verwegenheit und des Trotzes; Man kann Thorheiten und Laster muthig angreifen, ohne zu beschimpfen, mit der Geissel der Satyre züchtigen, ohne den moralischen Character anzutasten und umgekehrt moralische Ungeheuer darstellen, ohne persönliche Bezeichnung.

Nun komme ich zu Beantwortung der Fragen: ob man das Recht habe, von einem guten Schriftsteller zu fordern, daß er in seinem **persönlichen Umgange** geistreicher, witziger und unterhaltender, wie andre Menschen, seyn solle; ob man seinen **moralischen Character** nach seinen Schriften beurtheilen dürfe und endlich: ob man billigerweise verlangen könne, daß er in seinem Lebenswandel **den Grundsätzen** ge-

gemäß handle, die er öffentlich gelehrt habe? Wir wollen diese Aufgaben, der Reyhe nach, untersuchen.

Es giebt Menschen, die, wenn sie, aus Eitelkeit, um für schöne Geister zu gelten, oder aus Langerweile, einen Schriftsteller zu sich eingeladen haben, nun verlangen, daß Dieser, zur Dankbarkeit für eine solche Auszeichnung und für ein Paar verbindliche Lobes-Erhebungen, womit sie ihn erröthen gemacht haben, (wenn er noch roth werden kann) die Rolle des Spaßmachers vor ihnen und ihrer Gesellschaft spielen soll. Andre, die Wissenschaften würklich hochachtende Leute, denken sich ernstlich unter einem guten Schriftsteller ein Wesen höherer Art, das, wenn es ihnen durch seine Schriften glückliche und lehrreiche Stunden gemacht hat, nun auch im Umgange nichts wie Weisheit oder Witz athmen, kein gemeines Wort sagen und keine schwache Seite zeigen dürfe. Sind sie nun endlich so glücklich gewesen, den Mann, nach dessen Bekanntschaft sie sich so lange gesehnt haben, von Angesicht zu Angesicht zu schaun und er entspricht ihrem Ideale nicht;

so

so rächen sie sich deswegen an dem armen Schriftsteller dadurch, daß sie ihn auf alle Weise verkleinern und Jedem sagen: es sey derselbe der Mann nicht, für den die mehrsten Leute ihn hielten. Das ist gewiß sehr ungerecht; nicht nur deswegen, weil Der, welcher über Eine Sache verständig und gut redet, deswegen noch nicht von allen Gegenständen eben so unterrichtend und angenehm plaudern und wenn er einmal zu einer lebhaften und lehrreichen Unterhaltung gestimmt ist, es darum doch nicht immer seyn kann; sondern auch weil es sehr möglich ist, daß man für sich allein, ohne Zerstreuung, Gedanken und Wendungen finde, die man in Gesellschaft, aus Mangel an Gegenwart des Geistes, aus Schüchternheit, oder aus irgend einer andern Ursache, vergebens an einander zu reyhn sucht und daher vielleicht über einen Gegenstand, der uns nicht fremd ist, der sogar ganz in unser Fach schlägt, sich sehr schief, unbestimmt und unrichtig ausdrückt.

Nun zur zweyten Frage! Ein angenehmer, weltkluger Mann zeigt sich in Gesellschaft gern von der besten Seite und wird sich in Acht nehmen,

men, Gespräche zu führen, die ein nachtheiliges Licht auf seinen Character werfen könnten. So auch, in noch höherm Grade, der Schriftsteller, der wieder ausstreichen kann, was er vielleicht in Uebereilung geschrieben hat, ehe es gedruckt wird. Ein Schriftsteller indessen, der sich oft mit dem Publico unterhalt, wird dadurch ein alter Bekannter von ihm; Gegen alte Bekannte ist man zuletzt nicht mehr so strenge auf seiner Hut; man zeigt kleine Blössen, giebt aber auch Gelegenheit, daß manche Tugenden in uns bewährt gefunden werden, wenn die Leute sehen, daß man sich in Hauptsachen nie widerspricht, und daß gewisse Grundsätze doch wohl tief in das Herz geprägt seyn müssen, weil man sich bey jeder Gelegenheit darauf stützt, bey jeder ungesuchten Veranlassung mit Wärme für diese Grundsätze streitet — Daß darum diese Grundsätze immer in Handlungen übergehn und der Schriftsteller stets grade so rein, so schön die Tugend ausüben sollte, die er von ganzem Herzen treu und redlich empfiehlt, folgt daraus aber noch nicht. Er ist und bleibt ein Mensch, den Leidenschaften und Begierden überraschen und irreleiten können. Es ist daher sehr möglich,

daß ein Mann in den Augenblicken der ruhigen Ueberlegung, wenn der Sturm jener Leidenschaften schweigt, ein Herz voll hoher Tugenden auf dem Papiere entfaltet und dennoch in seinen Handlungen sich sehr erniedrigender Laster schuldig machen kann. Endlich giebt es auch ausgelernte Heuchler, die ihr Leben hindurch Tugend und Religion im Munde führen und dennoch tiefe Bosheit im Herzen hegen.

Allein — und das betrifft die dritte Frage — ich glaube, daß Jeder seine Moralität selbst zu verantworten habe. Meine Freunde wähle ich mir unter den Geprüftesten; allein in großen Gesellschaften ist mir Jeder willkommen, dessen Unterhaltung angenehm, gesittet und lehrreich ist. Die Wahrheit, welche der Schriftsteller lehrt, wenn sie mit Gründen unterstützt wird, denen man seine Ueberzeugung nicht versagen kann, verliehrt nichts dadurch, bleibt darum nicht weniger heilig und das Verdienst, sie mit Eifer gepredigt zu haben, ist immer groß und des Danks werth, wenn auch der Mann, aus dessen Munde oder Feder sie hervorgeht, ein heimlicher Böswicht seyn sollte. Nur der

hoch

hoch gespannte Enthusiasmus unsrer Zeiten kann einen Menschen, wie Voltaire war, zu einem Heiligen erheben. Sein unmoralischer Character ist ja bey so viel Gelegenheiten sichtbar geworden. Es muß jedermann in die Augen fallen, daß es ihm, selbst bey Ausbreitung der edelsten Grundsätze, nie um das Wohl der Menschheit, die er zu lieben unfähig war, zu thun gewesen, daß selbst bey seinen wohlthätigsten Handlungen Eitelkeit und Egoismus allein ihn geleitet haben; aber darum bleibt doch sein Verdienst um die Wahrheit nicht weniger unverkennbar und des Danks der spätesten Nachwelt würdig — Wenn nur das Gute in der Welt geschieht; so ist es wahrlich für das Allgemeine ziemlich einerley, durch wen es geschieht. Ich wünschte aber nicht, daß man dies traurige Privilegium der mündlichen und schriftlichen Sprecher auch auf den geistlichen Kanzel-Redner ausdehnte. Diesen verbindet sein Amt, zu dessen Pflichten offenbar auch die strengste practische Moral gehört, die Wahrheit der Lehre durch sein Beyspiel zu bestättigen; Schriftstellerey aber ist kein besondrer Stand, kein Amt in der bürgerlichen Gesellschaft; sie ist freywillige Un-

terredung mit der Lesewelt, wie ich oben gesagt habe.

Zum Schlusse dieses Abschnittes wollen wir überlegen, in wie fern man von einem guten Schriftsteller fordern könne, **daß er an seinen Schriften feile,** um ihnen den möglich höchsten Grad der Vollkommenheit und Schönheit zu geben.

Man erwartet von jedem verständigen Manne, daß, wenn er an einem Orte redet, wo Viele ihm aufmerksam zuhören, er vorher überlege, was er sprechen und wie er sich ausdrücken will, und daß er nach Befinden, manchen Gedanken, der ihm durch den Kopf läuft, so wie manchen Ausdruck zurücknehme, wovon er glauben kann, daß er die öffentliche Prüfung nicht aushalten dürfte, oder der Würde der Versammlung nicht angemessen wäre. Dasselbe kann man in noch höherm Grade von einem guten Schriftsteller fordern. Es betreffen aber die Verbesserungen, welche dieser mit seinen Werken vornehmen kann, entweder den Inhalt derselben, oder die Weise der Darstellung, oder

die

die Schreibart; Ueber jeden dieser Puncte will ich einige Bemerkungen wagen.

Fast nie kömmt etwas dabey heraus, wenn man seine Arbeiten Andern zur Prüfung und Verbesserung vorlegt. Der Freund ist entweder aus Bescheidenheit nicht aufrichtig, nicht strenge genug, oder er krittelt zu viel daran, weil er sich nicht gehörig in die Manier des Verfassers hineindenkt, sondern sich selber an seine Stelle setzt und ein Buch daraus machen will, wie Er es würde geschrieben haben. Wird es nun nach seiner Weise umgeändert; so entsteht ein buntscheckiges Ding, welches weniger Würkung macht, wie der erste Aufsatz, mit allen seinen Fehlern. Die schriftstellerische Eitelkeit wird dann auch leicht gekränkt; man glaubt den Andern von Vorurtheilen eingenommen und folgt seinen Winken nicht. Gewöhnlich fragt man, wenn es zu spät ist, wenn das ganze Werk vollendet daliegt und, ohne die Ordnung des Ganzen in allen seinen Theilen zu zerstöhren, nicht mehr umzuändern ist. Indessen bin ich weit entfernt, es zu tadeln, daß man bey seinen literarischen Arbeiten, besonders

da, wo leicht irgend eine Leidenschaft die Feder irrgeleitet haben könnte, den Rath verständiger Kenner und kaltblütiger, unpartheyischer Freunde zu Hülfe nehme. Hat man dann die Geduld, ihre Bemerkungen aufzuzeichnen und sein Werk eine Zeitlang liegen zu lassen, bis etwa die kleine Empfindlichkeit über den Tadel verraucht und die erste Vater-Freude lauher geworden ist; so nützt ein sonst nicht gar zu sehr von sich eingenommner Autor zuweilen jene Bemerkungen mit grosem Vortheile und dankt in seinem Herzen dem guten Manne, der ihn von einer Thorheit zurückgehalten hat. Die nöthigste Art der Ausfeilung ist indessen doch immer die, welche der Schriftsteller selbst mit seinem Werke vornimt.

In den Jünglings-Jahren sollte man keine grose Werke, besonders philosophischen Inhalts, und keine wissenschaftliche Systeme schreiben. Hat man sich aber dazu verleiten lassen; so rathe ich, sie nicht früher, wie im männlichen Alter herauszugeben. Es ist zuverlässig, daß man in dieser reifern Periode auf alle Weise unzufrieden mit der jugendlichen Arbeit seyn wird, sowohl, was den Inhalt, als was die Ord-

Ordnung der Gedanken, die Art der Darstellung und den Styl betrift. Werke der leichten Phantasie hingegen und fast alle Gattungen poetischer Fictionen gedeyen besser in jenen glücklichen Frühlingstagen; Ich mögte nicht, daß jeder Jüngling von Genie und Talenten seine Arbeiten von der Art zurücklegte, um einst im männlichen Alter mit kaltem Blute daran zu flicken und in dies leichte Gewebe seine schweren Ratsonnements und Maximen hineinzuwürken.

Zu viel Feile und ängstliche Ausarbeitung schadet manchen Werken des Geschmacks; Sie werden dadurch nicht selten kleinlich, weitschweifig, verlieren an Kraft und Schwung, indem man bey kaltem Blute sehr geneigt ist, zu sehr in das Detail zu arbeiten und der Einbildungskraft des Lesers nichts zu überlassen. Ueberhaupt giebt es Bücher, die bey kaltem Blute weder geschrieben, noch gelesen werden und einzelne Stellen in Gedichten, die, wie die Nebenpartien in gewissen Gemälden, ohne Nachtheil für die allgemeine Würkung, nie ganz ausgemalt, sondern nur leicht hingeworfen, angedeutet werden müssen.

Allein diese Bemerkungen betreffen doch hauptsächlich nur den Inhalt und die Darstellung. An Reinigkeit der Schreibart, an Grazie und Harmonie der Diction, an Würde und Bestimmtheit des Ausdrucks kann fast nie genug gefeilt werden. Indessen bedarf es überhaupt zur sorgsamen Ausarbeitung literarischer Werke nicht grade einer langen Zeit, wenn man es damit nur gehörig anzugreifen weiß; und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn auch manche Vielschreiber sehr vollendete Werke liefern. Ich werde es wagen, hier einige kleine Regeln vorzuschlagen, welche die Arbeit ungemein erleichtern.

Wenn man sich vorgenommen hat, über einen Gegenstand zu schreiben; so beschäftige man sich viel mit Nachdenken darüber; Man erhalte sich ihn immer gegenwärtig; Auf Spaziergängen, in schlaflosen nächtlichen Stunden und überhaupt, wo man irgend Muße dazu hat, betrachte man einen solchen Gegenstand von allen Seiten und in allen seinen Theilen! Man bringe dies in Gedanken in eine gewisse Ordnung, in ein System, in richtigen Zusammenhang!

hang! Man sammle Materialien, werfe sie, um seinem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, mit kurzen Worten auf's Papier und numerire diese Bemerkungen, diese Fingerzeige, diese Geburten des Augenblicks, diese glücklichen Einfälle, die vielleicht nicht so gut wiederkommen! Hat man das eine Zeitlang hindurch getrieben; so wird bald alles sich zu diesem Werke im Kopfe ordnen und man fühlt, daß es würklich schon vollendet ist, noch ehe man einen Federstrich an der Ausarbeitung gemacht hat. Soll man nun die Arbeit zu Ende bringen; so nehme man seine Materialien vor Augen, entwerfe ein Gerippe des Ganzen, schreibe bey jedes Glied desselben die Nummern und Materien, die dahin gehören und arbeite die einzelnen Theile aus — nicht zu viel auf einmal, um nicht zu ermüden und nachlässig zu werden! Was fertig geworden ist, lese man nicht gleich, sondern einige Stunden nachher ohne Zerstreuung durch und verbessere, was uns unbestimmt, unpassend und nicht gut gesagt dünkt! Man schreibe nicht mehr, wie ungefehr die Arbeit eines Tages beträgt, auf einmal in's Reine! Während des Abschreibens wird uns abermals manche Verbesserung einfal-

len. Das Abgeschriebene lese man wiederum mit Aufmerksamkeit durch und zuletzt — das ist eine höchst nothwendige Sache, um noch manchen Uebellaut, manche Kakophonie, manche Ungeheuerlichkeit im Style auszumerzen — lasse man sich's laut vorlesen! Wer endlich noch die Correctur seines Werks, wenn es gedruckt wird, selbst übernimt, kann auch da noch die letzte Hand anlegen. Auf diese Weise vermag man viel und doch gut zu schreiben, ja! mehrere Werke zugleich zu vollenden, und kein Gedanke geht verlohren.

Hier sehe ich Manchen höhnisch über mein Recipe zum Büchermachen lächeln; allein Diejenigen werden mich verstehn, welche wissen, daß auch mit den herrlichsten Gaben und den gründlichsten Kenntnissen, ohne eine gewisse Ordnung, wenig auszurichten ist, und daß oft die vortreflichsten Werke, aus Vernachlässigung solcher mechanischen Hülfsmittel, unvollendet liegen bleiben. In den fruchtbaren Augenblicken, wo dem Schriftsteller sich die glücklichen Gedanken aufdrängen, hat er nicht grade Muße und Lust, an die Arbeit zu gehn; und zu einer an-

andern Zeit, wenn er sich an seinen Schreibtisch setzt, fallen ihm jene schöne Ideen nicht wieder im Zusammenhange ein. — Was würden erst die Spötter sagen, wenn ein Poet sie in die Geheimnisse seiner Kunst einweyhete und sie das Cabinet manches sehr großen Dichters mit aufgehängten Reim-Täflein tapeziert sahen?

So viel über das Feilen an den literarischen Producten; und nun nur noch Eine Bemerkung! Oft wird die Aufmerksamkeit des Publicums eine Zeitlang auf einen einzelnen Gegenstand geheftet; sey es nun, daß eine ausserordentliche politische oder andre Begebenheit die Köpfe beschäftigt, oder daß eine sonderbare literarische Erscheinung, ein neues System, ein Streit zwischen zwey Gelehrten von Bedeutung, Aufsehn erregt. Bey solchen Gelegenheiten fühlt so Mancher Beruf, seine Stimme zu geben, etwas zur Erläuterung der Wahrheit beyzutragen, ja! es kann ihm Bedürfniß scheinen, in diesen Augenblicken als Schriftsteller aufzutreten, um ein Ueberhand nehmendes Vorurtheil zu bekämpfen, einem einreissenden Misbrauche zu steuern, einer Thorheit, einem Unglücke

glücke in der gelehrten, sittlichen, oder politischen Welt, wenn nicht vorzubeugen, doch davor zu warnen, darauf aufmerksam zu machen. Solche Schriften aber verliehren, nach einem kurzen Zeitraume, wenn die Umstände sich verändert haben, ihren Werth; ein Theil desselben beruht bloß darauf, daß sie in dem rechten Augenblicke erscheinen. Von dergleichen Schriften also, die gar nicht bestimmt sind, auf die Nachwelt zu kommen, einen hohen Grad von Ausfeilung zu verlangen, hiesse ungerecht seyn. Ueberhaupt aber kann man es heut zu Tage wohl manchem Schriftsteller vergeben, wenn er ein wenig mit Herausgabe seiner literarischen Producte, besonders im Fache der schönen Wissenschaften und Künste, eilt, da der Geschmack des Publicums so äusserst veränderlich ist, daß, wenn er ein Gedicht, ein Schauspiel, einen Roman, oder eine musicalische Composition, nur einige Jahre liegen lässt, Gegenstand, Sprache, Ton und Art der Behandlung gänzlich aus der Mode kommen. Man wird dies leicht verstehn, wenn man sich nur die Mühe geben will, die Verzeichnisse der Theaterstücke nachzusehen, die auf unsern teutschen Bühnen gege-

gegeben werden und man dann sieht, in welchem Verhältnisse die Vorstellungen eines Meisterwerks von Lessing mit den häufigen Wiederholungen unsrer tollen Ritter- und Spektakelstücke stehen. Indessen behalten freylich Werke von Bedeutung und ächtem Gepräge in jedem Zeitalter ihren Werth, und früh oder spät kehrt das irregeleitete Publicum, mit Bewunderung und Dankbarkeit wieder zu ihnen zurück.

IV.

Ueber des Schriftstellers Beruf, Freyheit, Einfluß, Ruhm, Beyfall und äussere Ehre.

Beruf zum Schriftsteller hat Jeder, der etwas nicht Alltägliches, nicht allgemein Bekanntes, etwas Nützliches zur Belehrung oder Warnung, etwas dem Bedürfnisse der Zeiten Angemessenes, oder auch nur etwas unschädlich angenehm Unterhaltendes, Jeder der etwas zu sagen weiß, das frommt, wodurch Tugend und Weisheit befördert, Wärme für das Gute erregt und unterhalten, Trost und unschuldige Freude verbreitet werden können. Ja! es kann Pflicht seyn, für den Staats- und Weltbürger, laut über Gegenstände seine Stimme zu geben, die das Wohl des Landes, in welchem er lebt, oder gar der ganzen Menschheit betreffen. Nicht Jeder, der dazu Kenntnisse, Talente

leute und guten Willen hat, sieht, seinen bürgerlichen Verhältnissen nach, an einem Platze, wo er auf andre Weise gehört wird, auf andre Weise zum allgemeinen Besten würksam zu seyn vermag; Als Schriftsteller aber wird er sich vielleicht den Weg zu den Ohren Derer bahnen, die helfen können; ohne äussere Macht die Cabalen der mächtigsten Feinde und Verhehler der Wahrheit zu Schande machen.

Niemand aber hat Beruf, Dinge laut auszurufen, die anständiger und zweckmäßiger nur Wenigen gesagt werden, die einzelnes Unheil stiften können, ohne im Allgemeinen Gutes zu bewürken; Niemand hat Beruf, das Zutrauen guter Menschen zu misbrauchen; öffentlich aufzudecken, was der vorsichtige und redliche Mann lieber nicht wissen, viel weniger bekanntmachen mögte; noch vor das Tribunal des Publicums zu ziehn, was nur vor den Richtstuhl des Hausvaters oder der gesetzmäßigen Obrigkeit gehört, so lange Diese ihm nicht Ohr und Gerechtigkeit verweigert.

Allein ich kann mich nicht enthalten, zu glauben, daß man es dem Gewissen und der

eig-

eignen Verantwortung des Schriftstellers überlassen müsse, in wie fern er seines Berufs, seiner Rechte und seiner Pflichten eingedenk seyn wolle. Ueberschreitet er die Grenzen, welche diese ihm setzen; so kann jeder Einzelne, den er gekränkt hat, oder seine Obrigkeit selbst, ihn zur Rechenschaft ziehn; ob es aber billig und nützlich sey, ihm vorher die Hände zu binden; das ist eine andre, nicht so leicht zu beantwortende Frage: ob die **Einschränkung der Preß-Freyheit** nicht größern Nachtheil stiften könne, wie der Misbrauch derselben? Ohne mich zu vermessen, hierüber ein entscheidendes Urtheil zu fällen, werde ich es wagen, nur einige Bemerkungen über diesen Gegenstand den Lesern zur Prüfung vorzulegen.

Die Censur aller Werke, die gedruckt werden sollen, der Willkühr einzelner Männer zu überlassen, heißt einzelne Männer zu Richtern über die allgemeine und Privat-Meinung machen, heißt das ganze Gebieth der Wahrheit, oder vielmehr die Circulation derselben in einem Lande diesen Männern in die Hände legen. Nun kann es solchen Richtern aber an Einsicht

oder

oder an gutem Willen fehlen, und in beyden Fällen leidet doch die Wahrheit. Man kann freylich den Censorn Vorschriften geben und man giebt sie auch gewöhnlich, indem man es ihnen zur Pflicht macht, nur dasjenige nicht drucken zu lassen, was gegen Religion, Staat und gute Sitten anstößt; allein war nicht alles, was der große Martin Luther schrieb, damals gegen die Religion? Kann nicht in äusserst despottischen Staaten, wo die Unter-Tyrannen im Namen des Landesherrn die abscheulichsten Gewaltthätigkeiten ausüben, alles für empörend gegen den Staat ausgegeben werden, was diese Misbräuche rügt? Heißt es nicht, jeder nützlichen Reform verjährter Misbräuche, jeder Erforschung und näheren Beleuchtung der Wahrheit Thor und Thür verschliessen, wenn man den Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft erlaubt, über alles laut zu reden, ausser über das, was ihnen am wichtigsten seyn muß — über die Anstalten, zur Beförderung ihrer zeitlichen und ewigen Glückseligkeit? Haben wir nicht an manchen, besonders catholischen Ländern, den schädlichen Einfluß solcher Einschränkungen gesehn? Hierzu kommen noch folgende Gründe:

Es ist bekannt, daß jede Untersagung, wovon Ursache und Nutzen nicht jedermann einleuchtet, doppelt die Begierde zu dem Verbothnen erweckt; daß der unruhige Thätigkeits-Trieb jeden Kampf liebt, und daß der Mensch gewöhnlich erst dann zu einer, ihm sonst gleichgültigen Handlung gereizt wird, wenn man die Freyheit, sie zu begehn, einschränkt. Die Erfahrung lehrt auch, daß in keinem Lande mehr und begieriger solche Bücher, die man gefährlich nennt, gelesen und geschrieben werden, wie da, wo die schärfsten Edicte dagegen gegeben sind, indem man tausend Mittel findet, in diesem Punkte die Wachsamkeit der Policey zu hintergehn und es in solchen Ländern der Fehler so viel, wie der würklichen Uebertreter giebt. Kühne, gewagte, sophistische Sätze verführen und reissen mehrentheils nur dann hin, wenn sie heimlich gepredigt werden; laut, öffentlich gesagt, aus allen Gesichtspuncten betrachtet und der allgemeinen Prüfung ausgesetzt, erscheinen sie, entblößt von allem Schimmer, in ihrer lehmen Gestalt. Ich habe nirgends mehr Religions-Spötter gefunden, wie in solchen catholischen Provinzen, wo jeder Schein des Unglaubens ein Capital-Verbrechen ist, da hin-

hingegen in protestantischen Gegenden, in welchen dem freyen Untersuchungs-Geiste keine Fesseln angelegt sind, dergleichen elende Witzeleyen wenig Sensation machen und man gewöhnlich Denjenigen verachtet, der sich hämische Angriffe erlaubt da, wo es ihm unverwehrt ist, öffentlich und ernsthaft für seine Meinung zu kämpfen. Noch ist die Beobachtung nicht zu vernachlässigen, daß die ärgsten Plauderer, wenn man sie nur schwatzen lässt, gewöhnlich die unschädlichsten Menschen in ihren Handlungen sind, und daß, wenn man den Leuten nur erlaubt, frey zu raisonniren, sie desto weniger zu würklichen Meutereyen schreiten, die immer nur im Dunkeln und im Drucke erzeugt werden. Auch ist dies das sicherste Mittel für den Regenten, von der Stimmung des Volks und von den Meinungen, welche Ueberhand nehmen, unterrichtet zu werden und dagegen arbeiten zu können. Endlich zeigt die Regierung, durch Verachtung solcher Schreyer, eine Sicherheit, ein Bewusstseyn ihrer Würde und Gerechtigkeit und eine Zuversicht zu der Würksamkeit ihrer Anstalten, die den Bosshaften und Aufrührer zittern macht und ihn abhält, etwas Gefährliches zu unter-

nehmen. Der groſse König Friedrich hat, während seiner langen und wohlthätigen Regierung, die Richtigkeit dieſer Staats-Maximen practiſch bewieſen.

Dagegen glaube ich, daß folgende Vorkehrungen einer weiſen Regierung jedem Mißbrauche der Preß-Freyheit würden steuern können: Man verordne, daß kein Buch im Lande gedruckt werde, ohne daß die Cenſur vorher Notiz davon erhalte; Und da ein Schriftſteller ſeine Urſachen haben kann, warum er ſich nicht öffentlich nennen will; ſo laſſe man ihm zwar dieſe Freyheit, lege es ihm aber zur Pflicht auf, ſeinen und des Verlegers Namen dem Cenſor anzuzeigen. Dieſer habe zwar nicht das Recht, etwas im Manuſcripte auszuſtreichen, ſey auch verbunden, wenn keine Klage über den Inhalt des Buchs entſteht, jene Namen zu verſchweigen; Sobald aber irgend eine, in dieſem Werke angegriffene Privat-Perſon oder der Fiſcal, wegen würklich aufrühreriſcher Grundſätze, welche daſſelbe enthält, die Gerechtigkeit anfordert; ſey der Cenſor befugt, den Verfaſſer bekannt zu machen; und dann werde das Buch von einer dazu niedergeſetzten Commiſſion, die

aus

aus Gelehrten und Staatsmännern bestehn muß, geprüft und mit aller Strenge gegen den Ruhestöhrer verfahren! Werke hingegen, welche sich, in bescheidnem Ton, bloß mit theoretischer Prüfung der Wahrheit abgeben, (mögten diese Wahrheiten auch noch so viel Sanction haben) sollte, denke ich, eine Landes-Regierung, nur auf eben diese Weise, durch geschickte Schriftsteller widerlegen lassen. Indessen kann es, nach Zeit und Umständen, Fälle geben, wo eine weise Regierung, wenigstens auf eine Zeitlang, in diesem Puncte strenger verfahren muß; und dann ist es die Pflicht gehorsamer Unterthanen, weder dies Gesetz zu übertreten, noch dagegen zu murren. Ueberhaupt muß sich der freymüthige Patriot dadurch von dem Volks-Aufwiegler unterscheiden, daß, wenn er auch über eine öffentliche Anstalt, oder über ein Landes-Gesetz seine Meinung und Zweifel äussert, er dies jedoch in dem Ton einer bescheidnen und kaltblütigen Untersuchung thue; zweytens selbst das Gesetz, dessen Zweckmäßigkeit er angreift, pünctlich befolge, so lange es nicht aufgehoben ist; und drittens nie Andre zu verleiten suche, demselben ungehorsam zu werden.

Allein ist denn auch würklich der **Einfluß der Schriftsteller** zum Bösen so groß, wie man gewöhnlich anzunehmen pflegt? Ich habe oft erklärt, daß ich daran nicht glaube; die Sache verdient indessen wohl, näher beleuchtet zu werden.

Entweder ist das, was ein solcher verrufner Autor lehrt, Irrthum, oder Wahrheit. Im ersten Falle wird dieser Irrthum (mögte er auch durch sophistische Künste verschleyert, und durch den Zauber einer trügerischen Rednerkunst aufgestutzt seyn) doch keine feste Wurzel fassen. Die Stimme der Wahrheit wird sich eben so laut dagegen erheben; und warum sollte ihr nicht auch eben so sehr und in noch höherm Grade die Macht der Beredsamkeit zu Hülfe kommen können? Dann gewinnt sie offenbar durch solche Angriffe, wie die ächte Tugend durch Anfechtung gewinnt. — Sie wird nun um so bewährter gefunden. Es hieße auch sehr geringschätzig von seinen Zeitgenossen denken, wenn man annehmen wollte, sie seyen geneigter, der Thorheit, wie der Weisheit das Ohr zu leyhn; Und wäre das; so könnte man sicher behaupten,

daß

daß an dem Heile und der Ueberzeugung solcher Menschen wenig gelegen, daß an ihnen nichts zu verderben wäre. Hält aber die Wahrheit solche Anfälle, solche Prüfung nicht aus; so ist sie in sich keiner Fortpflanzung werth oder vielmehr — sie ist dann nicht ächte Wahrheit.

Ist aber das, was der Schriftsteller lehrt, unwiderlegbare Wahrheit; so würkt sie auch gewiß nichts Böses. — Sollte das edelste Geschenk des Himmels, Wahrheit, Unglück stiften können? Nimmermehr! Auch ist sie ein freyes Gut, an welchem Jeder nach seinen Kräften Antheil zu nehmen das Recht haben muß, worauf kein Embargo gelegt werden kann; und alle Systeme, religiöse, politische, moralische, oder wie sie Namen haben mögen, die auf Täuschung beruhen, die, um sich aufrecht zu erhalten, nur Einigen das Privilegium gestatten, ihre Vernunft zu gebrauchen, den Uebrigen aber die Augen verbinden und ihnen das Joch der Autorität aufhängen, sind schädlich, verdächtig und können sich durchaus keine Dauer versprechen. Welche menschliche Einsicht will es wagen, zu bestimmen, wem die Wahrheit nützt

und wer sie zu ertragen vermag? Das sieht nur Der, welcher unser Innerstes erforscht und der selbst die Wahrheit ist.

Allein Wahrheit kann doch zur Unzeit gelehrt werden, kann Menschen gelehrt werden, denen es an Empfänglichkeit und Vorbereitung dazu fehlt? — Gewiß! aber dann ist die einzige zu erwartende schädliche Folge die, daß sie nicht verstanden wird. Wer zur Unzeit Sätze vorträgt, für welche das Zeitalter nicht empfänglich ist, hat sich's selbst zuzuschreiben, wenn Spott, oder sogar Verfolgung der Lohn seines Unverstandes wird; Er schadet also niemand, wie sich selber. Würkt aber die Wahrheit; so ist das ein Zeichen, daß sie schon in den Köpfen gegährt hat; und dann würde doch keine menschliche Gewalt hinreichen, ihre Fortschritte zu hemmen, wenn auch die Schriftsteller diesen Würkungen nicht zu Hülfe kämen.

Ich kann mich also nicht von dem schädlichen Einflusse der Schriftstellerey überzeugen; um desto zuversichtlicher aber glaube ich an ihren herrlichen Nutzen. Der, welcher unbestimmte, schwan-

schwankende Ideen über Gegenstände, welche der Menschheit wichtig sind, berichtigt und beleuchtet; Der, welcher edle Grundsätze der Religion, Moral und ächten Weisheit, durch einen lebhaften Vortrag und durch hinreissende Herzens-Beredsamkeit, anschaulicher, interessanter macht, den Keim des Guten in den Seelen der Leser durch die erquickende Wärme seines Enthusiasmus zur Reife bringt, in guten Vorsätzen bestärkt und den Heroismus hoher Tugenden erweckt, der macht sich sehr verdient um die Menschheit. Und verzweifelt nicht, Ihr Edlen! wenn Ihr auch nicht gleich die Würkungen Eurer Bemühungen vor Augen seht, wenn Eure Zeitgenossen Euch nicht so eifrig, wie Ihr es zu verdienen glaubt, ihren Dank zollen! Der gute Saamen, den Ihr ausstreuet, gedeyet doch, und sollte auch erst die späte Nachwelt die Früchte davon geniessen. Nach und nach kommen diese wohlthätigen Wahrheiten durch Eure vereinten Bemühungen in grössern Umlauf und erhalten dauerhaften Credit. Sie behalten, wie das feine Silber, stets ihren innern Werth; indeß die verfälschte Münze, Trotz dem schönen Stempel, sich bald durch das hervorscheinende

Kupfer verräth und grade am ersten ihren eignen Unwerth offenbahrt, je mehr sie durch verschiedene Hände geht.

Allein es giebt doch Eine Art von Schriften, die ich für gefährlich halte — obgleich freylich die Tugend und Weisheit solcher Menschen, die dadurch wankend gemacht werden, nicht viel werth sind — ich meine solche Bücher, welche die Phantasie und Sinnlichkeit junger Leute reizen, sie mit üppigen Bildern, oder mit Schwärmereyen erfüllen. Ich gestehe aber, daß ich nicht weiß, wie selbst eine strenge Censur dieser Gefahr vorbeugen könnte. Menschen von festen Grundsätzen sind ihr indessen nicht ausgesetzt, und wenn bey jungen Leuten eine sorgsame Erziehung und kluge Wachsamkeit über die Auswahl ihrer Lectur dem Uebel nicht vorbeugt; so ist doch alles Hüten und Einschränken vergebens. Wo einmal das Feuer unsittlicher Triebe und phantastischer Wünsche im Verborgnen lodert, da findet es leicht Nahrung, um in helle Flammen auszubrechen. Die Menge solcher Romanen, Schauspiele, Märchen und Gedichte, welche dergleichen Feuer nähren können, ist schon

so

so groß und der jetzige Ton der gesellschaftlichen Unterhaltung schon so darauf gestimmt, daß es fast gerathner ist, der Sache ihren Lauf zu lassen und zu hoffen, daß solche Ideen, selbst durch den allgemeinen Cours, den Reiz der Neuheit verlieren.

So viel von dem Einflusse der Schriftstellerey auf Verstand, Herz und Sitten! Der, welcher das süße Bewußtseyn mit in das Grab nehmen darf, durch seine Schriften viel Gutes dieser Art gestiftet zu haben, hat gewiß ein groſses Verdienst um die Menschheit. Nach den Würkungen also, welche ein Buch hervorbringt, kann man wohl den Grad seines Werths bestimmen. Diejenigen Werke, welche blos angenehm unterhalten oder nur die Phantasie beschäftigen, würden wohl freylich — so groß auch die Wohlthat ist, Andern frohe Stunden zu machen, Gram und Grillen auf eine Zeitlang zu verscheuchen und wegzuzaubern — dennoch denen den Vorrang lassen müssen, durch welche entweder das Gebiet solcher Wissenschaften erweitert wird, die practischen Einfluß auf das Wohl der Menschheit haben,

oder

oder durch welche die Antriebe zu aller Art Tugend und Pflichts-Erfüllung, auf eine nicht gemeine Weise, verstärkt werden. Ich würde daher die Schriftsteller so classificiren, daß ich denen, welche practisch belehren und bessern, den ersten Platz anwiese, den darauf folgenden solchen Männern einräumte, welche in speculativen Wissenschaften neue, kühne Aussichten eröfnen, und dann einen andern Grad von Verdienst Denen zugestünde, die bloß für die angenehme Unterhaltung arbeiten.

Allein es fragt sich nun: **woran soll ich den guten Schriftsteller in jeder dieser Gattungen erkennen?** Entscheidet darüber die allgemeine Stimme des Publicums, oder der Ausspruch der öffentlichen Kunstrichter, oder sollen wir uns allein auf das Urtheil einiger Kenner verlassen, wenn auch das Buch keine Sensation bey der Lesewelt macht und in critischen Blättern getadelt wird?

Hierauf läßt sich im Allgemeinen nicht antworten. Ist von wissenschaftlichen Werken die Rede, die nach einem positiven Maaßstabe geprüft werden können und bey welchen es auf

den

den Einfluß des Geschmacks und den Ton des Zeitalters gar nicht ankömmt; so pflegt die Frage nicht lange unentschieden zu bleiben: Neid und Vorurtheil haben da wenig Einfluß und Jeder, welcher dieses Fach studiert hat, erkennt bald, ob durch ein solches Werk ein bis jetzt unbekannt gewesenes Stückchen Landes in dem ungeheuren Gebiethe der Gelehrsamkeit ist entdeckt worden. Ganz anders aber sieht es mit Büchern aus, auf deren Beurtheilung die Stimmung des Geistes und der Geschmack des Zeitalters würken können. Wie unsicher und sich unter einander widersprechend die Richtersprüche der critischen Journalisten, besonders in Teutschland sind, davon werde ich vielleicht noch in der Folge reden. Für Kenner geben sich so Manche aus, die es entweder gar nicht sind, oder doch durch die Brille der Vorurtheile, des Neides, oder andrer Leidenschaften sehen. Es bliebe also übrig, zu untersuchen, ob die allgemeine Stimme des Publicums, der Beyfall, mit welchem ein Buch von dem großen Haufen gelesen und die Begierde, mit welcher es gekauft wird, etwas für seinen Werth entscheidet — ob vox populi auch hierinn vox dei ist?

Das

Das können wir wohl sicher annehmen, daß Derjenige wenigstens ein sehr mittelmäßiger Schriftsteller sey, welcher unaufhörlich über kalte Aufnahme seiner Werke, über Verschwörung der Recensenten gegen ihn, über den Neid seiner Zeitgenossen klagt, andre Schriftsteller zu verkleinern sucht, durch anlockende Titel, prahlerische Ankündigungen, ängstliche Pränumerations-Anstalten und andre Operationen dieser Art, seinen Büchern Absatz zu verschaffen sucht, endlich sich selber recensirt, oder durch seine eben so unberühmten Freunde recensiren und ausposaunen läßt. Eine allgemeine Verbindung der Lesewelt gegen einen einzigen Mann, oder eine so allgemeine Verblendung des Publicums läßt sich doch nicht wohl denken. Wenn jemand in einer Gesellschaft das grose Wort führt, ihm aber niemand zuhören will, Jeder ihm den Rücken zuwendet, ein Paar Personen ausgenommen, die er bey den Rock-Knöpfen festhält; so bleibt ihm freylich überlassen, sich einzubilden, daß er der einzige verständige Mann in der Versammlung, und daß die Uebrigen alle unwissende, geschmacklose Thoren seyen; allein er muß uns doch erlauben, zu denken, daß sein

Vor-

Vortrag wenigstens für diese Gesellschaft nichts taugt, weil niemand dafür empfänglich ist. Da nun ebenfalls der Schriftsteller, welcher ein Werk drucken läßt, dadurch zeigt, daß er nicht bloß für ein Paar gute Freunde, sondern für das Publicum arbeitet; so ist er wenigstens für das jetzige Zeitalter kein guter Schriftsteller, wenn er in demselben allgemein misfällt; und Werke von hohem Werthe pflegen doch in allen Jahrhunderten, in welchen nicht die tiefste Barbarey herrscht, einiges Aufsehn zu machen.

Wenn aber allgemeiner Tadel den Unwerth eines Buchs bestimmt; so folgt daraus in der That noch nicht, daß lauter Beyfall und schneller Absatz etwas für die Vortreflichkeit eines Werks entscheiden. Auch in der Literatur giebt es Moden; Auf gewisse Gegenstände ist eine Zeitlang die Aufmerksamkeit des ganzen Publicums geheftet; alles, was dann darüber geschrieben wird, geht reissend ab, sey es auch noch so unbedeutend. So waren, eine Periode hindurch, Freymaurerey und Mystik, dann Jesuitismus und Krypto-Catholicismus das allgemeine Steckenpferd; jetzt ist es die französische Revolution.

Auf

Auf eben diese Weise ist in Werken des Geschmacks bald diese, bald jene Manier, Form und Art der Darstellung, die irgend ein guter Kopf durch ein Meisterstück dieser Gattung in Aufnahme gebracht hat, vorzüglich beliebt; dann wird alles begierig verschluckt, was in dieser Gestalt erscheint. Wir haben Perioden erlebt, wo nur Idyllen; andre, wo vorzüglich Nachahmungen von Yoricks Reisen; Romane, voll Empfindeley, Liebeley, Sturm und Drang; im theatralischen Fache Ritter- und Spectakel-Stücke; andre, wo Volks-Märchen, dialogirte Geschichten u. s. f. ihr Glück machten. Endlich ist zuweilen das Publicum durch Ein vorzügliches Werk so sehr zum Vortheil eines Schriftstellers eingenommen, daß auch das mittelmäßigste Product, vor welchem nur sein Name steht, sich sichern Abgang versprechen kann — Das alles aber sind nur vorübergehende Launen; zwey Jahre später — und man bekömmt einzelne Bogen dieser Meisterstücke in den Kauf, wenn man Rosinen holen läßt. Ich habe oben gesagt, daß ein guter Schriftsteller sich nach der Stimmung des Publicums richten müsse; das ist ganz wahr, doch nur in sofern er darum weder

seine Grundsätze, noch sein Gefühl für das wahrhaftig Gute, Nützliche und Schöne zu verleugnen braucht. Nie wird ein Autor, der seine Würde und die Wichtigkeit seines Berufs fühlt, aus Eitelkeit, um eine ephemerische glänzende Existenz zu haben, oder aus niedriger Gefälligkeit gegen den grosen Haufen, dem verderbten Geschmacke des Zeitalters schmeicheln und Werke liefern, in welchen er sich an der gesunden Vernunft, dem sittlichen Gefühle, oder den Regeln der ächten Kunst versündigt.

Allgemeiner Beyfall beweist also nicht immer etwas für den Werth eines Buchs und für die Talente des Verfassers; Wenn aber ein Werk bey seiner ersten Erscheinung gut aufgenommen wird; wenn der gröste Theil der Kunstrichter es nicht verdammt; wenn dieser Beyfall eine Reyhe von Jahren hindurch fortdauert; wenn das Buch mehrere Auflagen erlebt; wenn Ausländer es der Uebersetzung werth halten; so ist man befugt, zu glauben, daß dies Werk, wenigstens für unser Zeitalter, wahren Werth habe, mögten auch der Neid

oder die Cabale einzelner Schreyer ihn zu verkleinern suchen. Dieser Neid ist das ächte Kennzeichen schlechter Schriftsteller; Der Mann von wahrhaftig großen Talenten freuet sich über jede Bereicherung der Literatur und Kunst und lässt selbst solchen Werken Gerechtigkeit wiederfahren, wodurch seine eignen verdunkelt werden. Auch bleibt ja seiner kleinen, verzeyhlichen Eitelkeit immer der Trost, daß, wenn Andre mehr Lorbeeren einerndten, wie er, sie doch dieselben auf dem Wege holen, den er gebahnt hat.

Wenn nun aber ein Schriftsteller des allgemeinen und dauernden Beyfalls würdig ist, den ihm die Lesewelt zollt, wird dann auch gewiß **Unsterblichkeit** sein Theil seyn? Wird sein Werk in jedem Zeitalter den Werth behalten, den es in dem jetzigen behauptet? Das ist eine andre Frage. Das Gebieth der Wissenschaften wird immer mehr erweitert; die Quellen der Erkenntniß werden aufgeräumt; Wahrheiten, die vor Jahrhunderten nur wie Geheimnisse den Eingeweyheten gelehrt wurden, haben jetzt allgemeinen Cours; Man

blickt

blickt immer tiefer in die verborgnen Winkel des menschlichen Herzens; die Phantasie hat fast alle Gegenden durchlaufen, die disseits der irdischen Grenzen liegen; Endlich ist fast keine Art der Darstellung, Manier und Einkleidung, welche nicht schon von grossen Genies älterer und neuerer Zeit wäre versucht und mit Erfolge gecrönt worden. Es wird also immer schwerer, etwas Neues zu sagen, einen noch nicht betretnen Pfad zu ebnen. Allein unendlich gross ist doch noch die terra incognita der Wahrheit und das Gebieth der Dichtung; Das Verdienst so mancher überwundnen Schwierigkeit, bey einer gewagten Reise weiter vorwärts in diese unbekannten Gegenden, wird doch selbst von den Nachkommen, die nun schon in diesem Lande einheimisch geworden sind, nicht miskannt; Unendlich mannigfaltig ist auch die Gabe der Darstellung — Und dann — wie wenig Werke giebt es, die zugleich in sich alle Arten der Vollkommenheit vereinigen: Neuheit, Gründlichkeit, Kunst, eindringende Kraft und Schönheit! Solche vollendete Meisterstücke veralten nie. Auch rückt die Welt leider! nicht durch

alle Jahrhunderte hindurch zum Beſſern vor. Es kommen auch in der gelehrten Welt Zeiten des Mißwachſes, des Krieges und der Theue' rung, wo der fruchtbare Boden nur wildes Unkraut hervorbringt; Zeiten der Barbarey und des geſunknen, verkrüppelten Geſchmacks. Allein auch dieſe dauern nicht; die Empfänglichern fangen bald an, ſich nach beſſerer Koſt zu ſehnen; es eckelt ſie der loſen Speiſe; und dann holt man die, in den Tagen des Ueberfluſſes zurückgelegten, aber nicht verwelkten Früchte wieder hervor und pflanzt die Kerne daraus, zu einer neuen, edeln Vegetation.

Was ich vorhin von dem Nutzen, den ein Schriftſteller ſtiften kann und von ſeinen Verdienſten um die Welt geſagt habe, wird wohl manchen Leſer verleiten, voraus zu ahnen, ich werde nun auch von **der, einem ſolchen Name gebührenden beſondern Ehre und Auszeichnung** reden und meine Forderungen von dieſer Seite werden nicht geringe ſeyn; Allein ich darf hoffen, daß man, wenn ich meine Grundſätze darüber entwickle, in denſelben keine Spur eines lächerlichen Handwerkſtolzes finden wird.

So

So groß auch das Verdienst ist, etwas Gutes, Nützliches, Belehrendes, Tröstendes, Aufmunterndes, zu Beförderung der Tugend, Weisheit und Heiterkeit, mündlich oder schriftlich zu sagen; so ist doch wahrlich eine Reyhe guter Handlungen mehr werth, wie eine Reyhe guter Reden. Jene führen ihre segenreichen Folgen unausbleiblich mit sich; die Würkung dieser hingegen ist wenigstens nicht so bestimmt gewiß. Es wird deßfalls niemand leugnen wollen, daß so mancher Biedermann, welcher nie eine Zeile hat drucken lassen, durch ein wohlthätiges, seinen bürgerlichen und häuslichen Pflichten gewidmetes Leben und durch belehrendes Beyspiel, sehr viel mehr Nutzen für die gegenwärtige und künftige Generation stiftet, wie der berühmteste Schriftsteller. Es ist auch wahr, daß eine Menge Leute, bey den herrlichsten Talenten zur Autorschaft, nur deswegen keine Bücher schreiben, weil sie ihre Zeit nützlicher anwenden zu können glauben, wenn sie dieselbe den Geschäften des bürgerlichen Lebens widmen, und daß hingegen viel Schriftsteller und Gelehrte, über das leidige Bücherschreiben und Studieren, ihre ersten,

natürlichsten und heiligsten Pflichten verabsäumen, über Erziehung des Menschengeschlechts schreiben und die Bildung ihrer eignen Kinder schändlich verwahrlosen, über Welt-Revolutionen und Staats-Verfassungen raisonniren, und in denen, ihnen anvertraueten Berufs-Geschäften, nicht einen einzigen brauchbaren Aufsatz liefern.

Ich habe schon oft den Wunsch geäussert, daß doch niemand die Schriftstellerey zu seinem einzigen Berufe, zu seiner einzigen Haupt-Beschäftigung machen mögte, wenigstens nicht in zu frühen Jahren. Man ist doch wahrlich, als Bürger im Staate, demselben solche unmittelbar thätige Dienste schuldig, deren Nutzen nicht auf bloße Speculation gegründet ist. Muße zum Bücherschreiben findet Der, welchem es nicht an Talenten dazu fehlt, immer nebenher, ja! ich darf mich wohl auf die Erfahrung berufen, wenn ich behaupte, daß der Geschäftsmann, der thätige Hausvater und Bürger, in seinen Erholungsstunden, practisch besser, auch mit mehr Feuer schreibt und daß er gewöhnlich das Publicum mehr respectirt, mehr auf den Nutzen denkt, welchen er den bürgerlichen

Ge-

Gesellschaften leisten kann und soll, deren würkliches Mitglied er ist, wie der eigentliche Büchermacher vom Handwerke, der nur als Volontair im Staate dient. Für den Geschäftsmann ist Schriftstellerey süße Erholung; Er arbeitet mehr con amore, sammelt und ordnet mit mehr Bedacht und Auswahl, wie Der, welcher vom Morgen bis zum Abend über seinem neuen Werke brütet.

Man klagt oft, daß gute Schriftsteller in ihrem Vaterlande nicht nach Würden geschätzt, von den Landes-Regierungen nicht nach Verdienst ausgezeichnet und belohnt werden. Es ist wahr, daß ein solcher Mann von dem Neide und der Cabale seiner Mitbürger verfolgt wird, die es nicht vertragen können, daß er sich, ohne ihr Zuthun, eine angenehme und glänzende Existenz verschafft; Es ist wahr, daß hie und da der Despotismus, welcher gern allein Güter, Würden und Ehre nach Willkühr austheilt, scheel dazu sieht, wenn ein Mensch, dem er im bürgerlichen Leben einen engen, unbedeutenden Würkungskreis angewiesen hat, sich ohne seine Erlaubniß auswärts

einen groſsen Ruf erwirbt, so daſs er sich auf gewisse Weise von ihm unabhängig macht und in fremden Provinzen Seiner mit Ruhm und Achtung gedacht wird, indeſs man seine Obern kaum den Namen nach kennt; daſs daher die unumschränkten Herrn die Republic der Gelehrten gleichsam wie einen gefährlichen Statum in statu anzusehn pflegen; Allein man kann es doch wahrlich auch den aufgeklärtern und billigern Regierungen nicht verdenken, wenn sie das eigentlich thätige Leben zu begünstigen und, bey dem ungeheuren, sich täglich vermehrenden Heere müſsiger Menschen, die sich bloſs damit beschäftigen, literarische Mode-Waare zu verarbeiten, fähige junge Leute nicht noch mehr zu ermuntern suchen, ihre Kräfte und Talente dem bürgerlichen Leben zu entziehn.

Im Ganzen kann man in Teutschland nicht über Geringschätzung guter Schriftsteller klagen. Edle Fürsten setzen groſsen Dichtern Jahrgelder aus, stiften Academien, bestimmen Preise, rufen Gelehrte von Bedeutung in ihr Land und geben ihnen ansehnliche Besoldungen; der Mann, welcher sich durch seine literarischen

schen Producte Ruhm erworben hat, wird an Höfen und in den Häusern der Vornehmen mit ausgezeichneter Achtung behandelt, wenn seine Sitten fein und gefällig sind; Und was das teutsche Publicum betrifft; so ist dies nur gar zu geneigt, Schriftsteller, bey ihrer ersten vortheilhaften Erscheinung, durch zu viel Lob, Beyfall und Schmeicheley, zu verderben und dadurch Eitelkeit und Autorstolz zu nähren. Das Andenken verstorbner grosser Schriftsteller wird geehrt; Man errichtet ihnen ja sogar marmorne Denkmale, indeß die Asche manches, um das Wohl seines Vaterlandes wahrhaftig verdient gewordnen Mannes ein mit Füßen getretner Sandstein deckt.

Allein übertrieben und lächerlich sind oft die Forderungen unsrer Schriftsteller. Ein junger Herr, der einmal ein Paar leidliche Verslein zur Welt gebracht, einen kleinen Roman geschrieben, ein mittelmäßiges Schauspiel hat drucken lassen, glaubt sich dadurch so groß geworden, daß er meint, der ganzen Welt Augen müssten auf ihn gerichtet seyn. Er wundert sich über die Barbarey, welche da

herrscht, wo nicht jedermann sich beeifert, ihn aufzusuchen, ihn zu den ersten Cirkeln einzuladen, ihm zu huldigen. Und leider! wird diese thörichte Einbildung von gewissen Liebhabern der leichtfüßigen Literatur dadurch unterhalten, daß Diese sich um einen solchen schönen Geist, der vielleicht alles, was er je Zusammenhängendes in seinem Leben gedacht, auf einmal zu Papier gebracht hat, umherdrängen, als wäre er ein Wesen höherer Art. — Noch einmal! das teutsche Publicum ehrt gewiß seine vorzüglichen Schriftsteller und bezeugt ihnen diese Achtung auf mancherley Weise. So giebt es unter andern kleine Auszeichnungen, die an sich wenig bedeuten, doch aber Den freuen, dem sie wiederfahren. Dahin gehört, daß, gleichsam durch eine stillschweigende Verabredung, das Publicum einig geworden zu seyn scheint, vorzüglich hochgeschätzte Schriftsteller bey ihren bloßen Namen ohne Zusatz zu nennen; bey Erwähnung unbedeutender Scribenten hingegen und solcher, welche die öffentliche Achtung verlohren haben, ihre Titel im bürgerlichen Leben hinzuzufügen. Ist es nun, daß man dadurch zu erkennen geben will:

will: es lasse sich voraussetzen, daß diese berühmten Namen jedermann bekannt seyn müssen, so, daß es keiner genauern Bestimmung bedürfe; oder: ein solcher Mann könne durch die kleinen Unterscheidungszeichen im bürgerlichen Leben nicht geehrt werden; sein Name allein bestimme seinen Werth? Oder will man dadurch sich selber eine Art von Ansehn geben, zeigen, daß man mit diesem grosen Schriftsteller oder seinen Werken so vertrauet sey, daß man von ihm, wie von einem alten guten Freunde rede? — Genug! man glaubt, geliebte Schriftsteller dadurch auszuzeichnen. So wie man nicht der Herr Bürgermeister Cicero, der Herr Statthalter, Baron von Plinius, sagt, noch der wohlseelige Herr Cammerjunker von Voltaire und der Herr Hofschauspieler de Moliere, sondern Cicero, Plinius, Voltaire, Moliere; so heisst es auch nicht: der Herr Legationsrath Klopstock, Sr. Excellenz der Herr Geheimerath von Göthe, der Herr Hofrath Wieland, sondern Klopstock, Göthe, Wieland. Aber man sagt: der Herr Etatsrath von Schirach, der Herr Canonicus Ziegra und ein gewisser Herr Aloisius Hoffmann in Wien.

Auch

Auch großen Helden und Königen wird diese Auszeichnung zu Theil; Wenn man von dem guten Heinrich in Frankreich redet; so fragt niemand, welchen man meine? Ferdinand, den Feldherrn, kennt jedermann, und wenn man liest: Friedrich habe den Herrn Hofrath, Leibarzt, Doctor und Ritter von Zimmermann zu sich berufen; so bedarf es weiter keiner Bestimmung, wer dieser Friedrich ist.

Zuweilen geschiehts wohl, daß man Männer, die zu ihrer Zeit in ihrem Fache würklich dadurch groß geworden sind, daß sie Epoche gemacht haben, nachher, bey größern Fortschritten in dieser Wissenschaft oder Kunst, zu vergessen, ihr Verdienst zu miskennen scheint; Allein ihr Name bleibt ja doch unter Kennern und in der Geschichte der Gelehrsamkeit unvergessen; daß man aber der würklich größern Vollkommenheit nachher auch einen höhern Grad von Verehrung zollt, ist darum noch nicht Undankbarkeit gegen die Bemühungen Derer, die zuerst den Weg gebahnt haben.

V.

Fragmente über Sprache und Rechtschreibung.

Unsre teutsche Sprache ist in der That noch nicht genug auf feste, allgemein angenommene Regeln gegründet. Diejenigen, welche Grammatiken schreiben, mischen eigenmächtig zu viel willkührliche Bestimmungen hinein, die dann von Andern wieder nach Gutdünken befolgt oder verworfen werden. Jeder glaubt sich berechtigt, die Sprache auf seine eigne Weise zu behandeln, sie durch neu geschaffne, oder aus alten teutschen Schriftstellern entlehnte, wieder hervorgesuchte Wörter zu bereichern. In dem Augenblicke, zum Beyspiel, da ich dies schreibe, fällt mir ein, mich selber zu fragen, warum ich hier **Wörter** und nicht **Worte** geschrieben habe? Sind beyde Plurale recht? kann man sich nach Willkühr, bald des einen, bald des andern bedienen? Ich wäre

ge-

geneigt, zu glauben, daß man **Wörter** nur da ſetzen muß, wo man den Ausdruck im eigentlichen grammatikaliſchen Sinne braucht, wie dies hier der Fall war: „er erfindet neue „**Wörter**“ daß man hingegen ſagen müſſe: „er hat **Worte** des Troſtes zu mir geſprochen.“ Aber wer ſagt mir, ob ich Recht habe? Noch Ein Beyſpiel! Ich gebrauche das Adjectivum „**verdorben** in cörperlichem, **verderbt** in moraliſchem Sinne: „**verdorbne** Aepfel, **verderbte Sitten**“ — Iſt dies richtig, oder nicht?

Der Sprachgebrauch und die Authorität berühmter Schriftſteller ſind mehrentheils unſre Leiter; Da beyde aber großen Wandelbarkeiten und Verſchiedenheiten ausgeſetzt ſind, und der Eine dieſem, der Andre jenem Vorgänger folgt; ſo herrſcht in Teutſchland gar keine Einförmigkeit in Grammatic und Ortographie. Man hat oft über die Sprachgeſetze der franzöſiſchen Academie geſpöttelt; indeſſen hat dieſe doch in den glänzenden Zeiten der franzöſiſchen Literatur, unter Ludwig XIV, es dahin gebracht, daß die Sprache eine beſtimmte con-

ven-

ventionelle Form bekam und jedermann wuſste, woran er ſich zu halten hatte. Wir müſsen uns wahrlich ſchämen vor dem Ausländer, der Teutſch lernen will, wenn er uns fragt: ob er „mich verſichern," oder „mir verſichern" ſagen; wo er vor und für brauchen ſolle, ob mehr, viel und zwey indeclinabel ſeyen, oder ob man zween, zwo, zwey (nach den Geſchlechtern) und viele, mehrere (in der vielfachen Zahl) ſchreiben müſſe, und man ihm dann nur antworten kann: er möge es damit halten, wie er wolle; man habe darüber keine Regeln. Lieſſe ſich der mögliche Fall denken, daſs Gelehrte mit einander über etwas Streitiges einig werden könnten; ſo ſollte man wünſchen, daſs die vorzüglichſten teutſchen Schriftſteller über ſolche Fälle feſte Verabredungen nehmen und endlich eine gleichförmige Schreibart einführen möchten. Jene Willkühr verleitet Manchen, um etwas Neues an den Tag zu bringen, ſich ganz ſonderbare Umſchaffungen mit der teutſchen Sprache zu erlauben; und ein Solcher findet dann leider! faſt immer Nachahmer. So iſt z. B. Herr Bertels auf den Gedanken gerathen, unſre Mundart werde

zu

zu rauh, durch die Menge der gehäuften Mitlauter. Deswegen nun hat er den Versuch gewagt, in viel Wörter noch Selbstlauter einzuflicken. Nach dieser Theorie schreibt er also **kränkete, lebete, Schriftesteller, mögelich** und glaubt nicht, daß dadurch die Sprache würklich höchst schleppend wird.

Geben sich nun gar Oberteutsche an willkührliche Sprach-Behandlung; so bereichern sie dieselbe nicht nur mit ihren kauderwelschen Provincialismen, geben uns **derley, auf etwas vergessen** und ähnliche Ausdrücke zu lesen, verwechseln das praeteritum imperfectum mit dem perfecto, z. B. „**Waren** „Sie einmal in Paris?" statt: „**Sind Sie** „in Paris gewesen?" oder gebrauchen gar am unrechten Orte, um diesen Fehler zu vermeiden, das plusquamperfectum: **Waren Sie gewesen?** sondern auch, da sie kein Gehör für die feinern Abstuffungen der Klänge haben, verwechseln sie unaufhörlich die ſ, ß und ſſ mit einander, schreiben **Muſe** (Muſa) statt: **Muße** (otium) oder gar **Gröſe**, statt **Größe**. Einem Niedersachsen und überhaupt jedermann, der

der seine Sprache studiert hat, kann das gar nicht begegnen. Ein einfacher ſ wird weich ausgesprochen; ein ß (welches sehr uneigentlich von Einigen ein Ezzett genannt wird) besteht aus einem langen ſ, dem ein kleiner s angehängt ist, um ihn dadurch zu aspiriren; allein er wird darum doch bey Weitem nicht so hart, wie ein doppelter ſ, oder ſſ. Auch wird er wie ein einziger Buchstabe betrachtet, statt daß der ſſ im Buchstabieren getrennt werden muß. Welches irgend fühlbare Ohr empfindet nicht den Unterschied zwischen dem Klange der Sylben in folgenden Wörtern: **loſe, groſſe, Schloſſe?** Ein biegsames Organ wird sogar **löſt** anders, wie **flößt** aussprechen. Verschieden geschrieben aber müssen beyde Wörter immer werden, der Abstammung wegen, weil das eine von **lösen**, das andre von **flößen** herkömmt — aber freylich! ein Oberteutscher schreibt auch wohl **flösen**, und spricht es doch hart aus.

Man hat sehr Unrecht, wenn man über die Rauheit unsrer Sprache klagt. Versteht ein Schriftsteller, besonders ein Dichter, die

Kunst, solche Wörter zu wählen, deren Klang dem Ausdrucke der Empfindung angemessen ist; verdrängen neuerungssüchtige Leute nicht solche Buchstaben, welche grössere Mannigfaltigkeit in die Aussprache bringen; hat endlich Der, welcher liest, biegsame Organe, um den Unterschied unter dem volltönenden y und schärfern i, unter einer, durch ein h aspirirten Sylbe und einer andern bemerklich zu machen u. s. f.; so fehlt es unsrer Sprache keineswegs an Harmonie. Unsre Consonanten klingen nicht so hart, wie sie scheinen. Unser S ist zu Anfange des Worts nie aspirirt, z. B. Sand, setzen, suchen; im Französischen, der Regel nach, immer, z. B. sang, soufrir; im Italienischen nur selten weich, grösstentheils hart, weich in sbarcare, hart in sentire, sapere. In der Mitte der Wörter ist der s bey uns nach einem Consonanten nur zuweilen hart, z. B. hinter m, p und ch, aber öfter weich, wie in Linsen; im Französischen soll er in diesem Falle immer wie ein c ausgesprochen werden, z. B. in danser; im Italienischen ist er selten weich, wie in consiglio, öfter hart, wie in pensare. Unser sch

fällt

fällt nicht öfter vor, wie das französische **ch**; denn daß es die Oberländer und Sachsen mit in den st einflicken, welchen sie scht aussprechen, ist ein garstiger Fehler, den keine Nation begeht und den wenigstens das Theater verbannen sollte. Aber auf demselben ist er allgemein angenommen — st! kenne ich doch einen Schauspieler von Ruf, welcher zugleich Schriftsteller ist, und der **des Vaterscht, des Bruterscht** u. s. f. sagt! Das einzige ch ist etwas häufig in unsrer Sprache; k kömmt nicht öfter vor, wie qu im Französischen — Welche widrige Cacophonie, in den so vielfältig erscheinenden quoique, quiconque, parceque, qui que ce, pourvu que! ꝛc.

Es giebt vielleicht keine europäische Sprache, die so malerisch wäre, wie die teutsche; ich verstehe darunter, daß die Wörter schon durch ihren Klang das fühlbar machen, was sie ausdrücken sollen. Man nehme zum Beyspiele nur folgende Wörter: **krachen, rieseln, hell, ritzen, Donner, Lamm, stumpf, klingen, rauschen, milde, wallen, sprudeln, rollen, hohl, öde, trennen, hüpfen, lech-**

zen u. ſ. f. — Welch' ein Vortheil für Dichter und Redner, die davon Gebrauch zu machen verſtehen!

Man fängt jetzt wieder an, wie einige ältere ſchweizeriſche Schriftſteller, teutſche Werke mit lateiniſchen Lettern zu drucken. Ich kann nicht einſehn, warum man uns unſre alten eigenthümlichen Buchſtaben nehmen will. Ob ſolche conventionelle Zeichen eine runde, oder eckichte Form haben, das iſt doch in der That ziemlich gleichgültig; Dem Ausländer aber erleichtern wir dadurch gar nicht die Mühe, unſre Sprache zu erlernen, denn ich habe oft bemerkt, daß Engländer und Franzoſen, wenn ſie das Teutſche mit ihren Buchſtaben gedruckt ſehen, viel geneigter ſind, die Wörter unrecht, ſie ſo auszuſprechen, wie es ihre Mundart mit ſich bringt, als wenn ſie unſre alten Zeichen vor ſich haben. Ueberhaupt macht jede Neuerung von der Art, wovon nicht zu erwarten iſt, daß ſie allgemein angenommen werde, nur Verwirrung.

Verſchiedne unſrer beſten Schriftſteller haben eine neue Ortographie einzuführen geſucht

sucht, indem sie einige Buchstaben, die sie als unnütz ansehen, weggeworfen haben, den aspirirenden h mitten aus den Sylben weglassen, den y ganz verbannen, statt des c immer den k oder z brauchen u. s. f. Zur Vertheydigung dieser Neuerung sagen sie: man müsse die Wörter grade so schreiben, wie man sie ausspricht und man verderbe viel Zeit mit Einflickung dieser unnützen Buchstaben. Was diesen letzten Grund betrifft; so verdient er wohl kaum eine Widerlegung — Millionen einzelne Buchstaben mehr geschrieben, werden noch nicht einen einzigen Tag an der Lebenszeit verkürzen. Ist es denn aber wahr, daß nur die Aussprache die Rechtschreibung bestimmen müsse? Gar nicht! Das Eigenthümliche hat die teutsche Sprache, daß **man nie anders ausspricht, als man schreibt**, oder vielmehr, daß die Buchstaben, in der Zusammensetzung, denselben einzigen Klang behalten, den sie für sich besonders haben. Dies ist bey andern Sprachen nicht der Fall, indem z. B. im Englischen alles davon abhängt, mit welchen andern Buchstaben ein Selbstlauter in Verbindung kömmt, um ihn auf dreyerley

Art auszusprechen. Aber daraus folgt nicht umgekehrt, daß man nach dem Klange schreiben dürfe; sondern man muß hier auch Rücksicht auf die Abstammung der Wörter nehmen, um ihnen nicht das Gepräge ihrer Wurzeln zu rauben. Dies findet ja in allen Sprachen Statt. Im Französischen haben die End-Sylben folgender Wörter alle einerley Klang: enclos, généraux, beau, dépôts, eaux, berceau; also könnte man freylich, beliebter Kürze wegen, schreiben: enclo, généro, bo, dépo, o, berso; aber man will sehn, daß généraux der Pluralis von général ist, folglich das a, und daß berceau von bercer herkömmt, folglich das e behalten muß. Welche grammaticalische Verwirrung würde nicht, besonders bey Ausländern, eine solche Schreibart stiften! Und dann schreiben jene Herrn eigentlich gar nicht, wie man sprechen sollte; thun muß ganz anders klingen, wie tun; bey ganz anders, wie bei. Es ist sehr übel gethan, wenn wir unsre Ohren dafür abstumpfen und der Sprache dadurch einen Theil ihrer mannigfaltigen Harmonie nehmen. Man sollte sich vielmehr üben, den Unterschied des Klanges

recht

recht fühlbar zu machen, der z. B. in folgenden drey Sylben liegt: mehr, Meer und mer, (z. B. in immer.) Wer wird sehn auf heiligen reimen wollen? und doch habe ich diesen Reim schon in einem Gedichte gefunden, seit Klopstock, Schlözer und Andre, statt sehn, sen schreiben. Man spreche den Anfang folgender Ode von Ramler richtig und höre, wie volltönend und harmonisch das klingt!

Lykens und Cytherens Sohn,
Im schönsten Rausch gebohren ꝛc.

Nun aber schreibe man:

Liens und Zitrens Son
Im schönsten Rausch geboren,

und lese es dann — welch' ein Unterschied!

Sollte jene neue Schreibart allgemein werden, (welches freylich nicht der Fall seyn wird) so müsste man wenigstens an der Stelle der weggeworfnen Buchstaben, Accente erfinden, wodurch angezeigt würde, welche Sylbe gedehnt, welcher Vocal schärfer ausgesprochen

werden müſſte u. ſ. f. Denn wenn man nun einem Ausländer ſagt: das Wort Hun (wie es jene Herrn ſchreiben) werde Huhn ausgeſprochen; ſo wird er, wenn er hundert leſen ſoll, auch huhndert ſagen. Da wären alſo Accente nöthig — und warum nun neue Zeichen erfinden, wodurch noch obendrein die Stelle der alten gar nicht vollkommen erſetzt würde, indem ſie uns nicht, wie dieſe, die Abſtammung der Wörter zeigen?

Wir haben einen c in unſrer Sprache, (wenn ich anders mein a b c richtig gelernt habe) der vor a, o ynd u, wie ein k; vor e, i, y, ä und ö, wie ein z ausgeſprochan wird; aber zwiſchen ſ und h mit einem Vocal und vor h wieder einen andern Klang bildet. Da wir nun dieſen c haben, immer gehabt haben und ihn nicht ganz verabſchieden können; ſo begreife ich nicht, warum einige neuere Schriftſteller und das Heer ihrer Nachahmer, wo es irgend möglich iſt, an die Stelle dieſes unglücklichen c, einen k oder einen z ſetzen. Dadurch werden die ausländiſchen Wörter auf die wiederwärtigſte Art verunſtaltet und unkenntlich, wie z. B.

das

das Wort Carcer, welches sie Karzer schreiben. Ich bleibe, nicht aus Vorurtheil, sondern aus Grundsatz, bey der alten Weise und schreibe auch Cammer und Cörper, um bemerklich zu machen, daß diese Wörter von Camera und Corpus herkommen. Ein gleicher Fall ist mit ph, wofür man auch anfängt, den f zu gebrauchen und Filosof und Sofist zu schreiben.

Dieselbe Verschiedenheit, welche man noch in der teutschen Rechtschreibung und Grammatic bemerkt, herrscht in dem Gebrauche der , ; : . ? und ! Hierin wünschte ich ebenfalls nicht nur Gleichförmigkeit, sondern auch, daß man noch mehr Zeichen von der Art erfände, um das richtige und ausdrucksvolle Lesen zu erleichtern. Man dürfte zu diesem Zwecke nur einige derselben zusammensetzen z. B. da, wo zwar eine Frage, oder eine Ausrufung, aber dennoch der Sinn nicht ganz zu Ende wäre, statt des Punctes, der sich unter den Frage-Zeichen und Ausrufungs-Zeichen befindet (? !) ein Comma setzen. Ein Paar Beyspiele werden dies deutlich machen; Man nehme folgende Redensart: „Zahlen

„len Sie mir das Geld; so können Sie reisen.“ Die erste Hälfte dieser Phrase kann in dem Tone der Bedingung, sie kann auch in dem Tone der Forderung gelesen werden, so das es entweder heisst: Si Vous me payés l'argent, Vous pouvés partir (Wenn Sie mir ꝛc.) oder: Payés-moi l'argent, et Vous etc. Im ersten Falle würde ich hinter Geld ein; im andern, ein ! aber mit einem , (etwa also ¡) setzen. Und folgender Ausdruck: „Der Schritt, den „Sie, ohne zu wissen warum, gethan haben.“ Hier würde ich hinter warum ein solches Zeichen setzen ¿ — Doch genug über diese Kleinigkeiten! Am mehrsten Misbrauch wird von den so genannten Gedankenstrichen gemacht und jemand hat sehr Recht, wenn er sagt: ein . werde gesetzt da, wo der Verstand zu Ende, ein — aber gewöhnlich da, wo gar kein Verstand sey. Meinem Gefühle nach gehört ein solcher — nur dahin, wo der Schriftsteller nicht ganz ausredet, sondern dem Leser noch zu denken oder zu errathen übrig lässt, z. B. „Ich glaubte, „eine bessere Behandlung verdient zu haben; „auch gab es Leute, die das fühlten; aber —“ Ferner, wenn der Sinn auf überraschende

Weise

Weise anders ausfällt, wie man Anfangs erwartet hatte, z. B. „Er erreicht bald die Wohnung „seiner treuen Geliebten, eilt mit drey Sprüngen die Treppe hinauf, öfnet die Thür ihres „Zimmers und findet sie — in den Armen eines „Andern.“ Endlich zwischen abgebrochnen Sylben, bey verwirrten, heftigen Leidenschaften und bey dem Ausdrucke der Unentschlossenheit, wo man einen Gedanken zurücknimt, bevor man ihn vollkommen ausgesprochen hat. Hiervon findet man Beyspiele genug in unsern Monodramen. In allen übrigen Fällen steht, so viel ich es einsehe, ein — nicht an seinem Platze.

Es ist ein sehr verdienstliches Unternehmen, die teutsche Sprache, so viel möglich, von fremden, ausländischen Wörtern zu reinigen. Unser Campe hat einige sehr glückliche Versuche von der Art bekannt gemacht und dafür die Ehre genossen, von unbedeutenden Leuten verhöhnt zu werden. Die Hauptsache kömmt freylich darauf an, daß der neue teutsche Ausdruck, ohne Umschreibung, bestimmt dieselbe Idee erwecke, wie der verbannte fremde; und da gehe

stehe ich, daß ich doch glaube, es wird nie möglich seyn, alle ausländischen Wörter genau zu übersetzen und entbehrlich zu machen. Hier sind meine Gründe! Mit dem fremden Ausdrucke gehen oft auch ganz fremde Vorstellungsarten, die Bezug auf die eigenthümlichen Sitten einer andern Nation haben, mit zu uns über. Der Franzose (wenigstens der ehemalige) hatte den Ausdruck aller wärmern Empfindungen gewissen conventionellen Formeln unterworfen. Weniger herzlich wie der Teutsche, hatte bey ihm jede Bezeugung theilnehmender Gefühle den Anstrich der Höflichkeit und der feinen Lebensart. Sehr characteristisch ist z. B. der französische Ausdruck: je Vous fais mon compliment. Er gebraucht ihn, um Beyleid, um Freude über angenehme Vorfälle, um Beyfall zu bezeugen; Un compliment hieß sodann überhaupt ein verbindliches, nicht so durchaus ernstlich gemeintes Wort, endlich auch ein Gruß. Nun fordre ich jeden Teutschen auf, in unsrer Sprache ein Wort zu finden, das alle diese Bedeutungen umfasse. Mit den französischen Sitten ist auch die Kunst, Complimente zu machen, zu uns übergegangen,

das

das heisst: die Kunst, aus Höflichkeit allerley Dinge zu sagen, die ungefähr wie Freundschafts- Mitleids- Freudens- oder Beyfalls-Bezeugungen klingen, indeß Beyde, Der, welcher giebt und Der, welcher empfängt, schon wissen, wie das zu verstehn ist; allein aus unsrer alten, ächten, biedern Sprache läßt sich schwerlich ein Ausdruck hervorsuchen, der einen deutlichen Begriff von dieser Kunst darstellte, so wenig, wie sich vielleicht für manche andre ausländische Tugenden, Gefühle, Stimmungen und Eigenthümlichkeiten, alter und neuerer Zeit, teutsche Ausdrücke finden lassen, z. B. für **attische Urbanität**, englischen public spirit, (doch ist das kürzlich in Umlauf gekommene Wort **Gemeingeist** ziemlich bezeichnend) für **Spleen** ꝛc. Ich meine, es gehört wesentlich zur Philosophie der Sprachen, solche Ausdrücke aufzusuchen, die ganz das eigenthümliche Gepräge des National-Characters tragen; und man wird reicher, nicht nur an neuen Wörtern, sondern würklich an neuen Ideen, wenn man dergleichen fremde Ausdrücke in seine Muttersprache überträgt. Je gröser die Schwierigkeiten, sie zu übersetzen sind, desto gewisser ist

es,

es, daß der damit verknüpfte Begriff uns wenigstens in Einem Betrachte fremd ist. Noch ein Beyspiel nehme man an den französischen Wörtern **discret** und **Discretion.** Diese umfassen zugleich die Begriffe von **Bescheidenheit, Vorsichtigkeit, Verschwiegenheit, Großmuth, Edelmuth** (z. B. „sich „auf Discretion ergeben; um eine Discretion „wetten") und manche andre Neben-Ideen, dennoch aber keinen einzigen dieser Begriffe besonders; denn der Franzose hat ja für jeden derselben auch einzelne Wörter. Wer also **discret** handelt, der wird durch eine Mischung aller jener Tugenden geleitet, woraus eine neue, conventionelle, den Franzosen characterisirende Eigenschaft entsteht, welcher man schwerlich einen einzelnen teutschen Namen geben kann.

Zum Schlusse sey es mir erlaubt, ein kleines, obgleich sehr unvollständiges Verzeichniß solcher, bey uns in Umlauf gekommnen Wörter hier her zu setzen, die ich wenigstens für äusserst schwer, ohne Umschreibung zu verteutschen halte: **Aisance, amüsiren, Allee, Affectation,**

bi-

bizarr, Büreau, compromittiren, Conversation, Character, Catastrophe, Comtoir, Contenance, Cadeau, contrastiren, Chicane, Dialog, Duplicität, Direction, Dementi, declamiren, Coup d'esprit (in gewisser Bedeutung) ennüyiren, (activ und passiv zu gebrauchen) Engagement, Enthusiasmus, Fat, fetiren, Fanatismus, Genie, geniren, Gourmant, galant, Impertinenz, Inconsequenz, Incongruenz, Intrigue, Indignation, Indolenz, Interesse, meubliren, Nüancen, nüanciren, Publicität, pretios (z. B. pretioser Styl) Polisson, ein Parvenü, Proceß (gerichtlich, chemisch ꝛc. zu brauchen) plantiren, precaire, raisonniren, railliren, *rendés-Vous*, respectiren, seckiren, styliren, oder stylisiren.

Man halte unsre Sprache darum nicht für arm an Ausdrücken! Jede hat ihren eignen Geist, wie die Nation, bey der sie sich gebildet hat, und wir haben gewiß eine Menge Wörter, die kein Franzose richtig übersetzen wird, so wie eine Menge Begriffe, für welche er keinen innern Sinn hat. Das Wort Biedermann, zum

Bey-

Beyſpiel, iſt eines von denen, welche ihm immer viel ausländiſcher bleiben werden, wie uns ſein Ausdruck *bonhommie*, den wir recht paſſend durch **Gutmüthigkeit** verteutſchen können, weil dieſe Tugend bey uns ſehr national iſt.

VI.

Ueber Styl und Schreibart.

Im zweyten und dritten Abschnitte dieses Buchs ist schon von einigen Haupt-Erfordernissen einer guten Schreibart, ohne welche selbst der vollkommenste Inhalt eines Werks einen Theil seiner Würkung verfehlt, geredet worden. Reinheit der Sprache — das heisst: Befolgung der allgemein anerkannten grammaticalischen Regeln — Gabe der Darstellung, Klarheit und ein bescheidner, gesitteter, dem Gegenstande, den man behandelt, angemessner Ton; das war es, was damals nur gelegentlich, indem von den erforderlichen Eigenschaften eines vorzüglichen Schriftstellers die Rede war, als nothwendig festgesetzt wurde. Ich gab dabey einige Regeln und Vortheile an, deren man sich, bey Ausfeilung seiner Werke, bedienen könnte — Hier ist nun der Ort, jene allgemeinen Forderungen genauer zu bestimmen, obgleich die

Grenzen dieſes Werks es nicht erlauben, hierüber etwas Vollſtändiges zu liefern.

Bloße Naturgaben und theoretiſches Studium ſind bey Weitem nicht hinlänglich, den Styl zu bilden; Ohne jene wird freylich wenig Eigenheit und Kraft in die Schreibart kommen und ohne dieſes wird man gegen die gemeinſten Regeln anſtoßen; aber noch einmal! bey einer natürlich guten Anlage zur Beredſamkeit und den beſten Sprachkenntniſſen, wird dem Style dennoch ein Grad von Vollkommenheit, eine gewiſſe Geſchmeidigkeit fehlen; man wird oft Aengſtlichkeit, Mühe verrathen, und kurz! nicht ganz die Schreibart in ſeiner Gewalt haben, wenn man ſie nicht durch Uebung ausgebildet hat. Dieſe Uebung iſt es, welche, unbeſchadet der Originalität, uns in den Stand ſetzen muß, nach den Verſchiedenheiten der Gegenſtände, die man behandelt, auch den Ton und die Manier umzuändern. Daß endlich hierzu auch eine ausgebreitete, von Aufmerkſamkeit geleitete Beleſenheit teutſcher und ausländiſcher, alter und neuer, guter und ſchlechter Werke und Bekanntſchaft mit dem Converſations-

tions-Tone der Menschen aller Classen erfordert werden, wird jedermann zugeben.

Wer ausschließlich nur die Schriftsteller Einer Nation studiert, oder diese auch nur mit besondrer Vorliebe liest, wird, wie Der, welcher nur in Einem Fache der Literatur vorzüglich einheimisch bleibt, sich eine gewisse einförmige Manier angewöhnen, die er auch da anbringt, wo sie wenig passend ist. Die neuern französischen Prosaisten (vor der Revolution) reden eine unerträgliche Sprache. Ihr pretiöser, blumenreicher, mit unzähligen Antithesen ausgeschmückter Styl, muß Jeden anekeln, der Sinn für eine kraftvolle, körnichte Schreibart hat. Wenn er auch in ihren wäßrichten Romanen zu ertragen wäre; so empöhrt er doch unbeschreiblich in historischen und andern wissenschaftlichen Werken. Wer diesen Unwillen in hohem Grade empfinden will, der lese unter andern ein Werk, das den Titel führt: le Philosophe sans prétentions, par Mr. de la Follie, de l'academie de Rouen. Die kleinliche Art der Einkleidung und die kindische Spielerey und Witzeley, welche in diesem Werke herr-

ſchen, verdunkeln durchaus die neuen und kühnen Ideen, wovon es übrigens in der That voll iſt. Selbſt die Schriftſteller, welche ſeit zwanzig Jahren das gröſte Aufſehn in Frankreich erregt haben, ſind von dieſen Fehlern und einer unerträglichen Weitſchweifigkeit nicht frey — Immerhin! Es mogte Bedürfniß für die Nation ſeyn, ſo zu ſchreiben; aber uns, an kräftigere Koſt gewohnte Teutſche, kann ſolche loſe Speiſe nicht behagen. Man hat Meiſnern vorgeworfen, daß er zuweilen in eine ähnliche Manier verfalle. Ich wage es nicht, zu entſcheiden, ob dieſer Vorwurf gegründet ſey, oder nicht; aber das iſt gewiß, daß für unſre Sprache und für das Genie unſrer Nation ein pretioſer, gezierter, blumenreicher Styl am wenigſten taugt und paſſt. Ferner iſt faſt nichts unerträglicher, wie der Misbrauch der Gattung, welche man die **poetiſche Proſa** nennt. Gemeine, alltägliche Dinge werden durch dieſe bunte Einkleidung um nichts intereſſanter; Nur mit äuſſerſter Vorſicht und Mäſigung darf der Proſaiſt ſich je zuweilen einmal erlauben, vielleicht bey Schilderung einer Natur-Scene und bey andern Veranlaſſungen, die das Herz erwärmen oder

die

die Phantasie beseelen können, die Sprache des Dichters zu reden; Solche Stellen würken dann unwiederstehlich. Man merke aber wohl, daß ein groser Unterschied unter einer feurigen, warmen, lebhaften, hinreissenden Beredsamkeit und einer poetischen Diction ist. Grade wo jene schnell hinströmt und Gedanken auf Gedanken thürmt, da würde diese weilen und ausmalen. Ich glaube dies kaum durch Beyspiele erläutern zu dürfen; jeder aufmerksame Leser wird selbst den Unterschied fühlen. Man verstehe mich aber nicht unrecht! Im Ganzen verwerfe ich die poetische Prosa nicht, als eigne Gattung betrachtet — Wie könnte ich auch das? Ich müsste ja nie Tümmels reizende Wilhelmine gelesen haben! Nur gegen den Misbrauch warne ich. Vor allen Dingen aber ist **Bombast und Schwulst** zu vermeiden. Diese sind wieder verschieden von dem poetischen Ausdrucke. Wer schwülstig schreibt, gebraucht mehrentheils grose Ausdrücke, um kleine Dinge zu bezeichnen; stimmt einen affectvollen Ton an, wo nur kalte Vernunft reden sollte; Er häuft Bilder und Beywörter, deren eines nicht mehr sagt, wie das andere; Er entlehnt diese Bilder

weit her, malt sie entweder unnützerweise aus und wird dadurch schleppend, oder verwirrt sich so in seinen verschrobnen Wortfügungen, daß man Mühe hat, einen Sinn herauszufinden.

Ich will es doch versuchen, hier eine Stelle, auf dreyerley Art bearbeitet, dem Leser vorzulegen. Zuerst die Probe einer etwas declamatorischen Schreibart, gegen deren zu häufigen Gebrauch, besonders im wissenschaftlichen Vortrage, in Geschichte und Erzählungen, in Briefen, Dialogen u. s. f. ich warnen muß:

„Getrost, heiter und mit festen Schritten „wandelt der redliche und verständige Mann „auf dem sichern Pfade fort, den ungeheuchelte „Tugend und unbestechbare Wahrheit ihm vor„zeichnen. Wenn Gewissen und Klugheit ihn „rechtfertigen; so verachtet er die Verleum„dungen der Bosheit, den Tadel der Schwach„köpfe, die Verfolgungen des Neides und selbst „die Drohungen mächtiger Unterdrücker — Früh „oder spät ist sein Sieg doch gewiß.“

Dieselbe Stelle nun würde der prosaische Dichter vielleicht auf folgende Art ausschmücken:

„Sehet,

„Sehet, mitten im Aufruhre des Meers, „von heulenden Stürmen und tobenden Wellen „ringsumher bekämpft, den Felsen unerschüttert „dastehn! — Zwar umhüllen sein ehrwürdiges „Haupt dicke Nebel und Finsterniß; aber bald „zertheilt der Sonne wohlthätiges Strahlen„Licht die trüben Wolken; Der Unverletzliche „erscheint wieder in seiner ganzen Größe; die „Winde schweigen und die schäumenden Wogen „sinken gebrochen zu seinen Füßen nieder — „So unbewegt, so ungeschreckt von den rasen„den Angriffen des Neides, der Bosheit und „der Verleumdung, ragt der Edle und Weise „mitten unter seinen verschwornen Feinden her„vor, sieht mit Verachtung und Mitleid auf sie „herab, erzwingt, selbst von den mächtigen „Drohern, Ehrerbiethung, durch Gradheit, „Ernst, Entschlossenheit, und erwartet also in „stiller Ruhe den Zeitpunct, der sie alle mit „Beschämung zwingen wird, dem höhern Ver„dienste zu huldigen.“

Im schwülstigen Style könnte eine solche Stelle also lauten:

„Wie, vom fernen Orient her, der heitre „Glanz des himmlischen Gestirns, das den „Erdkreis erleuchtet, an schönen Sommertagen „den weiten Horizont erfüllt, alle Creatur er„quickt, belebt und vor ihm hin Schatten und „Finsterniß verscheucht; so weicht vor dem majes„städtischen Blicke des Edeln und Weisen, die „Dunkelheit, die den reinen Schimmer der „göttlichen Wahrheit umhüllt. Vergebens wäl„zen Bosheit und Dummheit ungeheure Ge„birge schwarzer Verleumdung und niedriger „Kunstgriffe dem Unerschütterlichen in den „Weg — Mit erhabner Würde, erzeugt aus „der keuschen Umarmung des schuldlosen Gewis„sens und der männlich starken Vernunft, schrei„tet er kühn fort, auf der einmal betretnen „Bahn; aber in Staub verfliegen unter seinen „Tritten jene Gebirge, und bald liegen auch, „beschämt und überwunden, obgleich voll Ins„grimms, seine Feinde huldigend zu seinen „Füßen.“

Im comischen Style kann man indessen zuweilen Gebrauch von diesem Bombaste machen, indem man mit hochtönenden Phrasen die Schil-

Schilderung einer Scene beginnt, dadurch die Erwartung der Leser auf's höchste spannt und zuletzt mit der unbedeutendsten Posse endigt.

Ueberhaupt also erfordert nicht nur jede Gattung von Schreibart eine eigne Behandlung, sondern der Gegenstand des Werks macht auch einen grosen Unterschied im Vortrage. Derselbe Schriftsteller, welcher als Geschichtschreiber vortreflich ist, wird vielleicht sehr steife Briefe verfertigen; allein in Briefen, welche Natur-Scenen schildern, muß denn auch wieder ein ganz andrer Ton herrschen, wie z. B. in philosophischen Briefen u. s. f.

Ein grosses Verdienst ist es daher, die Diction so sehr in seiner Gewalt zu haben, daß man in jeder Schreibart den rechten Ton zu treffen wisse; erhaben, wo es der Gegenstand erfordert; einfach, wo Simplicität Würkung thut; leichtfertig, im Comischen; rührend und herzerschütternd, wo es Zeit ist u. s. f., und dennoch weder seine Originalität zu verleugnen, noch von einer gewissen Würde herabzusinken, die dem Manne, welcher öffentlich redet, ziemt

und die selbst im Comischen nicht aus den Augen gesetzt werden darf, wenn man nicht in das Platte und Pöbelhafte fallen will. Um ein Beyspiel zu geben; führe ich nur **Bahrdts Leben und Meinungen**, von ihm selbst geschrieben, an. In einem solchen Buche, in welchem ein Mann, der so ansehnliche geistliche Bedienungen bekleidet und dabey durch seine Unglücksfälle, so wie durch seine Lehrsätze, die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hat, dem Publico Rechenschaft von seinen Schicksalen und Verirrungen geben will; wer erwartet da nicht eine gewisse Würde im Vortrage, verbunden mit wahrer Herzens-Sprache? Und wie unangenehm wird man nicht dagegen getäuscht, durch den höchst leichtfertigen Ton, in welchen der Verfasser so oft verfällt, (der Nachlässigkeit und Incorrectheit des Styls nicht einmal zu gedenken) und wodurch er die Eindrücke einiger wahrhaftig rührenden Stellen immer wieder schwächt? — Wie sehr verschieden von der Einfalt, Würde und Wahrheitsliebe, mit welcher Rousseaus Bekenntnisse geschrieben sind!

Wer viel in bürgerlichen, besonders juristischen Geschäften schreibt, dessen Styl nimt leicht eine gewisse Steifigkeit oder Trockenheit an, die in literarischen Arbeiten schlechte Würkung thut. So unangenehm nun dies für den Leser ist, wenn auch übrigens das Buch, dem Inhalte nach, noch so viel Werth hat; eben so wiedrig klingt ein blumenreicher, geschmückter, bellettristischer **Geschäfts-Styl.** Ich will hier nicht der alten gothischen, weitschweifigen juristischen Schreibart das Wort reden; (Fast in allen teutschen Provinzen hat der bessere Geschmack auch hierauf seine wohlthätige Würkung gezeigt) allein immer muß doch in Berichten, Relationen und Klagschriften ein andrer Ton herrschen, wie in Romanen; und ich glaube, es ist sehr wichtig, dafür zu sorgen, daß da, wo Obere und Richter kaltblütig urtheilen sollen, das Uebergewicht einer blühenden Beredsamkeit nie Einfluß bekomme, sondern eine gewisse Form beybehalten werde, wobey von der einen Seite alle Superiorität der Talente, auf Unkosten der Wahrheit, und von der andern alle Bestechung des Herzens, zum Nachtheile der unpartheyischen Vernunft, wegfalle.

Wir

Wir Teutsche können stolz darauf seyn, eine große Anzahl vortreflicher Prosaisten zu haben, deren Jeder fast sich durch besondre Originalität im Style auszeichnet. Als Muster einer schönen, männlichen, markvollen, edeln und gedrungenen Schreibart kann man die ältern Werke des Herrn Ritters von Zimmermann empfehlen. Selbst in seinen neuern, andrer Ursachen wegen so sehr getadelten Schriften, stößt man auf hinreissend schöne Stellen dieser Art — Freylich sollte ich ihn, da er eigentlich ein Schweizer und kein Teutscher ist, hier gar nicht nennen; aber er schrieb doch in unsrer Sprache; und in seinen guten Tagen, als er jene Werke verfertigte, hatten wir, so viel ich weiß, nicht einen einzigen Prosaisten, den man mit ihm hätte vergleichen können.

Wahre Originalität des Styls hängt nun freylich von Originalität der Gedanken ab, und Characterlosigkeit erzeugt, bey den tiefsten gelehrten Kenntnissen, eine unbestimmte, matte Schreibart; Wenn ich daher oben gesagt habe, daß man sich leicht eine gewisse Manier angewöhnte, wenn man vorzüglich fleissig nur die

Schrift-

Schriftsteller Einer Nation studierte; so habe ich dadurch andeuten wollen daß man unmerklich mit der fremden Sprache auch einen fremden Ideen-Gang annähme. Einen merklich großen Einfluß auf die Schreibart hat auch der Systemgeist; Wir hören einen Schriftsteller, welcher seine vorigen Grundsätze gegen andre vertauscht hat, auf einmal, nicht nur dem Inhalte, sondern auch dem Style nach, eine Sprache reden, die wir vorher nie an ihm gekannt haben; Die Art der Rosenkreuzer und andrer Mystiker, sich über die alltäglichsten Dinge auszudrücken, hat eine unverkennbare Eigenheit und Gleichförmigkeit. Von dem Einflusse der Geschäfte im bürgerlichen Leben auf die Schreibart ist schon geredet worden; So wird man z. B. wenig Schullehrer finden, die nicht, durch die Gewohnheit verleitet, ihren Schülern jeden Begriff zu zergliedern, zu erläutern und alles ab Ovo herzuleiten, diese unterrichtende und weitschweifige Manier selbst in ihre mündliche Unterhaltung und noch häufiger in ihre Schriften übertragen. — Nur das erhabnere Genie weiß sich von solchen Fesseln loszureissen und geht seinen ihm ganz eignen

Gang.

Gang. Wer aber das auffallendste Beyspiel von dem Einflusse der Geistes-Stimmung auf den Styl sehn will, der bemerke, welche Umschaffung die französische Revolution bey den Schriftstellern dieser Nation bewürkt hat. Jene Kraft, Stärke und Härte, jene nicht geordnete Neuerungssucht, jene Kühnheit, jener Ungestüm und alles, was bey der grossen Umwälzung sich thätig gezeigt hat, ist auch seit einem Paar Jahren in die Sprache ihrer Redner und Schriftsteller übergegangen; Sie haben sich neue Wörter und neue Wendungen geschaffen.

Es ist bey einer guten prosaischen Schreibart, auch ohne Rücksicht auf den innern Gehalt und auch ohne Rücksicht auf Klarheit, Popularität und Gabe der Darstellung, bloß im Mechanischen, sehr viel mehr zu beobachten, wie man gewöhnlich glaubt; das empfindet nur Der, welcher fleissig an seinen Werken feilt. Es ist da zu sehn: auf **Numerus**; **Wohlklang**; **Harmonie**; **Vermeidung der Cacophonie**, des zu häufigen Gebrauchs derselben Wörter und solcher, die, wieder die Absicht, einen **Reim** bilden; auf angenehme Abwechse-

wechselung langer und kurzer Einschnitte; überhaupt auf Verbannung der Monotomie und eines zu einförmigen Ganges; darauf, daß man, nach Maßgabe des Inhalts, bald sanfte und weiche, bald kräftige, volltönende, bald rauhe und harte Wörter wähle; daß man die Perioden nicht zu oft mit kurzen Wörtern schliesse; daß man sich vor unnützen, langweiligen **Umschreibungen**, vor übel angebrachten **Declamationen** u. s. f. hüte — kurz! auf unzählige Dinge, die klein scheinen und dennoch, wegen der vortheilhaften, oder nachtheiligen Würkung, nicht klein sind. Wir wollen immerhin dem höhern Genie gestatten, zu glauben, es bedürfe dieser Vorschriften nicht. Da sie aus der Natur dessen, was wahrhaftig schön und angenehm ist, entlehnt sind; so kann ein solches Genie sie vielleicht, ohne es selbst zu ahnen, befolgen, oder man vergißt, über den hohen Schwung seiner Gedanken und über die Kraft seines Ausdrucks, die kleinen Ungehörigkeiten der Schreibart; Allein das ist doch auch gewiß, daß mancher Schriftsteller von erhabnen Talenten deswegen, wenigstens vom grosen Haufen, nicht nach Würden geschätzt wird, weil

er,

er, im eigentlichen Verstande des Worts — nicht schreiben kann, weil seinem Style jene Ausfeilung und Eleganz fehlt, die den Leser zuerst, wie das geschmeidige Organ eines Redners, einnehmen und zu der Aufmerksamkeit auf die herrlichen Sachen, die er sagt, hinr muß.

Ein gefälliger Perioden-Bau ist ein Haupt-Erforderniß zu einer guten Schreibart. — Ungebührlich lange Perioden machen das Lesen eines Buchs unbequem und halten immer die Erwartung unnöthigerweise gespannt; Zu kurze Absätze hemmen den Zusammenhang und brechen gleichsam die Rede in Fragmente ab. Allein der Fehler, längere Perioden zu bilden, wie manchem Leser vielleicht angenehm scheint, kann aus sehr verschiednen Ursachen entstehn. Ein übelgeordneter Kopf, der nicht recht weiß, wo er anfangen und wo er aufhören soll, um dasjenige zu Papier zu bringen, was dunkel und verworren in seinem Gehirne herumschwebt; ein Mann, der die Sprache nicht in seiner Gewalt hat, folglich selten den Ausdruck zu finden versteht, der am kräftigsten und kürzesten den Gedanken darstellt; der kleinliche Geist, der die

Fähig-

Fähigkeiten der Leser nach seiner eignen Beschränktheit beurtheilt und daher immer glaubt, nicht deutlich genug geredet zu haben, sondern durch weitläuftige Auseinandersetzungen und eingeflickte genauere Bestimmungen seine Meinung begreiflicher machen zu müssen — alle Diese werden leicht in jenen Fehler fallen; Allein eben so leicht kann es auch geschehn, daß Reichthum und Fülle der Gedanken sich in ungewöhnlich lange Perioden ergiessen. Der tiefe Denker hat den ganzen Satz, welchen er vortragen will, mit allen seinen Neben-Bestimmungen, ungetheilt im Kopfe; Er mögte gern dies vollständige Ganze eben so ungetheilt dem Leser vorlegen und in Einen Raum zusammenfassen; Daher die langen Perioden, welche man in manchen Werken unsrer berühmtesten Schriftsteller findet. Ein auffallendes Beyspiel dieser Art giebt uns Wieland in seiner Vorrede zu Schillers Geschichte des dreyssigjährigen Krieges, im historischen Calender für Damen, vom Jahre 1792. Man lese besonders den Perioden, Seite 2, und denjenigen nach, welcher beynahe die beyden Seiten 4 und 5 einnimt! Und doch wird niemand diese Wortfügungen steif und ermüdend finden.

Eigentlich sind lange Einschnitte von der Art auch nur dann widrig, wenn sie zu häufig vorkommen; wenn sie viel Worte und wenig Sachen enthalten; wenn in denselben keine kleinere Ruhepuncte vorkommen, bey welchen man, ohne die Stimme gänzlich sinken zu lassen, doch unmerklich Othem holen kann; und endlich wenn der ganze Sinn erst durch das Schlufswort, am Ende des Periodens, verständlich wird, indem die eingeschobnen langen Zwischensätze das Zeitwort von der Phrase, zu welcher es gehört, trennen. Es hiesse Misbrauch von der Geduld der Leser machen und unnützerweise Papier anfüllen, wenn ich hier Proben von dergleichen Wortfügungen abdrucken lassen wollte.

Einige unsrer Prosaisten glauben ihrem Style, durch häufigen Gebrauch der **Inversionen**, mehr Kraft und Lebhaftigkeit zu geben. Mäßig gebraucht thut diese Umkehrung der Wortfügung auch gute Würkung, wenn man, in affectvollen Schilderungen, das Hauptwort, worinn der Nachdruck liegt, gleich zu Anfange der Phrase hinsetzt, z. B.: „Gelahmt war nun „jede Kraft in mir; verschwunden jeder schwache „Schim-

„Schimmer von Hofnung" u. s. f. Es ist eine Art poetischen Ausdrucks; aber eben deswegen darf er in der Prose nur mit Vorsicht angebracht werden. Einer unsrer Schriftsteller, dessen übrigens schon mit Lob in diesen Blättern Erwähnung geschehen ist, scheint sich vorzüglich in diese Manier verliebt zu haben. Was kann aber geschmackloser seyn, wie wenn man z. B. also anhebt: „Auf stand nun von seinem Stuhle „der Schuster; gelesen wurde mit Aufmerksam„keit der Brief" ꝛc. statt zu sagen: „der Schu„ster stand nun von seinem Stuhle auf und der „Brief wurde aufmerksam gelesen."

In manche **Inconsequenzen des Styls** verfallen die Schriftsteller durch den Gebrauch solcher Beywörter oder solcher Bilder, welche zu den Haupt-Wörtern, oder zu den Gegenständen, welche sie bezeichnen sollen, nicht passen. Göthe selbst gebraucht einmal in Erwin und Elmire den Ausdruck: „jene flache Jugend„Zeit." Man versteht leicht, was er sagen will; aber strenge genommen, lassen sich doch die Begriffe von **Fläche** und **Zeit** auf diese Weise nicht mit einander vermählen. Unsre

jungen Schriftsteller sind gar nicht eckel in solchen Zusammensetzungen; da liest man von „Gedanken, die den Geruch der nächtlichen „Lampe haben" (also riechende Gedanken) und von „dem Geiste, der auf Alle vertheilt „ist" (also ein theilbarer Geist) Kleinere Ungehörigkeiten von der Art können dem besten Schriftsteller entwischen; sagt doch auch Archenholz irgendwo: „die Feinde hätten sich in ein „Chaos formirt." (Form und Chaos!)

Es begegnet uns zuweilen, wieder Willen etwas Comisches zu sagen und dadurch den ernsthaftesten Schilderungen einen lächerlichen Anstrich zu geben. Ein schon mehrmals genannter Schriftsteller beschreibt einmal, mit würklich fürchterlichen Farben, seine Gefahren und Empfindungen bey dem Krankenbette eines grosen Mannes; Nach einer langen pathetischen Schilderung nun, die unsre Erwartung auf den Ausgang spannt, erfahren wir, daß — ein Stuhlgang den Schmerzen des Leidenden und der Unruhe des Anwesenden ein Ende gemacht hat. Die Sache ist ganz natürlich und hat an sich nichts Comisches; aber daß die so feyerlich vor-

bere-

bereitete Catastrophe sich grade in einen Stuhlgang auflöst; das giebt der Schilderung einen gar possierlichen Anstrich. Für so etwas muß sich der ernsthafte Schriftsteller hüten; um desto würksamerer Gebrauch aber ist davon im Comischen zu machen. Da dies Comische durch Neben- und Gegeneinanderstellung contrastirender, abstechender Dinge entsteht; so ist es nicht schwer, zu begreifen, was man zu thun oder zu vermeiden habe, um eine gewisse Würkung hervorzubringen.

Oratorische Figuren, Tropen, Gleichnisse, Bilder und dergleichen, gehören eigentlich in das Gebieth der Poesie und höhern Rednerkunst; deswegen dürfen sie in der gemeinen Prose nur wie eine seltene Würze gebraucht werden. Da sie Kinder, theils des Witzes, theils der Phantasie sind; so passen sie übel dahin, wo entweder nur die Stimme der ernsten Vernunft, oder die einfältige Herzens-Sprache gehört werden sollte. Denn sie zerstreuen dort die Aufmerksamkeit, hier die Empfindung, die nur auf Einen Gegenstand geheftet bleiben sollen. Der tiefe Denker und der innigst Gerührte

rührte sind Beyde zu sehr mit diesem ihrem einzigen Gegenstande beschäftigt, als daß sie den Witz spielen und die Phantasie umherirren lassen solten, um Aehnlichkeiten und Bilder zu suchen. Als in Schillers Trauerspiele **Cabale und Liebe** der Major seine ganze Wuth an dem niederträchtigen Hofmarschall von Kalb herausgelassen hat, sinkt allmählich sein heftiger Zorn, die Spannung seiner Seele lasst nach und er fängt nun an, den Elenden in bitter witzigen Ausdrücken zu verspotten. Kalb merkt bald, daß er jetzt nichts mehr zu befürchten hat: „Gottlob!“ ruft er aus „Er wird witzig!“

Im so genannten galanten Style hingegen giebt hie und da einmal ein unerwartet angebrachtes Gleichniß, ein gefälliger bildlicher Ausdruck oder dergleichen, dem Vortrage eine angenehme Lebhaftigkeit und beschäftigt die Einbildungskraft der Leser. Nur müssen diese Verzierungen, wie schon gesagt worden, nicht gehäuft werden. Kein Buch ist mir je in die Hände gekommen, in welchem Gleichnisse und Metaphern so auf einander gethürmt wären, wie in einer kleinen Schrift, welche den Titel führt:

führt; grönländische Processe. Da indessen das Buch von Anfang bis zu Ende aus nichts anderm besteht; so verdient doch das Product, wie zu einer ganz eignen Gattung gehörig, Aufmerksamkeit und Bewunderung. Man kann sich kaum einbilden, daß dem Verfasser eine so blühende Phantasie zu Gebothe stehn sollte, daß ihm alle diese Bilder, während des Schreibens sich dargestellt hätten, sondern man wird versucht, zu glauben, daß er Jahre lang daran gesammelt und sie dann nur geordnet und an einander gereyht hätte.

Weil bildliche Ausdrücke und Gleichnisse dazu dienen sollen, die Sätze, welche man vorträgt, zu versinnlichen und den Gegenständen ein lebhafteres Colorit zu geben; so ist die Forderung natürlich, daß das Bild nicht kleiner, unwürdiger, unedler, wie die Sache sey, welche sie bezeichnen und heraushebn soll. Solche Gleichnisse, wie das folgende ist, dessen sich einmal Plutarch bedient, thun daher selten Würkung; Er redet nämlich von der Nothwendigkeit, zuweilen durch List der Gewalt zu Hülfe zu kommen und sagt dann: „wo die Löwen-

„haut nicht zureiche, da müsse man einen „Fuchsbalg darannähen.“ Auch muß das Bild nichts Ungefälliges haben, wie z. B. wenn Herr Posselt irgendwo sagt: „das Glück habe „Carln den Zwölften, wie seinen gekosteſten „Buhlen umſchlungen.“

Im Comiſchen läſſt ſich auch hieraus Vortheil ziehn. Wenn man z. B. in einem Roman dieſer Art von einem fürchterlichen Seeſturme redet und den Leſer auf die Schilderung vorbereitet, die man davon entwerfen wolle, und man hebt nun an, das ſchäumende Meer mit Bart-Seiſe, die Winde mit den Blaſe-Bälgen der Orgel und die finſtern Wolken mit der Farbe ſeiner ſchwarzen Beinkleider zu vergleichen; ſo kann das Lachen erregen. Schakespear verſtand die Kunſt vortreflich; nur machte er, wie es der Genius ſeiner Zeit mit ſich brachte, zu häufig Gebrauch von dieſen Witzeleyen und noch mehr von den Wortſpielen, die eigentlich zu den armſeligſten Uebungen des Witzes gehören.

Manche Leute haben noch das Unglück, durch genauere Schilderungen der Details den

Aus-

Ausdruck, der vorher einige Kraft hatte, statt ihn zu verstärken, nur zu schwächen und unbestimmter zu machen.

Daß das Bild zu der Sache passen müsse, braucht wohl eben so wenig erinnert zu werden, als daß es kein Hirngespinnst, sondern aus der würklichen, oder wenigstens möglichen Natur zu entlehnen sey. Und doch wird auch oft dagegen gefehlt, wie wir das gleich an einem Beyspiele sehn werden.

Endlich ist es ein groser Fehler, wenn man seine Metapher bey der Ausführung verlässt und in eine andre umschafft. Im dritten Bande der Fragmente über Friedrich den Großen, Seite 222, steht folgende Stelle: „Der talentvollste Berliner Satan ist eher ein gehörnter „Esel, als ein Satan, und im Grunde doch „ein guter Junge, wenn man ihn nur nicht „hindert, der lieben Nahrung wegen die Welt „aufzuklären.“ Es dient hier nicht zu meinem Zwecke, zu untersuchen, in wie fern diese Sprache überhaupt einem gesitteten Manne und Schriftsteller von Würde zieme; Allein wenn nun einmal

mal dieser Ton zu der Manier dieses oder jenes Schriftstellers gehört; so kann man doch wenigstens die Forderung machen, daß aus dergleichen Stellen einiger Witz hervorleuchte; denn auch Schimpfreden und Unsauberkeiten kann man mit Witz würzen. Hier aber ist keine Spur davon zu finden; Ein Esel mit Hörnern ist schon ein Hirngespinnst und eine Idee, die gar nichts sagt, und daß derselbe Esel vorher ein Satan und nachher ein guter Junge genannt wird — doch was bedarf es da einer weitläuftigen Zergliederung?

Es war eine Zeit hindurch in Teutschland bey den Schriftstellern zur Mode geworden, um grosse Belesenheit zu zeigen, ihre vorgetragnen Meinungen durch fremde Autoritäten zu unterstützen und ihre Werke mit einer Menge Citaten und mit Stellen aus berühmten alten und neuen Werken zu spicken. Hiervon ist man zum Glück ziemlich zurückgekommen; auch pflegen unsre jungen Gelehrten nicht mehr so bewandert in einer Literatur zu seyn, die des Citirens werth wäre. Manche aber nehmen sich auch wohl die Freyheit, einen

Bro-

Brocken, den sie auf einer fremden Tafel erwischt haben und von dem sie hoffen, daß ihn niemand unter ihrer Zubereitung wiederkennen wird, dem Publico aufzutischen, als sey er aus ihrer eignen Vorrathskammer. Man nennt das ein Plagiat, zu teutsch, einen gelehrten Diebstahl; allein unwissend und unvorsetzlich kann es auch dem besten Schriftsteller begegnen, in seinen Gedanken und in der Einkleidung derselben mit einem Andern zusammenzutreffen, auch wohl etwas, das sein Gedächtniß sich aus fremden Werken zu eigen gemacht hat, wieder anzubringen — Wer kann alles lesen? und wer kann sich immer erinnern, ob er das, was er in diesem Augenblicke denkt, nicht auch irgendwo einmal gelesen habe? Doch darf das freylich nicht zu oft kommen.

Die gebräuchlichste, obgleich gröbste Art von gelehrten Diebstählen in unsern Tagen aber treiben einige Schriftsteller, welche die Kunst erfunden haben, **aus neun und neunzig Büchern das hundertste zu verfertigen.** Sie wählen sich nämlich einen Gegenstand und sammeln alles, was sie darüber in fremden

Bü-

Werken zerstreuet finden, bringen es in einen gewissen Zusammenhang, setzen einen Titel davor und lassen es dann dreist weg drucken. Ich mag hier keinen von den Männern nennen, die sich auf diese Weise an fremdem Eigenthume vergriffen, kenne aber deren, die mehrere Bände auf diese Weise zusammengeflickt haben, in welchen nicht eine einzige Zeile von eigner Schöpfung steht. Ich dächte, da es in dieser Welt so manches Mittel giebt, auf ehrliche Art sein Brod zu verdienen; so sollte man solche lose Künste nicht treiben. Wem es an eignen Talenten fehlt, das Publicum schriftlich zu unterhalten, der sollte schweigen; wenigstens kann er doch mit Recht nicht verlangen, daß man ihm Geld für das bezahle, was man vorher schon einmal gekauft hat.

Hier muß ich noch ein Paar Worte über die unberufnen Nachahmer sagen. In den jetzigen Zeiten — aber es ist ja von je her also gewesen — tritt kaum ein Mann von Kraft und von Genie auf und eröfnet sich eine bis jetzt unbetretne Bahn; so hinkt auch schon ein ganzer Haufen Lahmer und Schwacher auf diesem

sem neuen Wege hinter ihm her. Die Menge mißrathner Nachahmungen hat gegen manche sonst verdiente Manier einen unverdienten Widerwillen erweckt. Von einer andern Seite aber hält diese Nachahmungssucht auch oft junge Leute von den besten Anlagen ab, in einer bekannten Gattung von Schriftstellerey groß zu werden; Denn da sie glauben, sie könnten nicht gefallen, wenn sie nicht mit neumodischen Sprüngen aufträten; fällt fast aller Wetteifer auf der gelehrten Laufbahn des ächten Geschmacks weg, wo doch noch so viel zu erringen wäre. Es wird sich Gelegenheit finden, hiervon ausführlicher zu reden, wenn ich in den folgenden Blättern Bemerkungen über einzelne Zweige unsrer neuesten Literatur liefern werde.

So tadelnswerth das häufige Citiren fremder Autoritäten, das Plündern fremden Eigenthums und das sclavische Nachahmen sind; eben so wenig kann man den Egoismus mancher Schriftsteller billigen, die sich selber citiren, die Personen ihrer Schöpfung wie würklich existirend anführen, überhaupt immer auf ihre eignen Werke hin verweisen, als wenn diese jedermann

zu

zu seinem Helle nothwendig müsste gelesen haben und die, so oft sich's thun lässt, das liebe Ich, oder gar, wie die Großen der Erde, das Wir im Munde führen. Allein dies gehört in ein Capitel über Bescheidenheit der Schriftsteller, worüber schon in einem der ersten Abschnitte dieses Buchs etwas ist gesagt worden.

Ausländer, besonders einige Franzosen, haben uns oft den Vorwurf gemacht, die teutschen Schriftsteller verstünden die Kunst nicht, zu rechter Zeit abzubrechen; sie wollten jeden Gegenstand erschöpfen, liessen dem Nachdenken nichts übrig und würden dadurch trocken und langweilig.

Es ist wahr, daß vor etwa vierzig bis funfzig Jahren dieser Vorwurf sehr gegründet seyn konnte; Damals schrieben mehrentheils nur die eigentlichen Gelehrten vom Handwerke Bücher; und diese Männer, welche gewöhnlich Professoren oder Schulleher, folglich an die Manier einer genauen Zergliederung gewöhnt waren, dabey auch mehr unter Büchern, wie unter Menschen lebten, trafen freylich selten

den

den rechten Ton, um auf angenehme Weise ein Publicum zu belehren, bey welchem man einen gewissen Grad von Scharfsinn und Cultur voraussetzen muß. Sehr mit Unrecht aber würde man unsern jetzigen Schriftstellern von einiger Bedeutung diese Weitschweifigkeit zur Last legen; Dennoch beten unsre jungen Herrn noch immer jenen Vorwurf nach und zucken die kleinen Achseln ob der übertriebnen systematischen Ordnung und teutschen Vollständigkeiten einiger Männer, deren Werke mehr Glück machen, wie ihre feuilles volantes. Da es in den Köpfen der mehrsten dieser besagten jungen Criticker und schönen Geister ziemlich verwirrt auszusehn, und darinn allerley leichte Waare unordentlich aufgesammelt durch einander zu liegen pflegt; so kann in der That jene Methode ihnen nicht anders, wie sehr mühsam vorkommen. Viel leichter ist es, ein Paar gute Gedanken über einen Gegenstand, die doch wohl Jedem irgend einmal durch den Sinn fallen, zu Papier zu bringen, ohne sich darum zu bekümmern, zu welchen Grund-Principien diese Gedanken zurückführen und auf welche Folgerungen sie leiten; über diese disjecta membra dann eine

dunkle

dunkle französische Sauce, mit Witz und Impertinenz gewürzt, hinzugiessen und diese Speise, sauber angerichtet, dem verdorbnen Magen darzubiethen; Es ist sehr viel leichter, sich das Verdienst zu erwerben, auf diese Weise den ohnehin schon so frivolen Geschmack des Publicums immer mehr von ernsthafter Prüfung ernsthafter Gegenstände zu entwöhnen, viel leichter, wie mit ächtem teutschen Fleisse tief in den zu behandelnden Gegenstand einzudringen, ihn von allen Seiten und von Innen und Aussen zu beschauen und die Resultate langjähriger Prüfung und Sammlung in ein System zu bringen; Aber denkende Leser werden doch wohl nicht wünschen, daß alle wissenschaftlichen Bücher in dieser Manier geschrieben würden. Mit Werken des Geschmacks ist es eine ganz andre Sache; da schwächt würklich oft eine zu ängstliche Ausarbeitung der Details die Würkung des Ganzen; allein davon ist hier die Rede nicht und in scientifischen Werken möge man, wenn wir ja Tadel verdienen sollen, uns lieber Pedanterey, wie Oberflächlichkeit vorwerfen! doch beweisen ja manche unsrer vorzüglichsten Schriftsteller, daß es einen Mittelweg giebt,

auf

auf welchem sich Gründlichkeit und guter Geschmack die Hände biethen.

Sehr selten schreiben Dichter eine gute Prose; Der Schwung, den ihre Gedanken zu nehmen gewöhnt sind und der ihnen nicht die Zeit lässt, sich bey den kleinen Verbindungs-Ideen zu verweilen; die poetischen Freyheiten in Ausdrücken und Wortfügungen, die man ihnen in Gedichten erlauben muß und — wenn ich mich so ausdrücken darf — das Privilegium, sich mehr um das zu bekümmern, was ein Gegenstand Schönes, als was er Wahres, mehr um das, was er für das Gefühl, als was er für den Verstand hat — das alles verträgt sich nicht wohl mit der so nöthigen Gründlichkeit, Klarheit und Bestimmtheit des prosaischen Styls — der leichtfüßige Pegasus lässt sich ungern einspannen.

Es lassen sich unzählige Regeln geben, welche die Würkung zum Gegenstande haben, den eine gute Schreibart auf den Verstand und auf das Herz der Leser machen soll; Hier aber ist kein Raum für sie; auch erlernt man sie

gewiß am besten durch Lectur und Uebung; allein Eine Haupt-Vorschrift muß ich doch wenigstens leise berühren, und diese ist, daß, **man möge nun überzeugen, oder rühren wollen, man die bessern Gründe und wärmern Zuredungen den schwächern und kältern nachfolgen lassen müsse.** Ueberhaupt ist es der Natur der Sache gemäß, bey Abhandlung eines Gegenstandes, nicht die ganze Kraft seiner Beredsamkeit zu Anfange zu erschöpfen, wodurch sonst alles, was man nachher Gutes sagen könnte, verdunkelt wird und matt scheint; auch, bey Anordnung der Materien selbst, die wichtigern immer auf die minder wichtigen folgen zu lassen, damit die Aufmerksamkeit der Leser nicht verfliege.

Die griechische und römische Literatur liefert uns Muster von aller Art Styls, und die letztere besonders zeigt uns an den schätzbaren Ueberbleibseln aus den verschiednen Zeitaltern, welchen Einfluß Regierungsform, Geistes-Stimmung und moralische Ebben und Fluthen auf die Schriftsteller eines Volks haben. Allein es ist ein noch älterer Schatz vorhanden, dessen hohen

hohen Werth so Wenige recht kennen, ich meine die Sammlung der ebräischen Gesänge und Geschichtsbücher, welche einen Theil der heiligen Schriften des alten Testaments ausmachen. An erhabner Einfalt, Würde, Kraft und poetischer Schönheit und Kühnheit des Ausdrucks übertreffen manche derselben, unter andern die Psalme, Jesaias und einzelne Stellen in den mosaischen Büchern, vielleicht alles, was je in der Art ist geschrieben worden. Dies Gefuhl wird Jeder, der diese Bücher ohne bösen Willen auch nur in der Uebersetzung liest, empfinden; aber bey Dem, welcher in orientalischen Sprachen bewandert ist, muß der Eindruck freylich ungleich gröser seyn. Da das Bibellesen immer seltner wird; so wünschte ich, etwas dazu beytragen zu können, daß Die, denen diese kostbaren Monumente auch nicht von Seiten der Religion ehrwürdig sind, einige Bücher des alten Testaments studieren mögten, um ihren Sinn für das wahrhaftig Groſse und Schöne zu schärfen. Zugleich würden sie, aus manchen Schilderungen des geselligen und häuslichen Lebens in jenen uralten Zeiten, mit Verwunderung sehn, daß die Menschen in ihrem Thun und Lassen und in ihren

Leidenschaften [illegible] je her gewesen, was sie jetzt sind, wenn [illegible]ich die veränderten Sitten die äussern Formen der Handlungen ändern. Endlich würde dies sehr belohnende Studium auch vielleicht unwillkührlich zum Vortheile der wahren Gottes-Verehrung würken.

Man nehme nur zum Beyspiel die **Geschichte Josephs und seiner Brüder** vor! Wenn diese gänzlich erdichtet wäre; welch' eine herzergreifende Erzählung bliebe sie nicht noch immer! Anlage, Ausführung, die kleinern eingestreueten Schilderungen und Episoden und endlich die Entwicklung — alles ist gleich schön. Es sey mir erlaubt, noch einige Worte darüber zu sagen!

Joseph wird zuerst wie der Liebling seines Vaters angekündigt, der ihn, theils, wie es wohl zu geschehn pflegt, deswegen, weil er ihn im Alter erzeugt hat, theils deswegen den übrigen Kindern vorzieht, weil er sittsamer ist, die Ausschweifungen seiner Brüder misbilligt und sie dem Vater verräth. Jacob zeichnet ihn daher durch eine zierlichere Kleidung aus; und nun er-

erwacht der Neid der übrigen Söhne. Hierzu kömmt, daß Joseph Diesen in der Unschuld seines Herzens ein Paar Träume erzählt, die ihm seine künftige Hoheit anzukündigen scheinen. Die Brüder fühlen sich dadurch beleidigt; selbst der alte Vater misbilligt diese Anwandlung von Hochmuth, vergisst doch aber jene bedeutungsvollen Träume nicht; und dieser einzige kleine Zug macht zugleich die Leser auf das aufmerksam, was sie zu erwarten haben.

Nachdem Josephs Brüder ihn lange genug mishandelt und verspottet haben, wird endlich, als sie ihn einst, von seinem Vater zu ihnen ins Feld geschickt, ankommen sehen, der Plan bey ihnen reif, ihn zu erwürgen. Diese Bosheit ist jedoch dadurch motivirt, daß sie den Traum, welcher ihm die Herrschaft über sie versprochen hat, nicht verschmerzen können und daß sie dessen Erfüllung vereiteln wollen.

Unter den Söhnen Jacobs zeichnen sich, zu Vermeidung der Einförmigkeit in der Darstellung, ein Paar Characterе aus. Ruben, obgleich übrigens auch kein ganz edler und ent-

schloßner Mann, zittert dennoch vor dem Gedanken des Brudermords und des grenzenlosen Kummers, den er seinem Vater dadurch bereiten würde; Er veranstaltet daher, daß Joseph vorerst in eine Grube geworfen wird, aus welcher er ihn nachher heimlich zu erlösen denkt; die übrigen Böswichte setzen sich indessen, nach dieser vollbrachten That, ruhig an ihre Mahlzeit. Juda macht sich aus der Sache selbst eben kein Gewissen; Um jedoch denselben Zweck zu erlangen, ohne Blutschuld auf sich zu laden, sucht er ein Mittel ausfindig zu machen, den Jüngling auf immer zu entfernen. Er schlägt vor und es wird beschlossen, ihn an durchreisende Sclavenhändler zu verkaufen; Man zieht Joseph aus seiner Grube, und der Handel wird geschlossen; Als nun Ruben, der von diesem allen nichts weiß, seinen Bruder erlösen will, findet er ihn nicht mehr und geräth in große Betrübniß, weniger aus wahrem Abscheu gegen die That, wie aus Furcht vor Verantwortung. Die Verbrecher färben Josephs Kleid mit Blut, als habe ihn ein wildes Thier zerrissen und zeigen dies dem Vater vor; Ruben schweigt und der alte Jacob

ist,

ist, bey allen Zuredungen seiner Familie, unerröstlich.

Um uns nun den Heuchler Juda in seiner ganzen Gestalt und das Verderbniß der Sitten, das in seinem Hause herrschte, zu zeigen, wird, als Episode, seine Blutschande mit seiner Schwiegertochter und sein leichtsinniges Betragen dabey, erzählt.

Joseph ist indeß einem vornehmen Hofbedienten des Königs in Egypten verkauft worden, dessen Hochachtung und Zutrauen er in so hohem Grade erwirbt, daß derselbe ihm sein ganzes Hauswesen anvertrauet; auch gedeyet alles unter den Händen des Jünglings.

Nun erweckt seine Schönheit die strafbaren Begierden der wollüstigen Gattinn des Hofmeisters und Cämmerers Potiphars, in dessen Diensten er ist; allein er weist ihre unehrbaren Anträgen auf die edelste Art zurück: „Wie „kannst Du mir zumuthen" spricht er „daß „ich also das uneingeschränkte Vertrauen meines „Herrn misbrauchen und zugleich gegen meinen

„Gott sündigen sollte?“ Sie erneuert ihre Zudringlichkeit, und als er endlich bey einer solchen Gelegenheit mit Mühe sich aus ihren Armen loswindet, ladet er ihre ganze Rache auf sich. Sie braucht nun den, solchen Weibern eignen Kunstgriff, ihn anzuklagen, als habe er sie verführen wollen, wovon dann die Folge ist, daß der erzürnte Gemahl den tugendhaften Joseph in einen Kerker werfen lässt, in welchem die Staats-Gefangenen des Königs verwahrt werden.

Eingesperrt mit Verbrechern und Böswichten, würkt aber auch hier der Glanz seiner Tugenden und bereitet ihm ein besseres Schicksal; Der Beamte, dessen Sorgfalt die Gefängnisse anvertrauet sind, gewinnt ihn lieb und überträgt ihm die Aufsicht über seine Mitgefangnen, die er selbst zu führen zu nachlässig ist.

Indeß sind zwey Hofbediente des Königs, der Oberschenk und der Aufseher über die Bäckereyen, gleichfalls in Verhaft gekommen. Beyde werden in Einer Nacht von Träumen beunruhigt, die sie Joseph erzählen, weil sie einen

Mann

Mann zu finden wünschen, der ihnen diese Träume auslegen könnte. „Gott allein" spricht Joseph „kann aus der Deutung eines „Traums die Zukunft enthüllen; allein ich „will Euch meine Meinung darüber sagen. „Eure beyden Träume scheinen Erhöhung zu „prophezeyn; Dir (zu dem Oberschenken) zu „Deiner vorigen Würde, und Dir (zu dem „Andern) Erhöhung an den Galgen. Aber „wenn nun meine glückliche Vorhersagung ein„trifft; (zu dem Oberschenken) so gedenke auch „Meiner und befreye mich aus diesem Kerker! „Ich bin ein Fremdling, ohne Schutz; aber, „Gott weiß es, ich bin unschuldig."

Josephs Traum-Deutung trifft ein; der Böswicht wird gehenkt und der Andre, an einem feyerlichen Tage bey Hofe, wo der König guter Laune ist, in sein Amt wieder eingesetzt. Allein, wie es in der Welt geht, der Glückliche vergisst des Freundes, der ihn einst getröstet und ihm diese vortheilhafte Wendung seines Schicksals vorhergesagt hatte, und Joseph bleibt im Gefängnisse.

Erſt nach zwey Jahren, da ſich's begiebt, daß auch Pharao einen Traum hat, der ihm merkwürdig ſcheint und den alle Academiſten und Profeſſorn in Egypten nicht auszulegen vermögen, denkt endlich jener Höfling an ſeine Verbindlichkeit gegen den ebräiſchen Jüngling; jetzt, da er ſelbſt dadurch gewinnen kann, daß er ihn auf die Scene bringt. Er macht alſo den Monarchen auf den gefangnen Traumdeuter aufmerkſam, der dann auch aus dem Kerker hervorgeholt, ſauber gekleidet und vor den König geführt wird.

Pharao erzählt nun ſeinen zweyfachen Traum von den ſieben fetten und magern Kühen und den ſieben vollen und dürren Korn-Aehren. Joſeph bezeugt auch hier, daß Träume Winke Gottes wären, in deren Deutung die Menſchen irren könnten, indeß wagt er es, ihm ſeine Vermuthung darüber zu ſagen und prophezeyet ihm ſieben reiche Erndten, auf welche aber ſieben Jahre lang Mißwachs folgen würde. Zuletzt fügt er den Rath hinzu, durch Anlegung großer Magazine und Aufhäufung eines Vorraths von Früchten aller Art, dem Mangel in den unfruchtbaren

baren Jahren zuvorzukommen und an die Spitze dieser Unternehmung im ganzen Königreiche Einen Mann zu setzen. Pharao gefällt die Erklärung des Traums so wohl wie der weise Rath und, voll Zutrauen zu Josephs Einsichten, beschliesst er, daß dieser Fremdling selbst, mit uneingeschränkter Vollmacht und dem höchsten Ansehn nächst der Person des Monarchen, das Werk dirigiren solle. Er wird daher mit Zeichen der äussern Würde bekleidet, zum Statthalter ausgerufen, erhält Sitz im geheimen Rath und eine vornehmes egyptisches Frauenzimmer zur Gemahlinn.

Nun steht auf einmal Joseph, in seinem dreyssigsten Lebensjahre, auf dem Gipfel des Glücks. Er reist in Egypten umher, trifft die nöthigen Anstalten, sammelt sieben Jahre hindurch ungeheure Vorräthe; und als nun würklich die Zeit der Theurung eintritt, verkauft er, auf Pharao's Rechnung, nicht nur allen Unterthanen, sondern auch den Ausländern, die aufgehäuften Früchte.

Indeß ist im Lande Canaan der Mißwachs nicht weniger groß gewesen und weil nun Jacob

hört,

hört, daß in Egypten Ueberfluß an Brodkorn sey, befiehlt er seinen ältesten zehn Söhnen, dahin zu reisen und das Nöthige zu kaufen; Den jüngsten aber, Benjamin, behält er bey sich, aus Furcht, es möchte diesem Lieblinge auch ein Unfall zustoßen, wie einst seinem so oft beweinten Joseph.

Die zehn Ebräer erscheinen demüthig vor dem Statthalter Egyptens, der sie augenblicklich erkennt, so wenig sie auch ahnen, wie nahe er ihnen angeht. Joseph gedenkt nun seines Traums, der Bosheit, die man an ihm verübt hat; Er will sich nicht rächen, kann doch aber die kleine Genugthuung sich nicht versagen, seinen Brüdern, zur gelinden Strafe, wenigstens einige Angst zu verursachen. Er stellt sich daher, als hielte er sie für Kundschafter, für gefährliche Leute. Vergebens suchen sie ihn von ihrer Unschuld zu überzeugen und erzählen ihm ihre Familien-Verhältnisse; Er will nichts von dem Allen glauben und dringt darauf, daß Einer von ihnen gefangen zurückbleibe, indeß er den Andern erlaubt, mit den gekauften Früchten, deren sie so sehr bedürfen, nach Hause zu reisen,

reisen, ihnen aber befiehlt, zum Beweise der Wahrheit ihrer Aussagen, auch den jüngsten Bruder nach Egypten zu führen.

Jetzt erwacht in ihnen die Stimme des Gewissens: „das haben wir" sprechen sie unter einander, „an unserm Bruder verschuldet, als „wir sahen die Angst seiner Seele, da er zu uns „flehete, und wir wollten ihn nicht erhören. „Darum kömmt nun dies Trübsal über uns." Ruben aber will seine Unschuld geltend machen, indem er seine Brüder daran erinnert, daß er für den Knaben gebeten und keinen Antheil an dem Verbrechen habe.

Diese Reden werden in Josephs Gegenwart geführt; Man weiß nicht, daß er die Sprache versteht. Der edle Mann wird gerührt durch die Rückerinnerung jener Zeiten; Er wendet sein Gesicht weg und vergießt Thränen. Indessen bleibt es bey dem Befehle; Simeon wird gefesselt und muß zurückbleiben.

Um die Ebräer in noch größere Verlegenheit zu setzen, läßt Joseph ihnen heimlich das

für

für die Früchte bezahlte Geld wieder mit in ihre Säcke legen, und der Schrecken ist unbeschreiblich, der sie ergreift, als sie nach Hause kommen und diese Entdeckung machen.

Aber größer noch ist der Jammer des alten Vaters, bey der Nachricht, daß er unter keiner andern Bedingung seinen Sohn Simeon wieder auslösen kann, als wenn er Benjamin nach Egypten schickt. Er vermag nicht, sich dazu zu entschliessen, obgleich Ruben sich für das Leben des Jünglings verbürgen will. Unterdessen sind die erkauften Früchte bald aufgezehrt; und da die ältern Söhne Jacobs sich ohne Benjamin nicht in Egypten dürfen sehn lassen und auch Juda dem Vater heilig verspricht, eher sein eignes Leben zu verliehren, ehe Benjamin Leides geschehn soll, willigt der Greis endlich ein, befiehlt ihnen auch, Geschenke für Joseph und doppelt so viel Geld mitzunehmen, als, vermuthlich aus Irrthum, in die Säcke sey gelegt worden; worauf er dann mit betrübtem Herzen sie abreisen sieht.

Nun erscheinen sie abermals vor Joseph, dessen Haushofmeister, den sie vorher zu gewinnen

nen suchen, von dem wiedergefundnen Gelde nichts wissen will. „Seyd getrost!“ spricht er „Euer Gott hat Euch unerwartet einen „Schatz finden lassen; den Preis für das Ge„traide habe ich richtig erhalten.“ Hierauf wird ihnen Simeon wieder zugeführt und sie sollen mit Joseph speisen. Voll Angst nähern sie sich diesem großen Manne und fallen ehrerbiethig vor ihm nieder. Da aber Joseph den geliebten Bruder sieht, der mit ihm Einer Mutter Brust gesogen hat, wird sein Herz ihm von sanfter Wehmuth gepreßt; Er muß dem zärtlichen Drange Luft machen, eilt in seine Cammer und vergießt süße Thränen. Als er sich erholt hat, tritt er wieder heraus und läßt das Mahl zubereiten, bey welchem Benjamin köstlicher, wie die Andern bewirthet und, zur größten Verwunderung der Israeliten, jedem von ihnen nach seinem Alter der Platz angewiesen wird.

Nach diesem Schmause und da nun Jacobs Söhne früh Morgens wieder abreisen wollen, gebiethet Joseph seinem Haushofmeister, nicht nur abermals jedem von ihnen das, für das Getraide bezahlte Geld, sondern auch noch dem

jüng-

jüngsten, Benjamin, einen silbernen Becher in den Sack zu legen. So läßt er sie dann abreisen, ihnen kurz darauf nachjagen, und sie des Diebstahls wegen zur Rede setzen. Die Ebräer, ihrer Unschuld sich bewußt, unterwerfen sich einer genauen Durchsuchung, mit dem Bedinge, daß Der, bey welchem das Entwendete gefunden werden würde, des Statthalters Sclave seyn sollte, welches dann angenommen wird. Die Untersuchung geht vor sich; aber nichts gleicht ihrer Bestürzung, als grade Benjamin es ist, der sich für den Dieb erkennen lassen muß. Verzweiflungsvoll kehren sie nun nach der Residenz zurück und erscheinen auf's Neue vor Joseph, der ihnen die bittersten Vorwürfe macht und sich stellt, als könne nichts ihn bewegen, Benjamin von der bedungnen Sclaverey loszusprechen.

Jetzt tritt Juda auf und erschöpft seine ganze Beredsamkeit. Er schildert ihre häusliche Lage, erzählt, was zwischen ihnen und dem alten Vater vor ihrer Abreise vorgegangen sey und wie Dieser gesagt habe: sie würden, wenn sie Benjamin nicht wieder zurückbrächten, seine

grauen

grauen Haare mit Jammer und Herzeleid in die Grube bringen. Zuletzt bittet Juda flehentlich, doch ihn, statt des jüngsten Bruders, zum Sclaven anzunehmen.

Länger kann nun Joseph sich nicht halten; Er läßt alle Egypter hinausgehn; giebt sich seinen Brüdern zu erkennen — ein Strohm von Thränen erstickt seine Worte — verzeyht ihnen; spricht ihnen Muth ein und erkundigt sich zärtlich nach seinem alten Vater. „Ihr „seyd" sagt er „nur Werkzeuge in der Hand „Gottes gewesen, um mich zu diesem großen „Glücke zu befördern, obgleich Eure Absicht „damals strafbar war. Aber jetzt stehe ich auf „dem Gipfel irdischer Hoheit und kann Euch „und so Vielen helfen. Und nun ziehet hin „und holet meinen Vater, daß er hier wohne „und frohe Tage in seinem Alter erlebe! Ich „bin Herr über Egypten und will Euch eine „schöne Gegend, das Land Gosen, anweisen, „zu Eurer Niederlassung." Er umarmt dann auf seine Brüder, vor allen Benjamin, der mit ihm von Einer Mutter ist. Der König, der dies erfährt, nimt nicht weniger Theil an dieser

glücklichen Begebenheit. Er beſchenkt reichlich die Brüder ſeines Lieblings, (Benjamin wird abermals vorzüglich bedacht) und giebt ihnen Wagen und Laſtthiere mit, um mit Haab' und Gütern her nach Egypten zu ziehn. „Oder „laſſet auch alles daheim!" ſpricht er „Hier „ſoll es Euch an nichts fehlen." So reiſen ſie denn ab, ermahnt von Joſeph, unterwegs einig zu leben.

Anfangs kann Jacob die frohe Nachricht nicht für wahr halten; als er aber die Geſchenke ſieht, glaubt er ihren Worten, und nun überläſſt ſich ſein Herz einer unermeßlichen Freude. „Ich muß hin" ruft er „hin, zu meinem Jo„ſeph, daß ich ihn an meine Bruſt drücke, bevor „ich ſterbe." Die Anſtalten zur Reiſe ſind bald getroffen und ſie ziehen nach Egypten.

Als ſie der Grenze nahe kommen, wird Juda vorausgeſchickt; Joſeph fährt ſodann ſeinem Vater entgegen, fliegt an ſeine Bruſt und hängt lange ſprachlos an ſeinem Halſe. Die Familie wird Pharao vorgeſtellt; der ehrwürdige ebräiſche Greis ſegnet den König und

wird

wird von ihm mit ausgezeichneter Achtung behandelt. Alle werden versorgt und ihnen die Wahl freygestellt, wo sie sich niederlassen wollen; Sie wählen das Land Gosen und leben nun in Ruhe und Wohlstande.

Dies ist der Auszug aus der rührenden Geschichte Josephs, die freylich, in der einfachen biblischen Sprache gelesen, unendlich gewinnt. Ein französischer galanter Schriftsteller, Monsieur Bitaubé, hat sie, wenn ich nicht irre, in zierlichen Reimlein, zu einer Art Epopée travestirt. Es ist lange her, daß ich dies Product nicht gelesen habe, doch erinnere ich mich, daß mir damals der biblische Joseph doch lieber war, wie der Joseph, par Monsieur Bitaubé.

Ich glaube keiner Entschuldigung zu bedürfen, wenn ich auch noch eine Skizze von dem schönen Familien-Gemählde liefre, das uns in dem Buche Tobias aufgestellt ist; Unter zehn Lesern ist doch wohl kaum Einer, der die biblischen Geschichten je aus dem Gesichtspuncte ihrer ästhetischen Schönheit studiert hat.

Tobiae, Einwohner einer galiläiſchen Stadt, aber mit ſeinen Landesleuten unter Salmanaſſars Regierung in aſſyriſche Gefangenſchaft gerathen, war ein tugendhafter, religioſer und dabey ſchon in ſeinen jüngern Jahren ſehr verſtändiger Mann. Alles, was er beſaß, theilte er mit ſeinen gefangnen Brüdern und Verwandten und blieb dem Gottesdienſte ſeiner Väter und den Geſetzen ſeines Volks treu, obgleich Viele ſeiner Landesleute ihm das Beyſpiel vom Gegentheile gaben.

Mit ſeinem Weibe Hanna hatte er einen Sohn erzeugt, den er auch Tobias nannte und ihn fromm und ſorgfältig erzog.

Der Ruf ſeiner Rechtſchaffenheit erwarb ihm Salmanaſſars Zuneigung und er erhielt die Erlaubniß, frey aller Orten hinzugehn und ſeine Geſchäfte zu treiben. Dieſe Freyheit nützte er dazu, daß er in die Städte umherreiſte und ſeine gedrückten Mitbrüder tröſtete. Unter andern lieh er, gegen eine Handſchrift, einem ſehr armen Israeliten, der Gabel hieß, eine Summe Geldes, die ihm der König geſchenkt hatte.

Unter

Unter Salmanassars Nachfolger wurden die Juden noch härter behandelt; und nun setzte Tobias seine menschenfreundlichen Dienste fort, speiste die Hungrigen, kleidete, beschenkte, tröstete die Dürftigen und Traurigen und begrub die Erschlagnen und Gestorbnen. Darüber wurde der König Sanherib erzürnt, nahm ihm seine Güter und wollte ihn tödten lassen; aber Tobias entfloh und hielt sich bey Freunden versteckt, bis er, nach des Tyrannen Ermordung, wieder zum Vorschein kommen durfte, da ihm dann auch sein Vermögen zurückgegeben wurde.

Einst an einem Religions-Feyertage, ließ er durch seinen Sohn eine Gesellschaft gottesfürchtiger Freunde zu einem großen Gastmahle einladen. Indeß wurde ihm gemeldet, daß wiederum ein Erschlagner auf der Strasse läge; da stand er dann von Tische auf, gieng hin, trug die Leiche heimlich in sein Haus und versteckte sie daselbst; aber nun aß er sein Brod mit Trauren. Sobald es darauf Nacht wurde, begrub er den Todten und also fuhr er fort in dergleichen menschenfreundlichen und religiosen Geschäften, obgleich seine Freunde ihn

warnten, daß er doch nicht abermals den Zorn des Königs auf ſich laden mögte.

Endlich einmal, als er auch nach Hauſe gieng, nachdem er Todte begraben hatte, überfiel ihn eine Müdigkeit, ſo, daß er ſich an eine Mauer hinlegte und einſchlief. Indem er nun erwachte, fiel Unreinigkeit aus einem Schwalben-Neſte in ſeine Augen (vielleicht hatte auch die Feuchtigkeit der Mauer viel dazu beygetragen) und er verlohr von der Stunde an den Gebrauch ſeines Geſichts.

So hart nun auch dieſe Prüfung für den armen Tobias war; ſo verließ ihn doch nicht ſeine Geduld und Zuverſicht zu Gott; auch da nicht, als ſelbſt ſeine Freunde Seiner ſpotteten und ſein Weib, das ihn nun mit Hand-Arbeit ernähren muſſte, ihm den ſchlechten Erfolg ſeiner mühſamen guten Werke und den Verluſt ſo viel reicher Almoſen vorwarf. Aber er fühlte doch tief die Härte ſeines Schickſals, weinte bittre Thränen, und betete inbrünſtig zu Gott, um Hülfe, oder um den Tod.

In eben dieser Stunde seines Herzens-Ergiessung flehete auch, fern von da, in der medischen Stadt Rages, ein Frauenzimmer aus Tobias Verwandtschaft, Sara, Raguels Tochter, zu ihrem Schöpfer. Sie war siebenmal Braut gewesen; immer aber war der Bräutigam vor Vollziehung der Hochzeit gestorben. Es war bekanntlich bey den Juden ein Schimpf, ledig zu bleiben, und daß sie nun vollends auf solche Weise ausgezeichnet dazu bestimmt schien, das hatte ihres Vaters Magd verleitet, Ihrer zu spotten. Das arme gekränkte Mädchen schüttete also ihr Herz gegen den Allwissenden aus und bat, er mögte diese Schmach von ihr nehmen. „Du weisst es, Gott!“ sprach sie, „daß ich nicht aus Leichtsinn oder böser Be„gierde eines Mannes begehrt habe, sondern „um, nach dem Willen meiner Eltern, meine „Bestimmung zu erfüllen. Vielleicht aber hast „Du mich einem Andern aufbewahrt und die „Gestorbnen sind Meiner, oder ich bin Ihrer „nicht werth gewesen. Auf Deine Hülfe also „setze ich meine Zuversicht; denn ich weiß „fürwahr, daß wer Dir treu dient, nach der „Anfechtung getröstet, aus Trübsalen erlöst

„wird und nach der Züchtigung Gnade „findet.“

Sara's und Tobias Gebete wurden nun in Einer Stunde vor den Thron des Höchſten gebracht und der Engel Raphael abgeſandt, Beyden Hülfe zu verleyhn.

Indeß hoffte Tobias, Gott werde ihn, ſeinem Wunſche gemäß, ſterben laſſen und rief daher ſeinen Sohn zu ſich, um ihm ſeinen letzten Willen zu eröfnen. „Wenn ich tod bin“ ſprach er „ſo ehre Deine Mutter und gedenke, „welche Schmerzen und Sorgen Du ihr ge„macht haſt, welche Gefahr ſie ausgeſtanden, „als ſie Dich unter ihrem Herzen trug! Dein „Lebenlang habe Gott vor Augen und im Her„zen und hüte dich, daß Du in keine Sünde „willigeſt, noch handelſt wieder ſeine Gebothe!*) „Von Deinen Gütern hilf den Armen und „fliehe nicht den Anblick der Noth! — Gott „wird

*) Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an Dein kühles Grab
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!

Holty.

„wird Dir's vergelten. Hast Du viel; so „gieb reichlich; hast Du wenig; so gieb auch „das Wenige mit treuem Herzen! — Dadurch „wirst Du Dir einen unvergänglichen Schatz „sammeln. Sey keusch; sey einst Deinem „Weibe treu! Hüte Dich vor Hochmuth in „Reden und Handlungen, denn er führt zum „Verderben. Entziehe dem Arbeiter keinen „Augenblick seinen verdienten Lohn! Handle „immer so gegen Andre, wie Du wünschest, „daß sie gegen Dich handeln mögen! Fliehe „böse Gesellschaften; und wenn du Rath be„darfst; so suche ihn bey Denen, die weise „sind! Hilf Jedem, dem Du helfen kannst und „versäume nicht, zu Dem zu beten, ohne dessen „Leitung alles Bestreben nichtig ist!" *)

Hierauf verordnet Tobias noch, daß einst sein Weib an seiner Seite begraben werden soll, giebt dann seinem Sohne Nachricht von der Schuld-Forderung, die er an Gabel hat, we.ber gleich:

*) Wie viel edler und einfacher sind diese herrlichen Lehren, wie die, welche Schakespear im Hamlet dem jungen Laertes von seinem Vater geben läßt!

gleichfalls in der oben genannten Stadt Rages wohnt und trägt ihm auf, dies Geld, gegen die erhaltene Handschrift einzuziehn. Zuletzt spricht er noch dem Jünglinge Muth ein: „Wir „sind zwar arm" sagt er „aber wir werden „nie Mangel leiden, wenn wir Gott vor Augen „haben, Laster fliehn und Gutes thun."

Der junge Mann verspricht, seines Vaters Lehren treu zu befolgen; nur ist er verlegen, wie er es anfangen soll, in einer ihm ganz fremden Gegend, den Mann zu finden, der ihr Schuldner ist. Um diese Schwierigkeit zu heben, räth ihm der Vater, jetzt, da er noch lebt, abzureisen und sich nach einem erfahrnen Führer umzusehn. Der Sohn geht darnach aus und findet sogleich einen feinen Jüngling, der sich zum Wegweiser anbiethet — und dieser Jüngling ist kein Andrer, wie der Engel Raphael selbst, in menschlicher Gestalt. — Da Dieser ihm zeigt, daß er in Rages und sogar in Gabels Hause vollkommen bekannt ist, meldet dies Tobias seinem Vater und der Fremde wird hereingeführt. „Gott gebe Dir Freude" spricht der Engel. „Wie kann ich armer Mann Freude

„ha-

„haben" antwortet der Alte „da ich das Tages „Licht nicht sehn kann?" „Habe Geduld" erwiedert Jener, „Gott wird dir bald helfen." Und hierauf wird von der vorhabenden Reise geredet; Man erkundigt sich nach der Heymath des Fremden, und der Engel giebt sich für einen Israeliten aus, nennt auch ein Geschlecht, das Tobias bekannt ist. Mit einem Zutraun, das die Einfalt der damaligen Sitten characterisirt, vertrauet nun der Vater dem Fremdlinge seinen einzigen Sohn an; giebt ihnen die Handschrift und das Nöthige zur Reise mit und wünscht ihnen Segen auf ihrer Wanderung.

Nachdem sie fort sind, fängt die betrübte Mutter an, heftig zu weinen und ihrem Manne Vorwürfe zu machen — ganz in der Manier des weiblichen Geschlechts! — Sie, die immer bis jetzt über ihre Armuth gewinselt hatte, spricht nun: „den Trost unsers Alters hast Du uns „genommen und weggeschickt. Ich wollte, daß „das verwünschte Geld nie gewesen wäre, weß„wegen er fort ist. Die Armuth hätte uns „nicht drücken sollen. Hätten wir nur unsern „Sohn bey uns; so wären wir reich genug."

Der

Der geplagte Alte, wendet alles an, sie zu trösten; und sie beruhigt sich endlich.

Indeß wandern der junge Tobias und sein Gefährte getrost ihren Weg fort — Ein treues Hündlein läuft vor ihnen her. Die erste Tagesreise geht bis zum Flusse Tygris; Hier wird der junge Mensch, der noch nie dergleichen gesehn, durch den Anblick eines großen Fisches erschreckt; sein Führer aber giebt ihm Anweisung, wie er den Fisch fangen soll; Man ergreift ihn, da zappelt er und wird getödtet. Ein Theil wird gebraten; der Rest zur Reise eingesalzen; Herz, Galle und Leber aber soll der Jüngling aufbewahren, weil sie als Arzeney Dienste thun. „Und was für Uebel, lieber „Bruder!" fragt Tobias „vermag man denn „zu heilen, mit dieser Arzeney?" „Ein Stück „vom Herzen" antwortet Jener „auf Kohlen „geworfen, vertreibt böse Geister und die Galle „nimt den Stahr von den Augen weg, wenn „man sie auflegt."

Als sie nun endlich nach Rages kommen, will Tobias sich mit seinem Freunde wegen der Her-

Herberge bereden, welche sie wählen möchten. „Wir müssen" spricht der Engel „bey Deinem „Vetter Raguel einkehren. Gott hat Dich aus„ersehn, sein Schwiegersohn und sein Erbe zu „werden." Tobias bezeugt seine Furcht vor dieser Verbindung, denn er hat erzählen gehört, welch' ein Schicksal der böse Feind schon sieben Männern, die um Sara geworben, zubereitet hätte; allein sein Führer beruhigt ihn mit der Versicherung, daß der Teufel nur über lasterhafte Menschen Gewalt ausüben könne. Zugleich giebt er ihm Anweisung, mit welcher frommen Sittsamkeit und Mäßigung er sich seiner Braut nähern und wie er durch Hülfe des Räucherns mit der Fisch-Leber alle Zauberey vereiteln solle; Sie kehren also bey Raguel ein.

Hier muß ich die Erzählung durch eine Bemerkung unterbrechen; Der Gedanke, daß zweyen Menschen, die in zwey verschiednen Ländern zu gleicher Zeit zu Gott beten, durch denselben Engel geholfen wird, der sie nun zusammenbringt und ihre Schicksale vereinigt, und dies durch eine einzige Handlung, die auf ganz natürliche Weise herbeygeführet wird, daß

der

der Schuldner, welchen Tobias sucht, grade auch in der Stadt Rages wohnt; dieser Gedanke ist so schön und giebt dem Gange der Geschichte eine solche Einheit, daß man unsern heutigen Comödien-Schreibern, Romanen-Fabricanten und Märchen-Dichtern nichts bessers anrathen kann, als daß sie, weil sie doch nicht häufig die Natur selber zu studieren pflegen, wenigstens die Meisterwerke des Alterthums aufmerksamer lesen mögen, um zu lernen, wie nöthig und von welcher guten Würkung die Einheit der Handlung in jeder Erzählung ist.

Raguel empfängt die Fremden mit Gastfreundschaft. Ihm fällt die Aehnlichkeit des einen Jünglings mit seinem alten Vetter Tobias auf, dessen er sich mit Wärme und Liebe erinnert. Der Engel lässt ihn ausreden und überrascht ihn dann mit der Nachricht, daß er das einzige Kind dieses ihm so theuren Verwandten vor sich sähe. Nun drückt Raguel, mit Thränen in den Augen, den jungen Tobias an sein Herz und ruft aus: „Gesegnet seyst Du! Du bist eines „frommen Mannes Sohn.“ Weib und Tochter nehmen Theil an seiner freudigen Rührung.

Hier-

Hierauf wird Anstalt zur Bewirthung der Gäste gemacht; aber Tobias — abermals ein Pinselstrich zu dem Gemälde der Einfalt damaliger Sitten! — Tobias will nicht eher etwas genieſſen, als bis er seine Bewerbung angebracht habe. Raguel, so erwünscht ihm auch diese Verbindung sonst seyn muſste, zittert doch davor, daß seinen geliebten Vetter das Schicksal der gestorbnen sieben Bräutigame treffen mögte. Als er nun zögert, Antwort zu geben, redet ihm der Engel zu, verheiſst ihm die Hülfe Gottes; und Sara's Vater faſst Vertrauen zu den Fügungen des Höchsten, legt die Hände der jungen Leute in einander und giebt ihnen seinen väterlichen Segen; die Ehestiftung wird aufgesetzt, die Mahlzeit gehalten und die Braut-Cammer zugerichtet, deren Schwelle Sara weinend betritt.

Tobias befolgt in allen Puncten die Vorschriften seines treuen Führers, ist enthaltsam, betet, räuchert und der Engel verbannt den bösen Zauber-Geist. Indeſs kann Raguel sich nicht von der Furcht befreyn, es mögte seinem Schwiegersohne dennoch ergangen seyn, wie den

ersten

ersten sieben Männern. Er rechnet so wenig darauf, ihn lebendig wiederzusehn, daß er sogar schon, mit betrübtem Herzen, um Mitternacht ein Grab bereitet, um, nach jüdischer Sitte, den Todten vor Tages Anbruch zu beerdigen. Damit er jedoch aus dieser peinlichen Ungewißheit gerissen werde, trägt er seiner Frau auf, eine Magd heimlich in die Braut-Cammer schleichen zu lassen. Dies geschieht, und man findet das junge Paar gesund neben einander in den Armen des Schlafs liegen.

Nun erhebt sich allgemeiner Jubel im Hause; das Grab wird wieder gefüllt und neue Zubereitung zum Schmause gemacht, an welchem alle Freunde und Nachbarn Theil nehmen sollen. In der Freude seines Herzens schenkt auch Raguel die Hälfte seiner Güter dem Schwiegersohne und verschreibt ihm die andre Hälfte, auf den Fall seines Todes. Dagegen aber bittet er ihn dringend, er möge nun auch noch ein Paar Wochen bey ihm bleiben. Tobias will gern die Erfüllung dieser Bitte mit der Pflicht gegen seinen alten Vater vereinigen und ersucht daher seinen Gefährten,

den

den er immer für einen Menschen hält, statt Seiner zu Gabel zu reisen, *) gegen die Handschrift das Geld einzufordern und den vieljährigen Freund seines Hauses zugleich zur Hochzeit einzuladen. „Du weisst" spricht er „daß mein Vater Tag und Stunde bis zu „meiner Rückkunft zählt; Bliebe ich zu lange „aus; so würde sein Herz betrübt, und doch „kann ich Raguels Bitte nicht wohl abschlagen. „Nun aber gewinne ich Zeit, wenn Du statt „Meiner weiter reisest." Der Engel verspricht es, zieht nebst einem anständigen Gefolge ab und kehrt bald mit dem Gelde und begleitet von Gabel zurück.

Sie sitzen grade am Tische, als Dieser ankömmt; Tobias steht auf; Sie umarmen sich und Gabel ergiesst sich in unzähligen Hochzeits-Complimenten, Glückwünschen und Segnungen; der Schmaus wird fortgesetzt, jedoch mit Mässigkeit und Gottesfurcht.

Da

*) Dieser wohnte also doch nicht mehr in Rages, wenigstens nicht in der Stadt selber; vielleicht in der Gegend.

Da doch aber das Hochzeitsfest den jungen Mann länger aufhält, wie es der erste Reiseplan mit sich brachte, wird der alte blinde Vater bekümmert, weint und sucht vergebens sich allerley Fälle zu denken, um die Ursachen dieser Zögerung zu erklären. Noch mehr aber jammert Hama und hört nicht auf, nach der Weise der mehrsten Frauenzimmer, sich und ihrem Manne unnütze Vorwürfe über das Geschehene zu machen, das doch nun nicht mehr zu ändern ist, nämlich darüber, daß sie das einzige Kind haben ziehn lassen. Dies Gewinsle wird endlich dem Alten lästig; Er fasst seinen Muth wieder zusammen, gebiethet ihr, zu schweigen und stellt sich wenigstens, als sey er vollkommen beruhigt über das Schicksal des Jünglings. Die gute schwache Frau aber lässt sich damit nicht befriedigen, sondern fährt fort zu klagen und geht täglich hinaus, um auf die Strasse hin zu sehn, ob der geliebte Sohn noch nicht erscheint, wodurch er nun freylich um nichts früher ankömmt.

Indeß sucht Raguel alles anzuwenden, um seinen Schwiegersohn noch eine Zeitlang bey

sich zu behalten und thut den Vorschlag, er wolle einen Bothen nach Houſe ſchicken; doch giebt er endlich den Einwendungen des jungen Mannes nach, der ihm vorſtellt, daß die heiligen Pflichten gegen ſeine Eltern ihn in die Heymath zurückrufen. Er empfiehlt ihm nun Sara, ſegnet ſie Beyde, ſtattet ſie zur Reiſe aus und giebt ihnen einen Reichthum an Knechten, Mägden, Vieh, Koſtbarkeiten und Gelde mit. „Und die Eltern nahmen die Tochter, „küſſten ſie, und lieſſen ſie von ſich und ver„mahnten ſie, daß ſie ja ſollte ihres Mannes „Eltern ehren, wie ihre eignen, ihren Mann „lieben, das Geſinde fleiſſig regieren und ſich „ſelbſt züchtiglich halten.“ — Kann man beſſer und einfacher in wenig Worten die ganze Haupt-Summe der Pflichten einer Hausfrau vortragen?

Nun ziehen ſie fort; nachdem ſie aber den halben Weg zurückgelegt haben, thut der Engel den Vorſchlag, Tobias möge, um deſto ſchneller ankommen zu können, mit ihm vorausgehn, die junge Frau aber mit dem Gefolge und Gepäcke gemächlich nachreiſen laſſen. Dies wird angenommen; Tobias aber muß des geſchlach-

teten Fisches Galle zu sich stecken und sie machen sich auf den Weg.

Eines Tages nun, als Hanna, ihrer Gewohnheit nach, auf einen Hügel gestiegen ist, um die Gegend zu überschauen, späht ihr mütterliches Auge in weiter Entfernung schon den Liebling ihres Herzens aus, eilt hinein zu dem Alten und verkündigt ihm die frohe Nachricht. Die Wandernden kommen indeß näher und das treue Hündlein, das die Gegend wieder erkennt, läuft voraus, wedelt mit dem Schwanze, springt und stellt sich fröhlich. Namenlose Wonne ergreift die Eltern; der Greis vergißt Alter und Blindheit, rafft sich auf, will seinem Sohne entgegeneilen, stößt sich aber und läßt sich dann durch einen Knecht führen. Nach den ersten Umarmungen schreitet hierauf der junge Tobias sogleich zu der Cur seines Vaters; Er bestreicht eine halbe Stunde lang die Augen desselben mit der Galle, zieht dann die Staar-Haut davon, und — Tobias sieht das Tages-Licht wieder. Inbrünstiges Dank-Gebet zu Gott strömt nun aus den Herzen der frommen Familie.

Nach sieben Tagen kömmt dann auch Sara mit dem Gefolge und den Schätzen an; Nun sieht man neue Scenen der Freude; Nachbarn und Verwandte eilen herbey; das Frohlocken und die Festlichkeiten dauern eine ganze Woche hindurch.

In den ruhigern Stunden aber hat der junge Tobias seinem Vater mit lebhaften Farben die Wohlthaten und die Sorgfalt geschildert, welche sein Reise-Gefährte ihm bewiesen, und Dieser denkt deswegen ernstlich daran, ihn auf eine ausgezeichnete Weise zu belohnen. Der edle Greis hält es nicht für zu viel gethan, wenn er dem Fremden dafür, nach dem Vorschlage seines Sohns, die Hälfte seines ganzen Vermögens anbiethet; Sie rufen ihn also herbey und thun ihm diesen Antrag; aber jetzt giebt sich ihnen Raphael als den Engel Gottes zu erkennen, der keines Goldes und keiner irdischen Schätze bedarf. Er ermahnt sie, im Gebete und guten Werken fortzufahren; Voll Ehrfurcht und Anbethung fallen sie zur Erde nieder — In dem Augenblicke verschwindet der Engel.

Jetzt erhebt sich Tobias Seele zu einem erhabnen Lobgesange. Einige Nachrichten von dem fernern Wohlstande der frommen Familie und den glücklichen Schicksalen ihrer Nachkommenschaft endigen die Geschichte.

Zum Beschlusse dieses Abschnittes über Styl und Schreibart, sey es mir erlaubt, nur noch Eine kleine Bemerkung hinzuzufügen! Aus den Arbeiten mancher neuerer Schriftsteller sieht man eine Art von Besorgniß hervorschimmern, es möchte nicht genug bemerkt werden, wenn sie einen Zug, der Menschenkenntniß verräth, einen nicht gemeinen Gedanken, oder einen moralischen Kernspruch anbringen. Desfalls halten sie sich bey einer solchen Stelle sehr lange auf, bereiten vor, wiederholen, malen aus und schwächen auf diese Weise Kraft und Würkung des Gesagten. Nicht eine Spur von dieser Ungehörigkeit findet man in den alten Meisterwerken. Forderungslos, in der edelsten Simplicität und gedrungensten Kürze, ist alles hingeschrieben; Selbst die überraschendsten Bilder, aus den geheimsten Urkunden der menschlichen Natur abcopirt, sind da ohne Fingerzeige und

Ankündigung aufgestellt, dem Leser von Gefühl überlassen, sie zu bemerken, wenn er erstaunt davorsteht — Und das ist denn der wahre Charakter einer erhabnen, würdigen Schreibart!

VII.

Bruchstücke über Poesie, besonders über teutsches Dichterwerk.

Poesie ist Ausdruck der lebhaftesten, wärmsten Empfindung, der erhöheten Leidenschaft, oder der exaltirten Phantasie. Wenn die Seele von einem Gegenstande so erfüllt ist, daß Sinnlichkeit und Vernunft gleichsam vermengt werden und in einander schmelzen, daß man zu denken und zu beurtheilen glaubt, was man eigentlich nur fühlt und, umgekehrt, unsre Gedanken zu lebhaften sinnlichen Gefühlen werden; so entsteht diejenige Stimmung, welche man gewöhnlich, ziemlich unpassend, Begeisterung nennt, (denn die Sinnlichkeit spielt doch die Hauptrolle dabey.)

In einem solchen Zustande von Spannung nun, pflegt der Mensch eine Sprache zu reden, die von der gemeinen, kalten, leidenschaftlosen

Sprache

Sprache sehr verschieden ist. Da wird der Verschlossene gesprächig, der Schwätzer gedrungen, und der Mann von gemeinen Talenten zum Redner. Da bekömmt die alltäglichste Sache einen Anstrich von Feyerlichkeit; Da wird der Vortrag bald malerisch, bilderreich und verweilt schwelgend bey reizenden Gegenständen, bald eilt er hinweg über Nebenparthien, zu dem Hauptziele hin, wovon seine Phantasie trunken ist; ergetzt bald das gepreßte Herz in zehnfache Wiederholung des Ausdrucks derselben Empfindungen, bald deutet er nur an, mit kurzen, abgebrochnen Worten und setzt voraus, man könne ihm folgen, in dem Fluge seiner Einbildungskraft. Da scheint ihm das Große einen Augenblick klein und unwürdig, indeß er an dem Kleinen eine bedeutungsvolle Seite bemerkt. In der täuschenden Nachahmung dieser Sprache besteht die Dichtkunst.

Dies ist, so viel ich es einsehe, der richtige Gesichtspunct, aus welchem man die Poesie beurtheilen muß, und darnach lassen sich die subjectiven und objectiven Regeln für die Dichtkunst bestimmen; darnach läßt sich ausmachen, welche

Gegenstände sie behandeln darf, wer die Sprache des Dichters reden soll und welches diese Sprache ist.

Sehr mit Unrecht, dünkt mich daher, hat man die Poesie eine Sprache der Götter genannt. Wenn man sich überhaupt redende Götter vorstellen sollte; so würde man glauben müssen, daß ihre Sprache der reinste, klarste, bestimmteste Ausdruck der nüchternsten kalten Vernunft und unverzierten Weisheit seyn würde; ohne Schmuck, deren die hohe Weisheit nicht bedarf; ja! sogar ohne eigentliche Wärme, weil diese eine leidenschaftliche Empfindung, ein sinnliches Gefühl voraussetzt. Ich mache diese Bemerkung nicht umsonst; sie soll ankündigen, daß ich, gegen die gewöhnliche Meinung, welche die Neuern den Alten nachgebetet haben, es nicht nur gar nicht für nöthig, sondern für ganz unnatürlich halte, daß man Götter und Halbgötter in den heroischen Trauerspielen in Versen reden lasse; Aber freylich! wenn man Diesen allerley Arten von Leidenschaften andichtet; so muß man sie auch eine leidenschaftliche Sprache reden lassen. Da nun überhaupt das Trauer-

spiel ein Gemälde leidenschaftlicher Verirrungen und Handlungen ist; so denke ich, die heroischen Stücke, in welchen Wesen einer höhern Art auftreten, können überhaupt kein Interesse für einen Mann von richtigem Gefühle haben; denn diese Wesen müssen uns entweder in menschlich empfindende Geschöpfe travestirt werden, oder ihre hohe, kalte Weisheit contrastirt mit dem Genius des Trauerspiels.

Poesie also ist würkliche oder nachgeahmte Sprache der Leidenschaft und der Phantasie. Wenn man mir diesen Begriff gelten läßt; so muß man mir erlauben, auch folgende Vorschriften darauf zu gründen; Erstlich: man kann keine Personen die poetische Sprache reden lassen, von welchen man voraussetzen muß, daß sie mit kaltem Blute und nüchterner Vernunft reden, wovon eben zum Beyspiele die Götter und Halbgötter sind angeführt worden. Wohl aber kann man die Thaten und Reden solcher Wesen in Versen besingen; Dann ist es der Dichter, welcher exaltirt wird, wie in der Epopäe; und wenn er Götter redend einführt; so ist es begreiflich, daß er sie in dem Tone reden

lässt, auf den er gestimmt ist; (der Einheit des Vortrags wegen) Das fällt aber bey dem Trauerspiele weg, wo man die Illusion haben soll, sie selber vor Augen zu sehn. Zweytens: man kann nicht in einer poetischen Sprache Gegenstände darstellen, die gar nicht gemacht sind, uns in die sogenannte Begeisterung, in jenen Anstand von Spannung zu setzen. So kann uns Anbetung des allmächtigen Schöpfers, so kann uns Bewunderung des unermeßlichen Weltgebäudes in die Höhe stimmen; aber es würde lächerlich seyn, in Versen eine Anweisung zu geben, wie das englische Schuhwachs verfertigt werden muß. Man ahnet hier wohl, daß ich sogar manche Art von Lehrgedichten für eine unnatürliche Gattung erklären werde; und man irrt nicht; Nie ist da, wo man nur die Stimme der unterweisenden, kalten Vernunft hören soll, die poetische Diction gut angebracht. Endlich drittens: wenn der Gegenstand von der Art ist, daß er unsre Empfindung erhöhn und unsrer Phantasie einen ungewöhnlichen Schwung geben kann; so darf man dann auch über diesen Gegenstand keine gemeine Dinge, bloß in poetischer Form, sagen.

Hier-

Hierbey aber muß ich noch verschiednes erinnern: Es kann nämlich geschehn, daß der Gegenstand, den ein Dichter besingt, ausserst gemein und unpoetisch scheint; alsdann aber muß dieser Gegenstand wenigstens idealisch seyn. Daher gehören die Fabel und das Schäfergedicht in das Gebieht der Poesie; denn indem der Dichter sich in eine Welt von eigner Schöpfung hineinzaubert, ist seine Phantasie erhöht und man muß ihm erlauben, für diese selbst geschaffne Welt auch seine eigne Sprache zu schaffen. Ferner: der Witz, welcher unter ganz verschiednen Dingen eine Aehnlichkeit findet, ist darum schon an sich eine Art Poesie. — Es ist eine Operation der Phantasie; und hieraus läßt sich erklären, warum auch das Sinngedicht eine nicht unnatürliche Gattung ausmacht. Und dann: alle diese Regeln werden im Comischen vorsetzlich übertreten, wo man, wie schon im vorigen Abschnitte ist gesagt worden, die gemeinsten Dinge in einer poetischen Sprache sagt, um durch den Contrast Lachen zu erregen. Daß es nicht immer erhabne, sondern nur erhöhete Empfindungen sind, welche den Dichter beseelen, brauche ich wohl kaum zu erinnern;

Ein

Ein hoher Grad von Muthwillen und froher Laune ist auch Exaltation, und ihr verdanken die satyrischen Schilderungen, muntre Episteln, Trinklieder u. d. gl. ihr Daseyn.

Es besteht aber die poetische Sprache nicht bloß darinn, daß man bey dem Dichter einen höhern Schwung der Gedanken, kühnere Wendungen und Bilder aller Art findet; sondern, da man von je her vorausgesetzt hat, daß der Mensch, im exaltirten Zustande, auch einen besondern Wohlklang in seine Rede lege, welcher derselben eine Art von musicalischer Harmonie gäbe; so ist daher der Gebrauch bestimmter Sylbenmasse entstanden und man hat sogar die Poesie einen Gesang und die Dichter Sänger genannt. Das Sylbenmaß oder Metrum nun besteht in einer periodischen Abwechselung einer gewissen Anzahl langer und kurzer Sylben, nach einer bestimmten Ordnung.

Was sind aber lange und kurze Sylben? Dies können wir aus der Natur der Sache beantworten. Eine längere Sylbe ist gewiß nicht die, auf welche man willkührlich in der gemeinen

nen Rede den Accent zu legen pflegt, sondern die, welche unsern Sprach-Organen mehr Mühe, sie hervorzubringen, macht, wie eine andre, wobey wir also länger verweilen müssen. Jedermann fühlt, daß man nicht eben so schnell das Wort Kraft, wie das Wort es aussprechen kann, obgleich beyde nur einsylbig sind. Die Römer und Griechen haben nicht nur hiernach auf das strengste die Regeln für ihre Prosodie festgesetzt, sondern es ist auch keinem Zweifel unterworfen, daß sie in der Aussprache der gemeinen Rede diesen Maßstab genau zum Grunde gelegt haben. Wir hingegen und manche andre, besonders nördliche Völker, haben, bey der Menge von Mitlautern, womit unsre Sprachen angefüllt sind, unsre Organen daran gewöhnt, die größten Schwierigkeiten zu überwinden, so daß wir es fast nicht mehr merken, ob eine Sylbe ursprünglich lang oder kurz ist. Je nachdem es uns nun bequem scheint, in mehrsylbigen Wörtern, das erste, zweyte, dritte oder vierte Glied zu accentuiren, übertreten wir die Regeln, welche uns die Natur an die Hand giebt. Das Wort Heimlichkeit z. B. ist offenbar ein Molossus (— — —); wir

wir können keine von den drey Sylben, woraus es besteht, für kurz halten; Indeß sind wir nun einmal daran gewöhnt, das Gewicht auf die erste zu legen, über die andern beyden aber hinweg zu eilen. Das ist aber in der That nicht gut und giebt grade unsrer sonst so wohlklingenden Sprache die Rauhigkeit, worüber fremde Völker klagen.

Ist es denn nun also recht, nach dieser gewöhnlichen, an sich schon fehlerhaften Aussprache, unsre Prosodie einzurichten? Nichts weniger! Die Franzosen bekümmern sich nun freylich so wenig um die Quantität der Sylben, daß sie sogar in ihren Versen sich nicht einmal nach dem Sprach-Gebrauche richten. Dies böse Beyspiel soll uns aber nicht verführen und, meiner Meinung nach, muß jene Rücksicht auf die Schwierigkeit der Aussprache uns die strenge Regel für die Quantität an die Hand geben.

Man wende hiergegen nicht ein, daß alsdann oft der oratorische Accent mit dem poetischen in Wiederspruch kommen würde, nämlich, daß wir im Lesen doch, des Sinnes, des Ausdrucks

drucks wegen, den Accent auf Sylben würden legen müssen, die der Dichter wie kurze Sylben gebraucht hätte! das muß bey vollkommnen Gedichten der Fall nie seyn können; Grade darinn besteht ein Theil der poetischen Kunst, daß man die Ausdrücke so wähle, daß beyde Arten von Accenten genau mit einander übereinstimmen. Dann kann der Dichter mit Tönen malen und größere Würkungen hervorbringen, wie der prosaische Schriftsteller. Was wäre auch, ohne diese Kunst, die Poesie? Ein einförmiges Klingklang-Spiel für die Ohren. Was könnte wohl widersinniger seyn, als die Sprache der Leidenschaft in eine solche Form zu bringen, daß sie sich, ohne Rücksicht auf das Gewicht einzelner Ausdrücke, nach einer gewissen Weise müßte herleyern lassen, so daß, wenn es dem Dichter bequem wäre, er eine Sylbe, auf welche der ganze Nachdruck des Affects läge, seinen hinkenden Trophäen (— ∪) zur letzten Sylbe anflickte, oder sie an die Spitze eines schleppenden Jamben-Fußes (∪ —) setzte? Und doch treffen wir davon die häufigsten Beyspiele in allen französischen Gedichten und in unsern ältern versificirten Trauerspielen an. Nur

Einen Vers aus Weissens **Eduard dem Dritten** zur Probe:

„Glorreicher Eduard! sey tausendmal will-
„kommen!"

Hier ist die Sylbe **Glor** kurz gebraucht, die doch offenbar lang seyn müsste; lang des oratorischen Accents wegen; lang, weil sie aus vier, nicht leicht flüchtig auszusprechenden Buchstaben besteht, worunter drey Consonanten sind und der vierte ein breiter o ist; lang endlich, sogar dem Sprachgebrauche nach. Mit den Sylben **cher, send** und **will** in diesem Verse hat es dieselbe Bewandniß.

Wenn also der Dichter in dem Drange seiner Empfindung oder in dem Schwunge seiner Phantasie seine Verse zur Welt gebracht hat; so versuche er es erst, sie zu lesen, als wären sie Prosa und merke dann, wohin das Gewicht des Ausdrucks fällt, ob nicht vielleicht grade auf Sylben, die er wie kurze gebraucht hat! Und wenn er mit dieser Arbeit zu Ende ist, untersuche er auch, ob die, auf welchen der Nachdruck nicht liegen soll, durch ihren Bau,

durch

durch die Schwierigkeit, sie schnell auszusprechen, nicht vielleicht einen falschen Nachdruck bekommen. Und so streiche er dann aus und verbessere, bis er jede Ungehörigkeit von der Art ausgemerzt hat, wenn er anders will, daß seine Werke unsre kleinen Musen-Almanachs überleben sollen!

Die Sorglosigkeit mancher unsrer poetischen Schriftsteller über diesen Punct geht sehr weit. Folgende Verse sind von dem guten Claudius, der sich überhaupt über Beobachtung der wahren Quantität der Sylben ein wenig zu leichtfertig hinwegzusetzen scheint:

„Am Weinacht-Abend kam Kunz her."

Die lange Sylbe **nacht** ist hier kurz gebraucht, und statt daß der oratorische Accent auf **Kunz** liegen sollte, ist auch dieses, mit drey Consonanten ausgestattete Wort, kurz genommen:

„Wenn mein Aug' Unrecht siehet."

Hier kann **Aug'** um so weniger kurz seyn, da es sogar noch eine verschluckte zweyte Sylbe in sich schliesst; **Wenn** und **recht** müssten auch nicht wie kurze Sylben gebraucht worden seyn.

Daß die mehrsten jungen Dichter alle diese Regeln mit Füßen treten, versteht sich von selber. Das Aussetten macht Mühe; Mühe, Kunst und Fleiß zu verstecken, das ist ein Talent, welches nur den höhern Genies gegeben ist. Bey uns machen aber die höhern Genies selten Verse, wohl aber eine Menge Menschen, die sonst nichts zu treiben wissen und zu sonst nichts Geschick haben.

Ramler sagt: (in seiner **Einleitung in die schönen Wissenschaften**) wir hätten wenig reine Spondäen; (— —) Ich meine, wir haben daran einen fast unbequemen Ueberfluß, durch die, unsrer Sprache von Ausländern so oft zum Vorwurfe gemachte Menge der doppelten Consonanten und Dyphtongen. **Schonend, liebend, furchtbar, herzlich, Kirchgang** u. d. gl. sind doch wohl Spondäen, wenn gleich eine fehlerhafte Aussprache über die letzte Sylbe hinwegeilt; Aber ein Mann, dem die Harmonie seiner Sprache lieb ist, verfällt auch nicht in diesen Fehler, wenigstens nicht da, wo er öffentlich redet. Traurig ist es indessen, daß grade unsre öffentlichen Redner mehrentheils

am wenigſten von richtiger Declamation verſtehen. Dies iſt vollends gar nicht den Schauſpielern zu verzeyhn, die auſſerdem nichts zu thun haben, und dennoch faſt Alle ſo unwiſſende Leute ſind, daß ihnen die erſten Anfangsgründe der Theorie der ſchönen Künſte unbekannt bleiben.

Daß es ein Fehler ſey, ſo allgemein er auch eingeriſſen iſt, alle einſylbige Wörter willkührlich, bald kurz, bald lang zu brauchen, (anceps) iſt ſchon aus dem oben Geſagten leicht abzuſehn. Eine Sylbe, deren Ausſprache mit Schwierigkeiten verknüpft iſt, kann nie kurz werden, ſelbſt dadurch nicht, daß eine noch längere ihr zur Seite ſteht. So kann z. B. das Wort **Wiſſenſchaft** nie für einen Dactylus (— ∪∪) gelten. Nur die Freyheit kann man dem Dichter einräumen, da, wo es der oratoriſche Accent erfordert, eine kurze Sylbe in eine lange umzuſchaffen, nicht aber umgekehrt; Man kann ſich willkührlich verweilen, aber nicht einen natürlichen Aufenthalt wegſchaffen. So viel über die einzelnen Sylbenfüße; nun etwas vom ganzen Sylbenmaße!

Das Sylbenmaß besteht aus der Zusammenstellung der Sylbenfüße, nach einer gewissen gewählten Ordnung, und hat zum Gegenstande die Bewürkung der Harmonie, die jedes geistige Vergnügen erhöht.

Die Alten hatten eine Menge von Sylbenmaßen, die sie verschieden anwendeten, je nachdem die Gattung des Gedichts, die Empfindung, welche sie ausdrücken oder erwecken wollten, und die Schilderungen, womit ihre Phantasie das Werk ausschmückte, es erforderten. Es ist natürlich, daß man nicht wohl in hüpfenden Dactylen klagen, und eben so wenig in schweren Spondäen das Toben eines Wasserfalls schildern kann; Also ist es auch wohlgethan, zu Gedichten, in welchen häufig Bilder von dieser oder jener Art vorkommen, kein Metrum zu wählen, das nicht leicht, oder gar nicht, solche Sylbenfüße zuläßt, die geschickt sind, die bezweckte Würkung hervorzubringen.

Griechen und Römer aber erfanden sich vielerley Versarten, in welchen nicht nur auf eine angenehme Abwechselung der Sylbenfüße Rück-

Rücksicht genommen, sondern auch dem Dichter erlaubt war, wenn der Ausdruck es erforderte, einen Spondäus an die Stelle eines Dactylus, ja! auch wohl an die Stelle eines Jambus zu setzen, selbst hie und da einmal dafür einen Anapäst (⏑ ⏑ —) einzuschieben.

Die Völker der neuern Zeit haben, und zwar nur einige derselben, erst spät angefangen, ihren Gedichten diese so nöthige Mannigfaltigkeit des Ausdrucks zu geben. Sie gebrauchten fast Alle nur solche Versarten, in denen, ohne Abwechselung, immer derselbe Sylbenfuß angewendet werden musste. Die französische Poesie hat, neben dieser Unvollkommenheit und einer gänzlichen Vernachlässigung der Quantität, in den mehrsten ihrer Versarten, noch die höchst widernärtige Anwendung der Hemistichen sich zum Gesetze gemacht. Diese Hemistichen brechen jeden Vers in zwey Theile, welches, so äusserst unangenehm es, lange fortgesetzt, dem Ohre klingen muß, dennoch sehr strenge beobachtet wird. An folgenden Versen aus **Voltair's Henriade** wird dies deutlicher zu sehn seyn.

Des fureurs des humains | c'eſt ce qu'on
doit attendre.
Mais ce que l'avenir | aura peine à com-
prendre.
Ce que Vous même encor' | à peine
Vous croirés:
Ces monſtres furieux | de carnage al-
terés etc.

Es iſt begreiflich, daß dieſer, immer an derſelben Stelle angebrachte Ruhepunct, oft mit den wahren oratoriſchen Ruhepuncten in Widerſpruch kömmt. An dieſen Verſen kann man dann auch ein Beyſpiel ſehn, wie ſorglos ſelbſt die beſten franzöſiſchen Dichter mit dem Sylben-Gewichte umgehen. Die Wörter fureurs, qu'on, peine und carnage ſind, der gemeinen Ausſprache und ihrer natürlichen Quantität zum Trotze, ſo geſtellt, daß Voltaire in fureurs die erſte Sylbe lang und die zweyte kurz, qu'on und peine wie einfache kurze Sylben, und in carnage die erſte lang und die andern beyden wie eine einzige kurze Sylbe anwendet.

Unſre ältern teutſchen Dichter von einiger Bedeutung, unter Andern Gellert, leyerten, ſo

so ziemlich nach französischer Manier, ihre eintönigen Versarten; Die geistlosen Nachahmer fuhren in dieser Weise fort; und lange Zeit hindurch schläferte man sich in Teutschland mit solchen Versen ein, wie sie der **Freyherr von Trenk**, freylich um dreyssig Jahre zu spät, noch jetzt zu Tage fördert, welches man jedoch diesem merkwürdigen Manne um so weniger übelnehmen kann, da jene Periode, in welcher er mit der Cultur hätte fortrücken müssen, für ihn gleichsam nicht existirt, weil er sie im Kerker hingeschmachtet hat.

Die aus der Einförmigkeit der Versarten entstehende Monotonie wurde noch vermehrt durch den von uns und andern Völkern der neuern Zeit als nothwendig angenommnen Gebrauch des Reims. Ueber die Vortheile und Nachtheile desselben ist schon oft, besonders in der oben angeführten **Einleitung in die schönen Wissenschaften**, so viel Gutes gesagt worden, daß ich, der ich ungern abschreiben mögte, mich dabey nicht lange aufzuhalten brauche. So viel scheint im Allgemeinen gewiß zu seyn, daß der Reim, welcher durch Harmonie

und hörbare Symmetrie dem Ohre gefällt, unter der Hand eines Mannes von Genie den poetischen Werken einen neuen Grad von Schönheit und Vollkommenheit geben kann; (wie er denn sogar in lateinischen Gedichten nicht ohne Würkung ist angebracht worden, wovon ich nur das alte Lied: Mihi est propositum etc. zum Beyspiele anführe) daß er aber auch aus der Feder schlechter und mittelmäßiger Dichter, welche die dabey vorfallenden Schwierigkeiten nicht zu überwinden verstehen, manches Product geliefert hat, gegen welche die Prosa eines oberteutschen Zeitungsschreibers Harmonie und Wohlklang ist.

Das Studium der Alten, welches vor dreyßig Jahren bey uns noch nicht so, wie jetzt, vernachläßigt wurde, führte endlich unsre bessern Dichter darauf, nicht nur den an Schönheit reichen Hexameter, sondern auch andre Versarten, in welchen Sylbenfüße von verschiedner Art abwechseln, bey uns einzuführen. **Bodmer** und **Klopstock** zeigten in den einzigen beyden teutschen Epopäen, was ein schöpferisches Genie in unsrer Sprache zu leisten vermag. **Ramlers Oden** werden, so lange man teutsch redet und lieſt,

lest, für Meisterstücke gelten müssen. Welch' ein harmonischer Wohlklang, welch' eine herrliche, edle Sprache, welch' eine poetische Kunst, welch' ein Feuer, welch' ein erhabner Schwung der Gedanken, und doch dabey so viel Klarheit bringt aus diesen Oden hervor! Diese Klarheit, diese Deutlichkeit, vermisst man in manchen unsrer andern lyrischen Dichter; Schon Aristoteles aber rechnet sie unter die Erfordernisse eines guten Gedichts: σαφῆ μὲν πρῶτον δεῖ τὸν λόγον εἶναι. Nicht dadurch erhebt man sich über die gemeine Sprache, dass man sich verwirrt und unverständlich ausdrückt; Es muss zwar dem Sänger erlaubt seyn, sich neue Wortfügungen zu schaffen und, in dem Fluge seiner Phantasie, sich über manche Conventionen der alltäglichen Rede hinwegzusetzen; allein wenn der Leser sich erst anstrengen muß, um aus den verworfnen Constructionen irgend einen Sinn hervorzusuchen und er am Ende vielleicht gar findet, daß dieser mit so grosser Mühe errungene Sinn ihm nichts Erhabners sagt, als was man täglich in guter Hausmanns-Prosa zu hören pflegt; so kann wahrlich der Genuß, den eine solche Poesie verschafft, nicht groß seyn. Indessen sind die

mehr.

mehrſten Nachahmer von Klopſtocks Oden in dieſen Fehler verfallen.

Größere Freyheiten im Sylbenmaße, wie irgend Einer ſeiner Vorgänger, hat ſich der unvergleichliche Wieland genommen; aber es ſind nicht Freyheiten zu Deckung des Mangels an Kunſt, nicht Freyheiten des Gemächlichen, der neue Regeln ſchafft, oder alle Regeln verachtet, wenn er ſich die Mühe nicht geben will, ſeine Gedichte nach den Vorſchriften gehörig auszufeilen; ſondern es ſind Freyheiten, die dem Dichter mehr Gelegenheit darbiethen, ihm weitern Spielraum geben, Schönheiten anzubringen, womit ſein großer Genius das Werk ausſchmücken mögte; Freyheiten endlich, welche mit Erfolge zu nützen, eine ſehr große Kunſt erfordern. Das unerſchöpfliche Talent dieſes großen Mannes aber hat uns gezeigt, daß, in aller Gattung von Poeſie, die teutſche Sprache, nach dem Bedürfniſſe, dieſelbe Würde, die Kraft, den Wohllaut, die Feinheit, die Leichtigkeit, die Gedrungenheit und kurz! alle Schönheiten ſich eigen machen kann, weswegen wir die vorzüglichſten Gedichte aller ältern und neuern Nationen.

tionen, mit denen sämtlich Wieland vertrauet ist, zu bewundern pflegen.

Ein Zeitraum von etwa funfzehn Jahren hat unter unsern Mitbürgern Dichter erweckt, worauf jedes Volk des Erdbodens stolz seyn würde; Leider! aber ist das letzte Jahrzehend nicht so reich an solchen Erscheinungen gewesen; vielmehr ist es offenbar, daß wir wieder zurücksinken. Doch darf man dies nicht wie allgemein gesagt verstehn. — Ist doch in diesem Zeitraume auch Schiller zuerst als Dichter aufgetreten — der Mann, unter dessen Händen alles, was er berührt, in Gold verwandelt wird; Allein gewiß ist im Ganzen seit einigen Jahren die Ausbeute auf unserm Parnasse sehr armselig gewesen. Hieran sind, wie ich glaube, hauptsächlich folgende Dinge Schuld: zuerst die täglich mehr einreissende Vernachlässigung des Studiums der Alten; sodann die Art, wie unsre jungen Leute auch lebende fremde Sprachen treiben, die sie selten mehr studieren, sondern nur lernen, sie zu plaudern und zu verstehn; ferner die übel angewendete Nachahmung der Freyheiten, welche große Dichter sich mit

den

den Versarten und Sylbenfüßen genommen haben; endlich aber, mehr wie das alles, die unverzeyhliche Nachlässigkeit und Incorrectheit, selbst unsrer bessern Dichter, in ihren neuern Werken, welche sich dann jene Anfänger zum Muster nehmen. Noch könnte ich unter diese Ursachen die Leichtigkeit rechnen, mit welcher auch die elendesten Arbeiten solcher Art, durch Hülfe der Almanachs, Blumenlesen, Journale u. s. f. einzeln in das Publicum gebracht werden können.

Ad vocem Musen-Almanach fällt mir ein, daß ich neulich zufällig über den gerieth, welchen Voß für das Jahr 1792 herausgegeben hat, und daß ich mich dabey einer unangenehmen Empfindung nicht erwehren konnte, darüber, daß selbst dieser Mann, für dessen Talente ich die höchste Achtung hege und der, schon allein durch seine meisterhafte Uebersetzung der Odyssee, sich unvergänglichen Ruhm erworben, sich so weit hat herablassen können, mit unter jene Sammlung zum Theil so sehr mittelmäßige Producte aufzunehmen.

Es sey mir erlaubt, um mich nicht zu lange dabey aufzuhalten, nur der Sinngedichte Erwähnung zu thun, die in diesem Almanach mit X unterzeichnet sind. Man denkt sich, meine ich, bey einem Sinngedichte, ein Gedicht, darinn Sinn ist, oder es müsste denn, wie lucus a non lucendo, deswegen so heissen, weil kein Sinn darinn seyn dürfte. Aber nicht nur Sinn, sondern Scharfsinn, Witz, eine pointe, soll darinn seyn, weil man sonst nicht begreifen kann, was den Dichter gespornt haben sollte, etwas in Versen zu sagen, was man nicht einmal in Prosa drucken zu lassen, der Mühe werth halten würde. Nun bitte ich aber, folgende zwey Epigramme zu lesen:

Die Interpreten.

Interpret, was ist das? „Ein Dollmetsch"
Aber ein Dollmetsch?
Lässt die Gedanken in Ruh, Worte zermetscht
er für toll.

Schmierar.

Hätt' ihm sein böser Stern nur wenig
Schaam geschenkt,
Längst hätte Schmierar sich erhenkt.

Doch

Doch einem Hund' an Unverschämtheit gleich,
Lebt er und bellt und kriecht sich adelich und
reich.

Es bedarf wohl keines Commentars zu diesen unnachahmlichen Epigrammen. Schärfe und Neuheit der Gedanken, Richtigkeit der Versification und Adel und Würde des Ausdrucks wetteifern hier mit einander — pfuy, der Schande! daß so etwas — auf die Nachwelt? — nun das wohl nicht, aber daß so etwas auf die Messe kommen darf!

Allein kann man es den schlechten Dichtern verdenken, daß sie dergleichen Waare einschicken, wenn der Sammler selbst sich erlaubt, (freylich, weil er sein Publicum kennt, das es so genau nicht nimt) solche Epigramme unter seinem eignen Namen einzurücken, wie folgende sind?

Die Menschlichkeit.

Anderes fordert der Mensch und die Menschlichkeit. Jeglicher Becher
Kühlt dem Menschen den Durst; Menschlichkeit bildet ihn schön.

und:

und:

Grabschrift eines Jünglings; aus dem Griechischen.

Was doch frommt der Gebährerinn Angst? was Kinder mit Schmerzen
Auferziehn, um sie bald wieder verwelken zu sehn?
Ihrem Bianor ein Grab, dem Jünglinge baute die Mutter.
Billig hätte der Sohn solches der Mutter gebaut.

Ueber den poetischen Werth dieser beyden Sinngedichte werden wohl alle Leser von einigem Geschmacke einig seyn. Was den Sinn betrifft; so bin ich nicht so glücklich gewesen, aus dem ersten irgend einen herauszufinden, der die Mühe des Suchens lohnte. Das zweyte hat freylich einen griechischen Verfasser; allein man kann im Griechischen auch gemeine Dinge sagen, und daß es natürlicher sey, ein altes Weib früher sterben zu sehn, wie einen Jüngling, das ist doch wohl etwas sehr Gemeines. — Einem Manne, wie Voß ist, muß man so etwas nicht hingehn lassen.

Weil nun zu den alten, allgemein anerkannten Dichter-Privilegien, in unsern Tagen noch so viel neue hinzugekommen sind, und ferner die Nachlässigkeiten mancher neuerer Dichter ein böses Beyspiel in der ungebührlichsten Ausdehnung dieser Privilegien geben; so ist es in der That fast leichter geworden, ein Gedicht nach neuerer Art zu machen, wie eine wohlgeordnete, gute Prosa zu schreiben. — Es sey mir erlaubt, dies etwas genauer auszuführen!

Weder materielle, noch formelle Schwierigkeiten findet unser rüstiger Versemacher bey der poetischen Diction zu überwinden. Er darf die alltäglichsten Dinge in der so genannten Sprache der Götter sagen; ja! er glaubt, den albernsten Gedanken durch diese Firma veredeln zu können; also hat jedes mittelmäßige Genie, bey jeder Veranlassung, Beruf, als Dichter aufzutreten. Seine Ungeschicklichkeit im Periodenbaue, seinen Mangel an Darstellungskunst und seine Unwissenheit in der Sprache, verbirgt er hinter den poetischen Freyheiten, die ihm gestatten, sich neue Wörter und Wortfügungen zu schaffen, abzukürzen, zu dehnen, einzuflicken

flicken u. s. f. Der Mangel an Erhabenheit wird durch Verschrobenheit, Dunkelheit und Verworrenheit ersetzt. Würde im Ausdrucke und eine edle Sprache werden nicht erfordert; man mischt also, besonders im Comischen, nach dem Beyspiele der beliebtesten Dichter, die pöbelhaftesten Ausdrücke mit ein. Weil man willkührlich alle Arten von Sylbenfüßen zusammenstellen kann; so ist jede geschriebene Zeile ein Vers, denn jedes Wort hat ja doch eine Quantität, und macht es für sich allein keinen Sylbenfuß aus; so thut es dies doch in Verbindung mit der ersten Sylbe des folgenden, um so mehr, da es dann mit der Quantität auch auf keine Weise genau genommen wird.

„Wie befinden Sie Sich?"
— —.— ∪ ∪. —
„Recht wohl, Ihnen zu dienen."
— —. — ∪ ∪. — —
„Haben Sie meinen neuen dammastnen
— ∪ ∪, — — ——, — ∪ ∪,
„Schlafrock gesehn?"
— ∪ ∪.—

Das sind Verse, und keine von den schlechtesten! Solche kurze und lange Zeilen nun, ohne Ordnung unter einandergemischt, (beständе auch manche derselben nur aus einem einzigen Sylbenfuße) werden zusammengesetzt und heissen ein Gedicht; denn daß in einem ganzen Stücke von der Gattung eine nicht veränderte Versart beobachtet werden sollte, darauf kömmt es gar nicht an. Endlich fällt auch der Zwang des Reims weg — und so ist denn jede Prosa, besonders wenn sie schlecht und verworren genug dazu ist, in wenig Augenblicken, bloß durch die Art, wie sie abgeschrieben wird, in ein Gedicht verwandelt.

Ich sehe grade den ersten Theil von Schmidts Geschichte der Teutschen vor mir liegen, und es fällt mir ein, den Versuch zu machen, ob ich nicht den Anfang der Vorrede zu diesem schätzbaren Werke in ein Gedicht nach neuester Manier verwandeln könnte, ohne Ein Wort zu versetzen. — Es wird dazu wohl keiner Anrufung der Musen bedürfen.

„Meine Absicht bey diesem Werke ist, zu
zeigen,
„Wie Teutschland seine dermaligen Sitten,
„Auf-

„Aufklärung, Gesetze, Künste und Wissen-
schaften,
„Hauptsächlich aber seine so sehr
„Ausgezeichnete Staats- und Kirchen-Ver-
„fassung bekommen
„Habe; kurz, wie es das geworden sey,
„was es
„Würklich ist."

Hier ist denn nun auch das Metrum zu dieser Poesie:

— ∪, — ∪ ∪, — ∪, — ∪, — ∪, — —
∪, — —, — ∪ ∪, — ∪ ∪, — —
— —, — ∪, — ∪, — ∪ ∪, — —, — —
∪, — ∪, — ∪, ∪ ∪, —
— —, — ∪ ∪, — —, — ∪ ∪, — ∪ ∪, — —
— ∪, — ∪ ∪, — ∪, — ∪, — ∪, ∪
— —, —.

Wer dies Beyspiel für unpassend und jene Schilderung für übertrieben hält; der lese, ich bitte darum, lese unsre Verse-Calenderchen, Taschenbüchlein, Blumenlesen, Journale, Magazine u. s. f. und erstaune über den Gehalt der Waare, die uns jetzt für Poesie verkauft wird! Und dies geschieht leider! nicht blos von unsern

Anfängern; sondern, grade herausgesagt, selbst einige unsrer größten Dichter respectiren sich und das Publicum so wenig, oder werden jetzt von den Musen so übel bedient, daß sie unter ihrem Namen Verse drucken lassen, die, wenn sie, in den Tagen unsrer aufblühenden Poesie, ein Schulknabe in Secunda seinem Lehrer als Specimen vorgelegt hätte, ohne weitre Censur, ad Marginem, durch eine Figur mit Ohren würden bezeichnet worden seyn. Wahrhaftig, hochachtungsvolle Dankbarkeit für die genußvollen Stunden, welche diese Männer mir, in meinen Jünglingsjahren, durch ihre herrlichen Gesänge verschafft haben, hält mich ab, hier ihre Namen zu nennen; und da ich auch gern so wenig wie möglich abschreiben mögte, was schon gedruckt ist; enthalte ich mich, mehr Beyspiele von guten und schlechten Gedichten aus jener und der jetzigen Zeit einander hier entgegen zu setzen. Es wäre aber wohl der Mühe werth, daß ein Mann, der zu dieser Arbeit die nöthigen Talente hätte, sich durch ein eignes Werk von dieser Art verdient machte und darinn, durch Zergliederung der einzelnen Schönheiten in Materie und und Form der Fehler, Ungehörigkeiten,

keiten, Plattheiten, Unregelmäßigkeiten und Härten, unsre angehenden Dichter von der Sorglosigkeit zurückschreckte, mit welcher sie arbeiten.

Die glänzendste Periode unsrer Dichtkunst hat, wenn ich nicht sehr irre, mit dem siebenjährigen Kriege angefangen und ungefehr mit dem Jahre 1780 aufgehört. Weil es in dieser Zeit noch nicht so viel Sammlungen gab, deren Unternehmer oft froh sind, wenn sie nur Materialien genug geliefert bekommen, um die Bogenzahl anzufüllen und man ferner, aus leicht zu begreifenden Ursachen, die Gedichte nicht schockweise machte; so circulirten damals manche einzelne Meisterstücke nur handschriftlich. Unter diesen erinnere ich mich mit Bewundrung des ganz vortreflichen Liedes: „Hier will ich „um Calliſten klagen." Der Verfasser dieses Stücks, voll Dichterfeuer und inniger Empfindung, heißt Niemann, war Advocat in Hannover, und hat nachher sehr unglückliche Schicksale erlebt. Da dies schöne Lied, so viel ich weiß, nie ist gedruckt worden, es mögte denn vielleicht in einer Sammlung musicalischer Com-

positionen seyn; (denn es haben, wenn ich nicht irre, einige Tonkünstler auch eine Melodie dazu gesetzt) und es wenigstens ausser dem nördlichen Teutschlande nicht sehr bekannt geworden ist; so glaube ich keinen Tadel zu verdienen, wenn ich es, am Ende dieses Abschnitts, als Muster einer hinreissend schönen poetischen Diction abschreibe.

Hier will ich um Calliſten klagen;
Hier in dem Schooß der Nacht allein.
Hier darf mein Auge Thränen wagen,
Dem Tage mit Verräthern dräun.
Drängt dicht Euch an mich, dichte Schatten;
Sey schwärzer, dunkle Mitternacht!
Laß Schrecken sich mit Schrecken gatten,
Und sey für meinen Schmerz gemacht!

Calliſte! — Name, den in's Herze
Der Himmel mir mit Blute schrieb —
Gedanke, heilig meinem Schmerze
Und ewig meiner Seele lieb —
Calliſte! sieh' Alcindorn weinen —
Um Dich, sonst weint Alcindor nicht,
Dem keine Güter reizend scheinen,
Dem, ausser Dir, kein Glück gebricht.

Sieh',

Sieh', wenn Du kannst, die letzten Zähren
Doch nein! verbirg sie, Mitternacht!
Sie mögten Augen weinen lehren,
Worinn zu schön sie Ihr, huld lacht.
Noch fern von mir sey zu beneiden,
Calliste! glücklich sey Dein Herz;
Geniesse Du der Jugend Freuden,
Und laß mir ganz der Liebe Schmerz!

Vergiß die letzte Abschieds-Stunde —
Doch ach! wie schrecklich steht sie da!
Sie ist's, die auf Callistens Munde
Mein letztes Glücke sterben sah;
Sie ist's, um die von meinen Tagen
Der ganze Rest in Trauer steht
Und jeder, hingeführt von Plagen,
In schwarzer Tracht vorübergeht.

Mein ganzes Glück um Dich, Calliste!
Wie gerne gäb' ich es um Dich!
Und wenn ich ewig trauern müsste;
So liebt' ich dennoch ewig Dich.
Dein Bild dringt mit dem letzten Blute
Noch in mein sterbend Herz hinein,
Und die entscheidende Minute
Soll halb noch für Callisten seyn.

Unter den noch lebenden vorzüglichsten Dichtern, von deren Werken aber wenig in das gröſsere Publicum gekommen ist, verdient einen sehr hohen Rang, **Unzer in Altona.** — Dieser seltne Mann besitzt überhaupt vereinigt so viel Talente, Kenntnisse und Fähigkeiten aller Art, daß gewiß in Jahrhunderten nur wenig solche Genies gebohren werden. Wenn er seine Freunde, in deren Händen schon manche seiner Gedichte abschriftlich circuliren, durch Mittheilung derer, die noch in seinem Pulte verschlossen liegen, in den Stand setzen wollte, eine Sammlung davon herauszugeben; so würden diese vortreflichen Stücke gewiß von allen Lesern, die nur einiges Gefühl für wahre poetische Schönheit haben, begieriger verschlungen werden, wie die weissen Pulver seines auch sehr verdienstvollen Oheims — Und es wäre doch wohl einmal Zeit, daß die elenden Misgeburten, die uns für Kinder der Musen vorgestellt werden, nicht ferner den Ton bey uns angäben und nicht länger den teutschen Parnaß bey Ausländern, die immer mehr anfangen unsre Sprache zu studieren, verächtlich machten.

Vor einigen Jahren wurde es auf einmal Mode, Barden- und Minnesänger-Lieder, überhaupt alte Gedichte hervorzusuchen und herauszugeben. Weil nun einige derselben würklich Kraft, Naivetät und andre Schönheiten enthielten; so glaubten bald unsre jungen Herrn, alles sey vortreflich, was aus jenen Zeiten herrührte, oder in dem Tone jener Zeiten geschrieben wäre. Sie riefen nun nicht mehr den göttlichen Apollo und die gefälligen Musen an; sondern den alten Braga, sein runzlichtes Weib Idunna und die Nornen, und zwickten unsre Ohren mit den barbarischen Namen andrer mythologischen Wesen, ohne Anmuth und Grazie. Statt der bekränzten goldnen Becher wurden nun die Hirnschädel der Feinde aufgetischt und diese rauhen holprichten Bardala-Gesänge, aus uncultivirten, wilden Zeiten in cultivirte verpflanzt, fanden ungemeinen Beyfall. Mancher magrer, kleiner, gepuderter Herr, an einen zierlichen Haarbeutel festgebunden, las mit feiner Stimme den Damen bey den Toiletten die Schlachtgesänge der Söhne Tuisko's vor; Bald kam auch die Reyhe an die alten Volks-Lieder und

Volks-

Volks-Märchen und man plünderte die Spinnstuben, um neuen Vorrath davon zu bekommen. Diese Thorheit hat ein wenig nachgelassen; allein auch sie hat sehr nachtheiligen Einfluß auf die Fortschritte unsrer poetischen Kunst gehabt.

VIII.

Von dramatiſchen Schrifſtellern und ſolchen, die über andre ſchöne Künſte ſchreiben.

Faſt alle alte und neuere Völker haben, ſobald ſie zu einem gewiſſen Grade von Cultur und Corruption gelangt waren, auch Schauſpiele gehabt und haben ſie noch. Nicht in allen dieſen Schauſpielen findet man einerley Zweck zum Grunde gelegt: Belehrung, Schilderung menſchlicher Thorheiten und Laſter, guter und böſer Schickſale und ſchädlicher Folgen der Leidenſchaften; Darſtellung merkwürdiger hiſtoriſcher Begebenheiten und Verherrlichung groſſer Männer, Helden, Halbgötter, Götter und Göttinnen; religiöſe Feyerlichkeiten; Würdigung politiſcher Ereigniſſe; Entwicklung cörperlicher Geſchicklichkeit; Nachahmung ſeltner oder ſchöner Natur-Scenen, oder groſſer menſchlicher Würkſamkeit; Kitzel der Sinnlichkeit; Beluſtigung

gung und Zeitvertreib, waren, theils einzeln, theils gepaart mit einander, die Zwecke dieser Vorstellungen.

Unsre heutigen Schauspiele der gesitteten Völker haben von allen diesen Zwecken hauptsächlich nur diejenigen beybehalten, welche Einfluß auf Beförderung der Moralität haben können, von den übrigen aber nebenher so viel, wie dazu beytragen mag, die Hauptwürkung zu verstärken und der Darstellung größere Wahrscheinlichkeit und Schönheit zu geben.

Gewiß ist es, daß, wie man im würklichen Leben durch Beyspiel mehr ausrichtet, wie durch bloße Lehre; so auch ein Schauspiel, in welchem die Begebenheiten nicht bloß erzählt werden, sondern würklich vor den Augen des Zuschauers vorzugehn scheinen, und die daraus herzuleitenden Vorschriften nicht bloß durch den Mund eines Dritten gesagt, sondern durch die Handlungen der dabey interessirten Personen selbst versinnlicht werden, mehr bewürken kann, wie das Lesen, oder die Vorträge des Redners, daß also in der That das Theater ein sehr mächtiges

tiges Vehikel, um gute oder böse Eindrücke auf ein Volk zu machen, und daß es keineswegs gleichgültig ist, was für Art von Schauspielern eine Nation fortgesetzt zu sehn bekömmt.

Lasset uns aber aus dem eben Gesagten vor allen Dingen zwey Hauptregeln ableiten! Erstlich: alle Schauspiele, was für einen Zweck sie auch haben mögen, müssen durchaus vorzüglich in Handlung, in lebhafter Darstellung bestehn; das ist ihr Wesen; Und zweytens: so viel möglich, muß diese Darstellung so natürlich veranstaltet werden, daß wenigstens die Einbildungskraft des Zuschauers sich täuschen könne, als sehe sie das würklich vorgehn, was ihr nur vorgemalt wird. Mit wenig Worten! **Handlung** und **Illusion** sind die Grundpfeiler aller Schauspiele gesitteter Nationen. Man wird in der Folge sehn, daß es nicht unwichtig ist, von diesem Gesichtspuncte auszugehn, wenn man dramatische Werke beurtheilen will.

Man hat sehr viel von den bewundernswürdigen Würkungen der alten griechischen und römischen Schauspiele, besonders der Tragödien, ge-

geschrieben. An Handlung sind sie nicht so reich, wie an Declamation, und was die Illusion betrifft; so kann man nicht wohl glauben, daß sie von der Seite viel geleistet haben, wenn man an die darinn mit vorkommenden Erscheinungen mythologischer Personen, an die Einmischung des Chors, an den Gebrauch der Larven und Sprach-Rohre und an manche andre Unwahrscheinlichkeiten und Unnatürlichkeiten denkt. Woher also nahmen sie die Kraft, so mächtig auf die Herzen des Volks zu würken? Ich glaube man kann hierauf Folgendes antworten: Zuerst müssen schon die Pracht, die Größe des Schauplatzes, die ungeheure Anzahl der versammelten Menschen und der Aufwand bey den Vorstellungen sehr lebhafte Eindrücke gemacht haben. Sodann war der Gegenstand derselben mehrentheils von der Art, daß er ein Volk, dessen Geschichte nicht, wie die unsrige, die Erzählung von den Lebensläufen und willkührlichen Handlungen der einzelnen Regenten und was sie zu thun befohlen haben, sondern die grosen Begebenheiten der Vorzeit enthielt, bey welchen Jeder seinen Stammvater eine Haupt-Rolle spielen zu sehn glaubte, nothwendig

inter-

interessiren musste. Endlich hatten alle Volks-Classen einen feinen Sinn für den Wohlklang der Sprache, für die Schönheiten der Poesie und für erhabne Gesinnungen. Bey uns trifft von allen diesen Dingen das Gegentheil ein. Die kleinen Häuser, in welchen, hinter bemaltem Seegeltuche hervor, durch den Qualm der Fett-Lampen illustrirt, unsre, in Helden, Staatsmänner, Königinnen und Damen verkleideten Perückenmacher und Cammermädchen, auf das Bretter-Gebäude hervortreten, sind eben nicht gemacht, grose sinnliche Eindrücke zu bewürken, wenn auch, zur Verstärkung, einige in Fürsten umgewandelte Musketiere zu Hülfe genommen werden und der Theater-Meister das Calyphonium, die grose Trommel und die Erbsen-Büchse nicht schont, um die Elemente in Bewegung zu setzen. Was sodann die grosen historischen Sujets betrifft; so ist es schwer, solche zu finden, die alle unsern verschieden gestimmten, verschieden erzognen Rang-Ordnungen, gleich wichtig vorkommen könnten. Was für ein National-Interesse haben wir, die wir hundert Natiönchen ausmachen und oft nicht wissen, welchem Herrn zu huldigen man uns

morgen allergnädigst befehlen wird? Von den materiellen und formellen Schönheiten der Dichtung aber hat wohl unter hundert Zuschauern nicht Einer geläuterte Begriffe. Wir können daher aus der Nachahmung der griechischen Schauspiele wohl schwerlich einen andern Nutzen ziehn, wie höchstens den, einen Theil der Einfalt in der Anlage und der Würde des Ausdrucks da, wo dies passend ist, nachzuahmen. Ich beharre also bey der Behauptung: daß wir uns begnügen müssen, auf unsre Schaubühne, mit möglichster Täuschung und Wahrscheinlichkeit, Scenen, Handlungen aus dem bürgerlichen Leben zu bringen, in der Absicht, durch Beyspiele aus der würklichen Welt, in dem Gewande einer angenehmen Unterhaltung, moralische Vorschriften und allgemein nützliche Aufklärung unter alle Volksclassen zu verbreiten.

Nirgends hat wohl das Theater eigentlich die Nationen umgebildet; vielmehr hat die Stimmung der Völker ihren Schauspielen immer den Stempel von der Stufe der Cultur aufgedrückt, auf welcher sie standen; Allein das ist doch wohl gewiß, daß die Schauspiele, weil

sie

sie sehr lebhafte sinnliche Eindrücke machen können, eine solche Stimmung zu erhöhn, das Herz empfänglicher und reizbarer zu machen, und gesunde practische Wahrheiten, oder im Gegentheil überspannte romanhafte Begriffe früher allgemeiner auszubreiten, im Stande sind.

Nicht jedes Schauspiel taugt also für jede Nation, weil Sitten, Cultur und Stimmung bey den Völkern verschieden sind. Deswegen kann man, in gewisser Hinsicht, mit Recht Schakespears Werke in Paris und Voltair's Trauerspiele in London schlecht finden. Da aber Vernunft und Sittlichkeit aller Orten gleiche Resultate liefern; so könnten solche Stücke, in welchen nur auf diese Rücksicht genommen ist, sich den allgemeinsten Beyfall versprechen, wenn es so leicht wäre, Lehren von der Art in Handlungen anschaulich zu machen, ohne diesen Handlungen das Gepräge localer Sitten und Stimmung zu geben.

Zu einer National-Angelegenheit können unsre Schauspiele nie gemacht werden und die Regierungen können sich nur negativ, das heisst,

in so fern darum bekümmern, daß sie dem Mis-brauche und der Ausartung dieser öffentlichen Vergnügungen steuern. Alle positive Directio-nen der Moralität und Aufklärung von Obrig-keits wegen, sind ja ohnehin zwecklos.

Den alten Streit, ob unsre heutigen Schau-spiele den Zweck, moralischen Nutzen zu stiften, erfüllen oder nicht, mag ich hier nicht erneuern. Nur so viel: In Residenzen und sehr großen Städten, wo es viel müßige Menschen giebt, deren leere Stunden man auf die unschädlichste Art ausfüllen muß und wo Cultur und Cor-ruption eine gewisse Höhe erreicht haben, ist das Schauspiel wenigstens ein Bedürfniß, ein noth-wendiges — Uebel; In kleinern Städten kann man dessen füglich entbehren. Zergliedern wir nun den Begriff, den ich von einem guten Schau-spiele für unsre Zeiten und Verfassungen gege-ben habe, um daraus die Regeln für den drama-tischen Schriftsteller abzuleiten!

Ein gutes Schauspiel ist ein Bild aus dem würklichen menschlichen Leben, mit möglichster Täuschung, von leben-

den

den Personen, durch schöne Nachahmung, in Handlung dargestellt, in der Absicht, dadurch einen bestimmten moralischen Zweck bey dem Zuschauer zu erreichen, auf eine Weise, die ihm dabey auch Vergnügen, oder Unterhaltung gewähre.

Aus dem **würklichen** Leben also soll das Bild genommen seyn; also muß die Geschichte, die Handlung, welche dargestellt wird, Wahrscheinlichkeit haben. Wahrhaftig so vorgegangen, wie sie dargestellt wird, braucht sie darum nicht zu seyn; In so fern sie nur nicht mit dem Laufe der Dinge oder der Natur des Menschen streitet, folglich möglich, wenn sie auch von seltner Art ist, hat sie für uns denselben Werth, wie eine wahrhafte Geschichte, weil sie doch gewiß einmal irgendwo also vorgehn kann und wird. Um die Handlung aber wahrscheinlich zu finden, muß sie gehörig motivirt seyn. Wir wollen sehn, wie es möglich ist und warum es möglich ist, daß eine solche Handlung vorgehn könne. Werden uns bloß willkührlich erdichtete, obgleich nicht unglaubliche Begebenheiten, ohne

Entwicklung der Urſachen und Zwecke vorgemalt; ſo fällt wenigſtens der moraliſche Nutzen und mehrentheils die Einheit der Handlung weg. Diejenigen Stücke alſo, in welchen allerley Begebenheiten auf einander gehäuft, vorgehen, ohne daß wir eigentlich gewahr werden, warum? taugen nicht. Ein Trauerſpiel verdient darum noch nicht dieſen Namen, weil Menſchen darinn getödtet werden; ſondern die Urſache dieſes Todes muß in der Haupt-Handlung liegen und kurz! nichts muß vorgehn, wovon nicht der Grund in dieſer Handlung liegt und was nicht dahin abzielt, den einfachen Hauptzweck zu befördern, den beabſichteten Eindruck zu verſtärken.

Es ſoll eine Handlung aus dem menſchlichen Leben ſeyn; Nur das kann doch eigentlich unſerm Herzen recht nahe gelegt werden, was Bezug auf uns, Aehnlichkeit mit uns und unſers Gleichen hat; Weſen, die weit über, oder weit unter uns ſtehen; intereſſiren uns wenigſtens nicht. Müſſen wir uns doch Gott, unſern Schöpfer, ſelbſt, wenn wir ihn nicht bloß anſtaunen, ſondern ihn lieben, mit Wärme lieben wollen, unter einer menſchlichen Beziehung

hung, als Vater, als Freund und selbst als Mensch gebohren, denken! Schauspiele also, in welchen Götter, Halbgötter u. d. gl. oder auch nur solche Personen der Vorwelt auftreten, deren Sitten gegen die unsrigen gar zu sehr abstechen, können keine angenehme Würkung hervorbringen. Dasselbe gilt von allegorischen Personen und von Wesen aus einer erdichteten Schäfer- oder Feen-Welt. Solche Dichtungen mögen die Phantasie im Lesen angenehm beschäftigen; auf unsre Theater aber gehören sie nicht, nach dem Begriffe, den wir von einem guten Schauspiele gegeben haben. Daß es doppelt abgeschmackt sey, dergleichen Geschöpfe der Einbildungskraft zugleich mit würklichen auf die Bühne zu bringen; das wird wohl Jedem einleuchten. Je ähnlicher nun die Personen, welche man uns darstellt, in ihren Sitten und ihrer Art zu handeln, der Classe von Menschen sehen, welche wir in der Nähe zu beobachten Gelegenheit haben, desto größer wird unser Interesse für ihr Schicksal. Deswegen kann ich die häufige Darstellung solcher Scenen nicht billigen, die aus den alten Ritterzeiten und überhaupt aus einem Zeitalter genommen sind, in wel-

welchem durchaus andre Ideen im Umlaufe, andre Gebräuche üblich waren, wie die heutigen. Deswegen auch sind, zur Befriedigung eines gemischten Publicums, diejenigen Schauspiele, worinn die Sitten der mittlern Stände dargestellt werden, denen vorzuziehn, in welchen nur Bilder aus den höchsten oder aus den niedrigsten Ständen vorkommen.

Das Bild soll mit **möglichster Täuschung** dargestellt werden; Aus dieser Forderung lassen sich viel andre Resultate ziehn. Zuerst die nöthigen Vorschriften für die Anwendung der Malerey, des Maschinen-Wesens und der Kleidung, im passenden Costum der Zeiten; Sodann Regeln für die Diction, welche dem Stande, dem Alter und den übrigen Verhältnissen der redenden Personen angemessen seyn muß; Hauptsächlich aber die Forderung, daß man die Einheit der Handlung, der Zeit und des Orts beobachten solle, worüber ich noch etwas sagen zu müssen glaube. Eine Begebenheit, welche den Zeitraum einer langen Reyhe von Jahren ausfüllt, während welcher die handelnden Personen selbst älter geworden seyn müssten, lässt

sich

ſich nicht wohl, ohne gänzliche Stöhrung der Illuſion, in einigen Stunden natürlich vorſtellen; allein etwas darf man der Einbildungskraft des Zuſchauers zumuthen. Die Handlung mag alſo immerhin den Zeitraum von einem oder zwey Tagen durchlaufen; nur muß dann die Zeit, welche der Zuſchauer überſpringen ſoll, in die Pauſe zwiſchen den Aufzügen oder Acten fallen, während welcher der Schauplatz geſchloſſen iſt; denn es iſt lächerlich, z. B. einen Menſchen, den man noch eben vor Augen geſehn hat, einen Augenblick darauf, nach einer kurzen Entfernung, ohne daß indeß die Handlung unterbrochen worden, von einer weiten Reiſe erzählen zu hören, die er während dieſer Zeit will gemacht haben. Und doch ſtößt man auf ähnliche Albernheiten in manchen ausländiſchen und vaterländiſchen Schauſpielen. Die Kunſt des dramatiſchen Schriftſtellers beſteht aber, was dieſen Punkt betrifft, darinn, daß er den intereſſanteſten Zeitpunct aus ſeiner Geſchichte ausheb e und das Vorhergegangne, deſſen Darſtellung er in dieſen engen Raum nicht einzwängen kann, auf geſchickte und natürliche Weiſe, gleichſam wie im Vorbeygehn, erzählend anführen, oder

errathen lasse. Mit der Einheit des Orts, (obgleich freylich sehr grobe und zu gehäufte Verstöße dagegen alle Täuschung heben) braucht man es weniger genau zu nehmen. Es ist leichter, in Gedanken sich an einen andern Platz zu versetzen, wie sich einzubilden, man sey in einer Stunde um zehn Jahre älter geworden.

Es ist in dem vorigen Abschnitte gesagt worden, daß die Poesie die Sprache der erhöheten Empfindung, Leidenschaft, oder Phantasie sey; Da nun, auch in den interessantesten Scenen des menschlichen Lebens, die handelnden Personen doch nicht ununterbrochen die Sprache der Leidenschaft reden, noch über ihre Empfindungen declamiren, noch die Schwärmereyen ihrer Einbildungskraft hererzählen, sondern mit unter eine Menge ganz gewöhnlicher, unpoetischer Dinge sagen; so gestehe ich, daß ein versificirtes, für die würkliche Aufführung bestimmtes Schauspiel, mir jede Täuschung raubt und sehr unnatürlich scheint.

Noch viel gewisser, wie bey der Poesie, ist es bey der Musie der Fall, daß sie nur Empfindungen

dungen und nichts anders ausdrücken und malen soll; Sie ist gleichsam eine noch höhere Stufe der Poesie und bezeichnet den Zustand einer Seele, deren Empfindungen zu einem solchen Grade erhöht sind, daß die Sprache in Gesang übergeht. Nun aber giebt es wohl im gemeinen Leben nicht viel solcher Augenblicke; Es kann daher im Grunde nichts abgeschmackter seyn, wie die Darstellung alltäglicher Handlungen, aus dem menschlichen Leben entlehnt, in welcher aber, ohne weitre Veranlassung, die handelnden Personen oft ihre Unterredung unterbrechen, um sich hinzuplanzen und das Uebrige, was noch zu sagen war, abzusingen. Darum machen die jetzt so allgemein beliebten Operetten die unnatürlichste, alle Täuschung ausschliessende Gattung von Schauspielen aus. Die grose Oper, in welcher alles gesungen wird, ist nun einmal im Besitze, eine Menge Abentheuerlichkeiten in sich zu vereinigen. Ihr muß denn aber auch das Gesetz auferlegt werden, keine Gegenstände aus dem gewöhnlichen bürgerlichen Leben zu bearbeiten; Sie ist ein Schauspiel, ganz für die Phantasie gemacht; Hier kömmt nun die Sinnlichkeit statt der Vernunft und Moral in Ver-

trachtung. In ihren Scenen müssen Götter, Heroen, erhabne Helden der Vorzeit, Feen u. d. gl. auftreten und alles darf einen wunderbaren Gang nehmen.

Was von der Music gilt, passt auch auf den Tanz, wo die Empfindungen und Leidenschaften, mit Hülfe der Tonkunst, in Gebehrden ausgedrückt werden. Auch hier darf man keine gemeine Sujets behandeln und die so genannten comischen Ballets, womit die herumziehenden Schauspiel-Directoren, zum Zeugnisse ihrer groben Unwissenheit, uns zu belustigen suchen, (Ballets, in welchen ein Bauer nach dem Tacte seine Pfeife stopft und ein Mädchen tanzend ein Ehe-Versprechen giebt) sind das höchste Ideal von Absurdität.

Ich habe mir oft die Möglichkeit gedacht, ein Schauspiel zu verfertigen, in welchem die verschiednen Abstuffungen der gemeinen, wärmern und leidenschaftlichen Sprache, durch Mitwürkung der verschwisterten schönen Künste, fühlbar gemacht würden, ohne daß der Zuschauer Abentheurlichkeit und Unwahrscheinlichkeit bemerkte. Der gewöhnliche Dialog würde ge-

gesprochen; Sobald die Rede declamatorisch würde, gesellte sich eine musicalische Begleitung hinzu, welche, nach Art unsrer neuern Melodramen, gewöhnlich nur bey den Ruhepuncten einfiele, bey verstärktem Ausdrucke aber mit der Rede zugleich fortgienge; wärmere Declamation würde recitativmäßig vorgetragen und, wo die Nüancen es erforderten, mit obligater Begleitung und im Tempo; Poesie und Arien-Melodie unterstützten die Sprache des Affects, und auch zu Anbringung der mehrstimmigen Gesänge, Chöre und Tänze liesse sich Veranlassung finden. Ob sich indessen die Uebergänge aus einer Art des Vortrags in die andre so unmerklich machen liessen, daß der Zuschauer in fortwährender Täuschung erhalten, oder ob nicht dennoch ein buntscheckiates Kunstwerk herauskommen würde; das bleibt immer eine Frage, die ich nicht zu entscheiden wage. Wäre aber der Gedanke ausführbar; so müsste ein solches Schauspiel große Würkung hervorbringen können.

Das Schauspiel wird von lebenden Personen vorgestellt; es versteht sich also, daß alle Mario-

Marionetten, Schattenspiele, Thierhetzen u. d. gl. nicht werth sind, unter die Schauspiele gesitteter Nationen gerechnet zu werden.

Scenen aus dem menschlichen Leben sollen nachgeahmt, folglich müssen sie grade so dargestellt werden, wie sie in der würklichen Welt vorgehen, welches schon vorhin ist ausgeführt worden, als von der nöthigen Täuschung die Rede war.

Allein die Nachahmung soll schön seyn und dies leitet uns auf Beantwortung der beyden Fragen: in wie fern der dramatische Schriftsteller und der Schauspieler bey Darstellung der Natur sich einige Verschönerung und Uebertreibung erlauben dürfen? Verschönern darf man nie auf Unkosten der Wahrheit; allein da es auf keine Weise erforderlich ist, ein Bild in allen seinen Nebenpartien ängstlich auszumalen; so kann man solche unwesentliche Züge füglich weglassen, die dem Zuschauer von seinem Gefühle niedrig oder empörend vorkommen könnten. Muß man Scenen darstellen, in welchen Pöbel auftritt;

so

so ist es nicht vernünftig, diesen Pöbel die Sprache der feinern Stände reden, noch, wie die Franzosen, den Bauern in seidnen Strümpfen auftreten und Sentenzen ausframen zu lassen; darum aber braucht doch auch nicht der Bothsknecht grade die ungesittetste, jedes züchtige Ohr beleidigende Sprache der Verworfensten seines Standes im Munde zu führen. Der Schauspieler, welcher sich ersticht, darf nicht seine Sorgfalt verrathen, in der schönsten, studiertesten Tanzmeister-Stellung auf einen Stuhl hinzusinken, der ausdrücklich dazu, ohne weitre Veranlassung, ist hingestellt worden; allein er soll auch nicht, mit convulsivischen Verzuckungen und lautem Brüllen, sich in seinem Blute herumwälzen, da dies doch nicht eben wesentlich zum Erstechen gehört. Endlich, was eigentlich, bey natürlicher Darstellung, wiedrige Eindrücke machen, folglich das sittliche Vergnügen unterbrechen, auch die Täuschung aufheben könnte, mag füglicher als geschehn erzählt, nicht aber auf das Theater gebracht werden.

Uebertreiben dürfen Verfasser und Schauspieler nie so, daß ihre Schilderungen das Wahr-

Wahrheits-Gefühl der Zuschauer empören und aus treuen Gemälden Carricatur-Stücke werden, wie es so oft, besonders im Comischen, zu geschehn pflegt; allein da bey der Vorstellung, sowohl durch die kleinen Unachtsamkeiten und Zerstreuungen der Zuschauer, als auch durch die Entfernung des Schauplatzes vom Auge, manche feine Nüance verlohren geht; da ferner auch auf solche Personen Rücksicht genommen werden muß, deren Sinne weniger empfänglich sind; endlich, da doch der Zweck der Vorstellung ist, nicht bloß das darzustellen, was man täglich auch ausser dem Theater sieht, sondern die Zuschauer auch mit den seltnern moralischen Erscheinungen und originellen Characteren bekannt zu machen; so muß man es dem dramatischen Maler erlauben, zuweilen bey der Zeichnung in das Colossalische hineinzuarbeiten, sich starke Contraste zu erlauben und was das Colorit betrifft, die Farben ein wenig stark aufzutragen.

Das Bild aus dem menschlichen Leben soll in Handlung dargestellt werden. Daher hat die größte Anzahl der französischen Schauspiele,

ſpiele, in welchen mehr declamirt und erzählt, wie gehandelt wird, nicht den wahren Character guter Theaterſtücke. Die auftretenden Perſonen ſollen uns nicht mit Worten ihre Denkungsart und Grundſätze ſchildern, ſondern wir wollen ſie thätig und würkſam ſehn und aus ihren Handlungen ihren Charakter kennen lernen. Ein Schauſpiel iſt kein dialogirtes Compendium der Moral, ſondern eine Darſtellung aus dem würklichen Leben, in welchen man die Menſchen weniger aus ihrem mündlichen Vortrage, wie aus der Beobachtung ihrer Thaten, kennen lernt. Kenntniſſe und Lehren, die wir auf dieſe Weiſe einſammeln, machen gewiß überraſchendere und lebhaftere Eindrücke. Aus dieſer Urſache wird auch die Würkung der in neuern Zeiten eingeführten Melodramen, ungeachtet des Zaubers der Muſic, nie ſo allgemein groß ſeyn, wie die eines guten Schauſpiels. Die Beleidigung der Wahrſcheinlichkeit ungerechnet; wird man des ewigen Declamirens Einer Perſon über ihre Empfindungen bald müde; wenig Sujets laſſen ſich auf dieſe Art bearbeiten; ein lebhafter Dialog fällt ganz weg, folglich auch faſt alle Handlung.

Allein Verwirrung, Durcheinanderlaufen einer Menge Menschen und Aufeinanderhäufung sonderbarer Begebenheiten — das alles ist nicht Handlung. Solche Stücke, womit neuere Schriftsteller uns überschwemmen und welche Sulzer sehr passend pieces à tiroirs nennt, sind fast noch unerträglicher, wie die declamatorischen. Alle Handlung in einem Schauspiele muß auf einen gewissen Zweck hinzielen; und dieser Zweck soll **bestimmt** seyn. Daraus folgt die Vorschrift, daß der dramatische Schriftsteller sich nicht von der Einheit der Handlung entfernen soll. Unter den drey theatralischen Einheiten ist diese am wenigsten zu vernachlässigen. Jedes Kunstwerk, jedes Buch, muß, wie überhaupt jede Unternehmung eines verständigen Mannes, eine Haupt-Absicht verrathen. Man muß nicht, wie einst ein Tonkünstler bey der Arbeit eines jungen Componisten, ausrufen können: Sonate, que me veux-tu? Der dramatische Schriftsteller muß also bestimmte Antwort geben können, wenn man ihn fragt, welchen moralischen Zweck er durch sein Schauspiel hat befördern, welche Wahrheit anschaulich machen wollen. Hiernach muß er seinen Stoff,

ſey er aus der Geſchichte entlehnt, oder Fiction, wählen; hiernach ſich in der Bearbeitung richten. Alles, was den bezweckten Haupt-Eindruck nicht befördern, ſondern vielmehr ſchwächen könnte, ſoll er aus ſeinem Plane entfernen. Er darf ſich nur ſolche Epiſoden erlauben, die mit der Haupt-Handlung nothwendig zuſammenhängen und die Entwicklung befördern. Keine Flick-Rollen noch Flick-Scenen muß man gewahr werden, die nur eingeſchoben ſind, um eine Lücke auszufüllen. Keine Perſon ſoll auftreten, die nichts zur Handlung beyträgt, die nicht an das Intereſſe des Stücks geknüpft iſt.

Der Zweck ſoll aber auch **moraliſch** ſeyn. Dies begreift nicht nur die Vorſchrift in ſich, daß der dramatiſche Schriftſteller keine unſittliche Grundſätze zu befördern ſuche, nicht, nach dem Muſter der Franzoſen und Italiener, betrogne redliche Väter und Ehemänner zu einem Gegenſtande des Spottes und der Schadenfreude mache; ſondern auch, daß er ſich enthalte, ſolche Sujets zu wählen, die, zu ſpeciel, nur Wenige intereſſiren, nur für gewiſſe Stände unterhaltend ſeyn können. Deswegen wird der **Graf Wal-**

tron oder die Subordination immer ein sehr mittelmäßiges Schauspiel bleiben, nicht nur der äusserst kahlen Behandlung, sondern schon deswegen, weil das Süjet kein allgemeines menschliches Interesse erweckt, weil die ganze Idee zu diesem Stücke wegfallen würde, wenn nicht ein gewisser Stand gewisse Vorurtheile zu Grundsätzen erhoben hätte, welche der philosophische Zuschauer nicht anerkennt. Es folgt aber auch aus jener Vorschrift, daß in einem guten Schauspiele die unmoralischen Menschen keine so glänzende Rolle spielen, nicht in ein so vortheilhaftes Licht gestellt werden müssen, daß sie, statt Unwillen zu erregen, zur Bewundrung hinreissen und zur Nachahmung reizen. Endlich folgt daraus, daß die pöbelhaft niedrigen Scenen von unsern Theatern entfernt bleiben müssen, weil sie das moralische Gefühl der bessern Zuschauer empören.

Allein das Schauspiel soll nicht nur Unterricht, sondern auch **Vergnügen** gewähren. Diese Forderung schliesst auf keine Weise den tragischen Stoff aus. Die Thränen, welche man der leidenden Tugend zollt, gewähren dem

Her-

Herzen oft einen sehr süßen Genuß. Das Mitgefühl mit dem Leiden andrer edeln Menschen befestigt in dem innern Bewußtseyn eigner Seelen-Güte. Es schmerzt wohl, wenn man den Unschuldigen von der Bosheit unterdrückt sieht; aber wenn dieser Unschuldige dennoch seinen Grundsätzen treugeblieben ist und also die Tugend auch noch im Tode triumphirt; so entsteht eine Art von Vergnügen, das ein empfindendes Herz vielleicht nicht gegen die Freude über eine frohe Begebenheit vertauschen mögte. Wer wird nicht lieber Emilia Galotti durch einen freywilligen Tod den Klauen des Lasters entrissen, als sie, zur Maitresse des Fürsten erhoben, in Glanz und Wohlleben sehn? Stücke aber, in denen, ohne moralischen Zweck, Gräuel auf Gräuel gehäuft sind, die nur erschüttern, nicht rühren, und Stücke, in welchen man die besten Menschen, man weiß nicht warum? auf die unverdienteste Art vom Schicksale verfolgt, von der Vorsehung gleichsam verlassen sieht, wie z. B. in des Herrn von Kotzebue **Adelheid von Wulfingen**, müssen nicht auf die Bühne gebracht werden. Gäbe es auch dergleichen Begebenheiten im würklichen Leben; so liefern sie

doch keinen dramatiſchen Stoff; Ihr öfterer Anblick beſſert nicht, ſondern macht muthlos, wild, grauſam; man verhärtet ſich durch die Gewohnheit, immer Schandthaten oder unvermeidliches Elend vor Augen zu ſehn, gegen welches weder Klugheit noch Rechtſchaffenheit ſichern kann; und da doch der gröſßte Theil der Zuſchauer in das Schauſpielhaus geht, um auszuruhn von Geſchäften und Sorgen; ſo iſt es wahrlich unverantwortlich, wenn man ihn bedrängter und kummervoller nach Hauſe ſchickt, wie er eingetreten war. So weit braucht nun freylich die ſo genannte poetiſche Gerechtigkeit nicht ausgedehnt zu werden, daß grade am Ende jedes Schauſpiels die böſen Menſchen beſtraft werden, und die guten zu Glück und Ehre kommen müſſten; aber man muß doch die tröſtende Wahrheit immer anſchaulich machen, daß der Tugend ein innerer Triumph gewiß iſt, den ihr die Bosheit nicht rauben kann, und daß der Laſterhafte, von äuſſerm Glanze und von Hoheit umgeben, dennoch nicht zu beneiden iſt.

Man kann alſo jenes moraliſche Vergnügen empfinden: im **Tragiſchen**, wo uns gezeigt wird,

wird, welches Unglück Leidenschaften, Verirrungen des Herzens und des Kopfs stiften können, daß aber der grade Weg, den Weisheit und Tugend bezeichnen, zu unvergänglicher Glückseligkeit führt; im Gemischten oder so genannten **ernsthaften Drama**, wenn wir sehen, daß feste Redlichkeit und Klugheit uns aus den verwickeltsten Lagen reissen, Schwierigkeiten, welche uns die Bosheit in den Weg legt, überwinden können und wir uns an dem Betragen edler Menschen bey wiedrigen Schicksalen spiegeln; in **Character-Stücken**, indem man uns zeigt, wie die feinen Falten des menschlichen Herzens sich oft in ganz kleinen, unbedeutend scheinenden Handlungen verrathen; in **Intriguen-Stücken**, wo man unsre Aufmerksamkeit auf die sonderbaren Verwicklungen der menschlichen grosen und kleinen Begebenheiten hinleitet; und im **Comischen**, wo die Thorheiten der Menschen von ihrer lächerlichen Seite dargestellt werden; daher denn die verschiednen Gattungen von Schauspielen entstehen, je nachdem der dramatische Schriftsteller einen dieser Zwecke vorzüglich zum Gesichtspuncte nimt.

Da endlich das Theater uns nicht bloß einen moraliſchen Genuß, ſondern auch angenehme Unterhaltung, Erholung von ernſthaftern Geſchäften gewähren ſoll; ſo muß dafür geſorgt werden, daß in der Handlung und in dem ganzen Gange eines Schauſpiels Intereſſe und Lebhaftigkeit herrſchen, damit die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers nie ermüde, welches bey den wichtigſten moraliſchen Lehren, ſo viel reines Vergnügen ſie auch dem denkenden Manne verſchaffen, dennoch der Fall ſeyn kann. Man ſetzt aber immer ſolche Zuſchauer voraus, die zwar nicht wollen, daß man ihnen Langeweile mache, die doch aber auſſer den Grenzen der Moral und Vernunft keine Unterhaltung finden können. Folglich ſind die ſo genannten Spectakel-Stücke, welche bloß für das Auge gearbeitet zu ſeyn ſcheinen und ſolche Farcen und Poſſen, die gar keine nützliche Wahrheiten anſchaulich machen, nicht unter die guten Schauſpiele zu zählen.

Alle dieſe Regeln nun ſind nicht willkührlich angenommen, ſondern aus der Natur, aus Ueberlegung deſſen, was Würkung thut und aus dem richtigen Begriffe von dem Zwecke eines

Schau-

Schauspiels entlehnt. Freylich ist es nicht leicht, sie alle zu beobachten, und dennoch die Fesseln nicht sichtbar werden zu lassen, welche man dadurch dem Genie anzulegen scheint; Nur den bessern Köpfen gelingt es, diese Schwierigkeiten zu überwinden; allein mittelmäßige Genies sollen auch nicht für das Theater schreiben. Will indessen der Mann von gröſsern Fähigkeiten sich über einige jener Regeln hinaussetzen; so muß er diese, ihm allein zu gestattende Freyheit, durch gröſsere Schönheiten seines Werks, worüber man die kleinern Mängel vergisst, erkaufen. Schauspiele, in welchen wenig auf Regelmäßigkeit Rücksicht genommen ist, können übrigens, wie dialogirte Erzählungen betrachtet, angenehm und nützlich zu lesen seyn, machen aber darum noch kein Ganzes aus, das mit Erfolge auf die Bühne zu bringen wäre.

Sehr viel hat also der dramatische Schriftsteller zu beobachten, wenn er ein Meisterstück liefern will: kluge Wahl des Stoffs, des Gegenstandes, des interessantesten Zeitpuncts; zweckmäßige Vertheilung des Ganzen, Anordnung des Plans, Oeconomie des Stücks, Schür-

zung des Knotens; Wachsendes Interesse; Wahrheit in Darstellung; Geschmeidigkeit, Natur, Lebhaftigkeit und Kraft im Dialoge und der Diction; Raschen Gang der Handlung, Sprach-Richtigkeit; ungezwungne Anreyhung der Episoden; Vermeidung aller Flick-Rollen und Flick Scenen, Sprünge und Lücken; natürliche Herbeyführung der Catastrophe; wohl verstandne poetische Gerechtigkeit; Unzweydeutigkeit der Grundsätze; Unschädlichkeit der Bilder; Vermeidung zu specieller Beziehungen, damit der Lasterhafte und Thor sich zwar getroffen, aber nicht beleidigt fühlen und sehr viel andre Rücksichten, welche hier aus einander zu setzen die Grenzen dieses Werks überschreiten hiesse. Wie wenig aber unsre neuern Schriftsteller von diesem Allen leisten, davon liefert uns jede Messe die kläglichsten Beweise.

Als zuerst unsre Bühne anfieng, sich einiger Regelmäßigkeit und Würde zu befleissigen; da nahmen die teutschen dramatischen Schriftsteller sich die Franzosen zum Muster; allein man hat doch bald eingesehn, wie wenig die flache Manier dieser Nation teutsche Köpfe und Her-

Herzen befriedigt. Ich will hier zuerst von der Tragödie reden: Alle französische Trauerspiele haben einerley Schnitt; der Plan ist leicht zu übersehn, die Catastrophe nicht schwer zu errathen, die Helden, die insgesamt, aus welchem Zeitalter und Himmelsstriche sie auch herbeygeholt sind, den französischen Schnitt haben, lassen sich von ihren hölzernen Confidents ihre Empfindungen, Schicksale und Vorsätze abfragen, declamiren gewaltig und kramen Sentiments und Maximen in wohlklingenden Versen aus. Handlung findet man desto weniger in diesen Stücken; die Natur ist in den Schraubstock der französischen Lebensart gezwängt und die Leidenschaften reden die Sprache der höflichen Convenienz.

Lessing zuerst schüttelte das Joch dieser Nachahmung ab, legte Kraft und Originalität in seine Charactere, liess seine Personen nicht viel plaudern und predigen, sondern handeln, und wusste seinem Dialoge eine Lebhaftigkeit und Feinheit zu geben, worinn nur Wenige, so wie in der Kunst, seinen Plan zu bearbeiten, ihm gleichkommen. Allein man muß doch gestehn, daß sein Ausdruck zuweilen zu gesucht

ist,

ist, besonders in dem Munde solcher Personen, denen man eine gewisse Art von Cultur nicht zutraun kann. In Emilia Galotti hauptsächlich werden die häufigen Witzeleyen und Wortklaubereyen ein wenig wiedrig; z. B.

„Arbeiten? Das ist seine Lust. Nur zu „viel arbeiten müssen —"

„Ich meine nicht Vieles, sondern viel."

„Redlich, sag ich! — Nicht so redlich, „wäre redlicher."

„Unzufrieden — Und doch bin ich wieder„um sehr zufrieden mit meiner Unzufriedenheit."

„Wie viel geht da verlohren! — Aber, „wie ich sage, daß ich es weiß, was hier ver„lohren gegangen, und wie es verlohren gegan„gen, und warum es verlohren gehn müssen —"

„Dem Himmel ist beten wollen, auch „beten —"

„Und sündigen wollen, auch sündigen."

Sodann der Gräfinn Orsina lange Commentare über Gleichgültigkeit und über Zufall; Ferner:

„Schlim-

„Schlimmer als tod“ — „Schlimmer? „schlimmer als tod? Aber doch zugleich, auch „tod? Denn ich kenne nur Ein Schlimmeres“ — „Nicht zugleich auch tod.“

„Entweder ist nichts verlohren, oder alles. „Ruhig seyn können und ruhig seyn müssen“ —

Endlich Emiliens Zergliederung des Begriffs von Gewalt und viel andre Stellen von der Art sind wenigstens keine passende Schönheiten; aber wer wird nicht gern an solchen Meisterwerken kleine Flecken übersehn?

Hätte nicht der Tod uns diesen grosen Mann so früh entrissen und wollte **Leisewitz** noch einmal zu der tragischen Muse zurückkehren, um uns mit mehr solchen vortreflichen Werken zu beschenken, wie sein Julius von Tarent ist; so würden wir weniger Mangel an regelmäsigen guten Trauerspielen haben. Indessen hat **Gotter** durch Umarbeitung der französischen Merope und Melanie die kleine Anzahl derselben vermehrt. Ueberhaupt gerathen ihm dergleichen Verpflanzungen der bessern ausländischen Producte in den vaterländischen Boden ganz vortref-

treflich; Dabey iſt ſeine Sprache ſo edel, ſein Gefühl ſo richtig; er weiß den wahren Converſationston zu treffen und ſeine Schauſpiele verrathen den Mann, dem Welt und Menſchen und die Sitten der höhern Stände nicht fremd ſind. Auch **Bock** hat mit Erfolge ausländiſche Werke zum Grunde gelegt, um unſre Bühne mit Stücken zu bereichern, die ſich zu der Stimmung des teutſchen Publicums paſſen, vorzüglich aber der, als Künſtler, Schriftſteller und Menſch gleich verehrungswürdige **Schröder** — Kehren wir jedoch zu dem Trauerſpiele zurück!

Sobald man in Teutſchland bekannter mit der engliſchen Literatur wurde und einige unſrer beſten Schriftſteller das Publicum aufmerkſam auf Schakespears Werke machten, wollten die declamatoriſchen Tragödien nach franzöſiſchem Schnitte nicht mehr ſchmecken. Man brachte ein Paar Trauerſpiele des engliſchen Dichters mit Erfolge auf unſre Bühne; und nun wollte alle Welt nur Stücke in Schakespears Geſchmacke ſehn. Das tolle Heer der Nachahmer, ſtatt die wahren Schönheiten dieſes großen, kühnen Naturmalers zu ſtudieren, glaubte auch

etwas

etwas von der Art liefern zu können, wenn es seine Unregelmäßigkeit und seine Auswüchse, seine Wortspiele, seine blumenreiche Sprache, seine Darstellung wahnwitziger Menschen, seine Gespenster-Erscheinungen und seine Pöbel-Scenen bey uns einführte. Das fiel ihnen nicht ein, daß Schakespear gewiß alle diese Unzugehörigkeiten würde vermieden haben, wenn in seinem Zeitalter ein reiner Geschmack geherrscht, wenn er selbst mehr gelehrte Cultur gehabt und wenn er nicht so viel Rücksicht auf die gemeineren Volks-Classen hätte nehmen müssen. Nun erschienen zuerst die tragischcomischen Farcen, voll Greuel, Abentheurlichkeiten und Possen, woran noch jetzt in manchen Städten das Publicum sich weidet. Man vergönne mir hier eine kleine Ausschweifung, um etwas über die Vermischung des Tragischen mit dem Comischen zu sagen!

Es würde eine sehr unnatürliche Forderung seyn, wenn man verlangen wollte, daß in einem Trauerspiele vom Anfange bis zu Ende nur gewinselt würde, und daß keine der handelnden Personen auch nur ein einziges fröhliches Wort reden

reden dürfe; Von einer andern Seite aber erfordert doch auch die Rücksicht auf den Haupt-Eindruck, den das Stück machen soll, daß man den tragischen Gang der Handlung durch keine Scenen unterbreche, welche bey dem Zuschauer lautes Lachen erregen und ihn aus der Stimmung reissen müssen, die man in ihm hervorbringen will. Indessen lässt sich dieser Contrast zuweilen zu Verstärkung des tragischen Effects nützen; doch erfordert dann die Anwendung davon eine sehr weise Beurtheilung. In des vortreflichen **Schillers** Trquerspiele: **Cabale und Liebe** ist es Manchem anstößig gewesen, daß der alte Miller, bey Erblickung des Geldes, welches ihm der Major schenkt, in Sprüngen und possierlichen Ausrufungen seine Freude zu erkennen giebt; allein der Zuschauer von feinerer Stimmung fühlt lebhaft, daß nicht nur diese Aufführung in dem originellen Charakter des launichten alten Musicanten vollkommen gegründet ist; sondern auch, daß der unnachahmliche Schriftsteller (vielleicht das größte Genie unsers Zeitalters) grade durch diese lustige Scene die höchste tragische Würkung vorbereitet. Man gebe nur Acht auf die Verbindung, worinn die

die Scene mit der vorhergehenden und folgenden steht! Der Zuschauer weiß schon, daß Louise bald das Opfer der Eifersucht ihres Geliebten werden wird; was für Eindruck muß es nun nicht auf ein gefühlvolles Herz machen, wenn man sieht, wie der alte Vater herumspringt und ausser sich vor Freuden ist, indem er glaubt, die Summe Geldes werde auf einmal allen seinen Sorgen um den Liebling seines Herzens ein Ende machen und ihm ein glückliches Alter bereiten; wenn man das sieht und zugleich bedenkt, daß in wenig Augenblicken diese schönen Hofnungen zertrümmert und seine Freuden in verzweiflungsvolle Klagen werden verwandelt werden? Ich wenigstens habe bey dem Anblicke dieser lustigen Scene immer einen Schauder empfunden; aber in der That pflegt statt dessen nur gar zu oft der Schauspieler, durch ein unkluges und übertriebnes Spiel, bey dieser Stelle das Zwergfell aller Zuschauer auf der Gallerie zu erschüttern. Der Dichter des Don Carlos wusste wahrlich wohl, was er that, als er jene Scene schrieb.

Während der Zeit, da die Anglomanie unser Publicum ergriffen hatte, erweckte Göthens **Götz von Berlichingen** bey den Dichterlein unsrer Nation den Kitzel, altteutsche Geschichten, besonders aus dem mittlern Zeitalter, auf die Bühne zu bringen. Göthe hatte seinen Götz offenbar nicht in der Absicht geschrieben, daß er aufgeführt werden sollte; als dramatisch bearbeitete Geschichte zum Lesen aber war es ein Meisterstück, voll Darstellung, Kraft und Interesse. Allein, wie es denn den Nachahmern geht, es war leichter, Schauspiele zu schreiben, die an Unregelmäßigkeit jenem Stücke gleichkamen, ja! es darinn übertrafen, als mit Göthens Geiste aus einem so rauhen Stoffe ein theatralisches gutes Product für unser Zeitalter zu bereiten; und so erschienen dann alle die unzählichen Ritter- und Spectakel-Stücke, womit wir seit einer Reyhe von Jahren sind beunglückt worden. Mein Widerwillen gegen diese Misgeburten ist größer, wie ich ihn zu schildern im Stande bin. Welchen Genuß, welchen Nutzen, welches sittliche Vergnügen kann wohl einem Volke, das auf einer so hohen Stuffe von Cultur steht, wie das teutsche, durch

durch die Vorstellung solcher Scenen aus den Zeiten des Faustrechts, aus den finstern Jahrhunderten erwachsen, in welchen Pfafferey, Adels-Vorurtheile, falsche Begriffe von Ehre und überall plumpe Rohheit herrschend waren? Und dabey noch die Ungeschicklichkeit in Anschlag gebracht, mit welcher die Herrn ein solches Sujet bearbeiten, ohne Einheit des Plans, welches auch der unglücklich gewählte Stoff oft gar nicht gestattet; ein verwirrtes Durcheinanderlaufen einer unzähligen Menge unbedeutender Personen! Und die Sprache, welche diese Menschen reden, die dann mehrentheils ein abgeschmackter Mischmasch von altem Ritter-Jargon und moderner Conversations-Sprache ist! Ueberlegt man nun noch dabey, wie lächerlich es herauskommt, wenn auf unsern kleinen Theatern Belagerungen, Turniere, Fürsten-Versammlungen und dergleichen vorgestellt werden; so ist nicht abzusehn, wie Menschen von gesunder Vernunft an Schauspielen von der Art Geschmack finden, wie sogar diese Armseligkeiten die bessern regelmäßigen Schauspiele und die ältern Meisterwerke haben verdrängen können.

Passender für uns, wie die französischen Trauerspiele, sind einige ihrer ernsthaften Dramen und Character-Stücke gefunden worden, obgleich die aus dem Englischen übersetzten, die wir auch größtentheils Schrödern zu danken haben, den Vorzug verdienen.

In der That scheint es, als wenn für das Genie unsrer Nation das ernsthafte Drama besonders annehmlich wäre; auch haben uns, neben den Producten, welche wir den Ausländern verdanken, einige teutsche Schriftsteller mit vorzüglich guten Stücken solcher Art beschenkt. Man kann zu dieser Gattung **Iffl**ands Familien-Gemälde rechnen, die warme Theilnehmung bey Jedem erwecken, der Sinn für häusliche Freuden und Leiden hat. Iffland ist stark in dieser Art Malerey; doch übertreffen die **Mündel**, die **Jäger** und **Verbrechen aus Ehrsucht** seine neuern Stücke.

Es könnte scheinen, als wenn es immer schwerer würde, interessante Gemälde ernsthafter und comischer Art für das Theater zu liefern. Die Haupt-Thorheiten und Laster der Men-

Menschen sind schon von ausländischen und teutschen dramatischen Schriftstellern geschildert worden; Wir haben einen Geizigen, einen Spieler, einen Lügner, einen Prahler, einen Ruhmräthigen, einen Zerstreuten und andre auffallende Charactere, theils ernsthaft, theils comisch bearbeitet, von Meisterhänden gezeichnet. Dazu kömmt, daß die täglich, durch Lectur und vermehrte Geselligkeit, in allen Classen der Bürger wachsende Menschenkenntniß, es schwer macht, dem Zuschauer Bilder darzustellen, die ihn durch Neuheit fesseln. Allein die Mischungen und feinen Nüancen bleiben immer unendlich mannigfaltig und der philosophische Seelen-Maler hat noch ein unermeßliches Feld vor sich. Indessen sieht man vielen unsrer geistig ärmern dramatischen Schriftsteller die Verlegenheit an, etwas noch nicht Gesehenes zum Vorschein zu bringen; und daher kömmt es dann, daß sie, statt die Natur zu copieren, Charactere von eigner phantastischer Schöpfung und höchst unwahrscheinlicher Composition zusammenflicken und, an die Stelle einer einfachen, interessanten Handlung, nach dem Muster der Italiener, durch verwirrte Schürzung des

Knotens und allerley Misverständnisse, die Aufmerksamkeit in Spannung zu halten suchen. Aus dieser Quelle kommen fast alle die so genannten **Intriguen-Stücke**, die mehrentheils, ohne Plan und Haltung, nur den Witz und die Neugier beschäftigen, Verstand und Herz aber leer lassen.

Den gröſten Mangel scheinen wir an guten eigentlichen **Lustspielen** zu haben. Es ist nicht unwichtig, hiervon einige Ursachen anzuführen. Ich werde es nicht wagen, zu entscheiden, ob unter uns nicht in der That die vis comica seltner und ob nicht vielleicht der ernsthafte, fleisige Teutsche ärmer an lebhafter Phantasie, leichtem Witze und ächtem Humor ist, wie die Bewohner andrer Gegenden von Europa; allein es stellen sich mir, ausser diesem, verschiedne Gründe dar, die es begreiflich machen, warum es unsern Schriftstellern schwer werden muß, solche comische Scenen auf das Theater zu bringen, die allen Classen der Zuschauer Nutzen und Unterhaltung gewährten. Unter den Engländern, vorzüglich aber unter den Franzosen, sind die Stimmung

und

und der Grad der Cultur in den verschiednen Ständen und in den abgesonderten Provinzen nicht so gegen einander abstechend, wie bey uns. Es giebt also da mehr allgemeine National-Narrheiten; und selbst die oft so äusserst sonderbare originelle Thorheit eines Engländers hat doch immer ein Gepräge, das jeder Engländer kennt und zu beurtheilen versteht. Bey uns hingegen, wo Erziehung, Bildung, Regierungsform, Gesellschaftston und Geschmack in den verschiednen kleinen teutschen Staaten und in den unzähligen Rang-Ordnungen sich so wenig ähnlich sehen, hat dasselbe Bild für manchen Zuschauer sehr viel Reiz, indeß der andre keinen Zug darinn findet, der ihm bekannt und natürlich vorkäme. Des Grafen Soden Lustspiel: **Lilliput** ist ganz Natur und zeichnet die Aermlichkeiten, die man an kleinen Höfen wahrnimt; aber aller Witz, der darinn herrscht, geht verlohren, wenn dies Stück im nördlichen Theile von Teutschland aufgeführt wird. Sehr schwer ist es also, die comischen Characters auf der Bühne so zu behandeln, daß sie bey allen Classen der Zuschauer ihr Glück machen. An dieser Klippe scheitern so viele unsrer Lustspiel-

Fabricanten und zwar mehrentheils von der Seite des niedrig Comischen, weil sie selten mit den feinern Thorheiten der höhern Stände bekannt sind oder sich auf zu specielle Schilderungen einlassen. Auch hierinn kann **Gotter** zum Muster des Bessern dienen; Wie äusserst fein ist nicht zum Beyspiel das Lächerliche in dem Lustspiele **die Erbschleicher** gefaßt! Er hat hier sehr glücklich die brauchbarsten Scenen aus dem légataire universel genützt. Ueberhaupt verdienen dergleichen gute Umarbeitungen noch immer den Vorzug vor den mehrsten unsrer Original-Lustspiele; aber die Umarbeiter müssen Männer von Ueberlegung, Genie und Welt- und Menschenkenntniß seyn, um ihr Werk nicht zu **verplümicken**.

Das ächt Comische kann theils in den Characteren, theils in den Situationen, theils endlich in den witzigen Einfällen beruhn, welche man den Personen in den Mund legt. Die Zeichnung originell comischer Charactere mislingt den mehrsten unsrer Schriftsteller, und wenn sie auch, wie zum Beyspiel Herr **Brömel** in einigen seiner Stücke und Herr **Bretzner** in

in dem Luſtſpiele: Complimente und Wind, ein Bild von der Art vortreflich anlegen; ſo überladen ſie es doch nachher auf die unwahrſcheinlichſte Weiſe im Colorit, oder verſtehen die Kunſt nicht, dem Ganzen Haltung zu geben. In Erfindung comiſcher Situationen iſt Jünger glücklich; doch ſind alle ſeine Stücke zu eilig hingeſchrieben; einmal vorgeſtellt geſehn überraſchen ſie; aber bey genauerer Bekanntſchaft vermiſſt man in ihnen weiſe Anordnung des Plans, gute Vertheilung des Ganzen und Würde und Correctheit im Ausdrucke und in der Sprache. Das Comiſche, welches bloß durch eingeſtreute witzige Einfälle bewirkt wird, iſt, wie ſich das wohl von ſelber verſteht, allein nicht fähig, aus einem Stücke ein gutes Luſtſpiel zu machen; Es muß dahin paſſen, wo es ſteht, muß zu dem Charakter der Perſonen paſſen, denen man es in den Mund legt. Vor allen Dingen muß ſich der Verfaſſer hüten, daß man ihm nicht ein Beſtreben anſehe, ſeine luſtigen Einfälle anzubringen, und daß nicht alle ſeine Perſonen, mögte ihre Erziehung und Bildung auch noch ſo verſchieden ſeyn, einerley Art von Witz auskramen.

So viel über dramatische Schöpfung; Und nun zum Schlusse dieses Abschnitts noch etwas von solchen Schriftstellern, die theoretische und critische Werke über die schönen Künste liefern!

Für den Dramaturgen glaube ich schon in diesen Blättern genug gesagt zu haben; Er (und mit ihm Alle, die Kunstwerke prüfen und beurtheilen) vergesse nicht, den jungen Schriftsteller und Künstler auf die Regeln zurückzuweisen, welche nicht Willkühr und Pedanterey, sondern Natur und weise Ueberlegung vorgeschrieben haben! Er mache es ihm begreiflich, daß die kühne Uebertretung dieser Vorschriften allein noch nicht das Kennzeichen des höhern Genies, und daß es ehrenvoller sey, Schwierigkeiten glücklich zu überwinden, als einer ausschweifenden Phantasie auf unbestimmtem Wege den Lauf zu lassen! Wenn ich aber von Dramaturgen rede; so denke ich dabey nicht an die besoldeten Schreiber, deren fast jeder reisende Principal Einen mit sich herumzieht, und der in fliegenden Blättern oder anonymen Briefen, die irgend ein gutwilliger Journalist einrückt,

das ganze Theaterwesen seines Gönners aus-posaunen und preisen muß.

Auch dem **musicalischen Schriftsteller** sey es gesagt, wie nöthig es im jetzigen Zeitalter ist, den jungen Componisten begreiflich zu machen, daß, wenn große Tonsetzer sich zuweilen, um besondre Würkungen hervorzubringen, gewisse Unregelmäßigkeiten erlauben, es darum noch nicht gestattet sey, die Vorschriften des reinen Satzes und der richtigen Harmonie für entbehrliche Dinge zu halten.

Die mehrsten Männer, welche über Theorie der Tonkunst geschrieben haben und selbst der Verfasser der zum Theil so vortreflich ausgearbeiteten musicalischen Artikel in **Sulzers allgemeinen Theorie der schönen Künste**, schreiben der Music eine Würkung auf die sittliche Veredlung der Völker zu, von welcher ich mich nicht überzeugen kann. Daß sie von dieser Seite mehr wie sie jetzt leistet, leisten könnte, wenn man sie würdiger behandelte, wenn man aufhörte, die künstlichen Spielereyen, womit unsre mehrsten Tonstücke jetzt verziert sind, für wesent-

wesentliche Schönheiten zu halten, und dagegen den Sinn für den wahren Gesang und eine ihm untergeordnete, nicht gesuchte Harmonie wieder zu erwecken; das ist wohl keinem Zweifel unterworfen; Allein schwerlich wird man es je dahin bringen, die Musik eine bestimmte, unzweydeutig verständliche Sprache der Empfindungen reden zu lassen. Sie kann, meiner Empfindung nach, nur dunkle Gefühle erregen, kann nur empfänglich machen für Eindrücke von sanfter oder heftiger, fröhlicher oder trauriger Art, die aber das Gemüth eben so wohl zu reinen und moralischen, wie zu üppigen und schwelgerischen Trieben in Bewegung setzen. Dasselbe schmelzende Adagio, welches während der Consecration in einem musicalischen Hochamte alle Zuhörer zu inniger Andacht und Anbetung stimmt, würde auch angewendet werden können, um ein gefühlvolles Herz zu den Regungen irdischer Liebe zu erweichen, und es giebt keinen characteristischen Unterschied in der musicalischen Sprache, wodurch man einen feurigen Marsch, der zur ächten Tapferkeit aufruft, von demjenigen unterscheiden könnte, durch welchen das Volk gereizt wird, den Pallast seines Königs zu stürmen.

Die

Die Muſic macht alſo nur reizbarer, und daß dies eben ſo oft zum Nachtheile, wie zur Beförderung der Moralität geſchehen könne, davon liefert uns leider! die ſittliche Aufführung der mehrſten Tonkünſtler den Beweis. Man halte mich deswegen nicht für einen Verächter der Muſic! Es wäre wohl ſonderbar, wenn man etwas verachtete, womit man ſich einen groſen Theil ſeines Lebens hindurch viel beſchäftigt hat. Aber eben weil das bey mir der Fall iſt, wage ich es, über dieſe Kunſt in einem entſcheidendern Ton zu reden, wie der iſt, den ich ſonſt zu führen pflege. Mir hat die Natur ein gefühlsvolles Herz gegeben und ältere und neuere Muſic habe ich theoretiſch und practiſch mit anhaltendem Fleiſſe ſtudiert, weiß alſo, was ſie leiſten und würken kann.

Eine ſehr vollſtändige und gut geſchriebene **Geſchichte der Muſic** hat uns Herr Forkel geliefert. Aus Dankbarkeit für den Fleiß, mit welchem er die Materialien dazu geſammelt und ſo wohl geordnet hat, verzeyht man ihm gern ſeine muſicaliſchen Compoſitionen und ſeine Critiken über **Gluck**, Vogler ꝛc.

Fähr-

Fähiger, wie die Muſic allein, eine beſtimmte, deutliche Sprache der Empfindungen zu reden, iſt die mit ihr verbundne höhere **Tanzkunſt**, indem da die Pantomime, welche oft ausdrucksvoller wie Worte redet, die Dolmetſcherinn der Muſic wird. Ueber dieſen Gegenſtand iſt wohl bis jetzt noch nichts Beſſeres geſchrieben, wie die lettres ſur la danſe, par Monſieur Noverre.

Die critiſchen Schriften **über Malerey und Bildhauerkunſt** und die Beſchreibungen der Kunſtwerke des Pinſels und des Meiſſels ſind hauptſächlich für den angehenden Künſtler von großem Nutzen, um ihn aufmerkſam auf kleine, oft überſehene Schönheiten und Fehler in Plan, Anordnung und Ausführung zu machen. Faſt ganz vergebens aber lieſt ſie der bloſe Dilettant, wenn er daraus einen Theil des Genuſſes zu ſchöpfen denkt, den der Anblick ſolcher Kunſtwerke gewährt. Wer kann die Würkung, welche ſchöne Formen, Colorit, treue Darſtellung der Natur und was man ſonſt in Gemälden und Bildſäulen bewundert, auf die Seele machen, in Worten darſtellen? Uebrigens ſehen aber

auch

auch Schriftsteller von der Art in den Kunstwerken oft Schönheiten und Absichten, an welche der Künstler selbst nicht gedacht hat. Auch rathe ich dem Kenner, welcher solche Sammlungen studieren will, nicht mit dergleichen Beschreibungen in der Hand dahin zu gehn. Er fessele nicht durch vorgefasste Meinungen und fremde Autorität sein freyes Urtheil; sondern überlasse sich den Eindrücken, die der Anblick auf seine eignen Gefühle macht, lese, wenn er will, nachher, was andre Werkverständige darüber gesagt haben, und gehe dann etwa noch einmal hin und schaue! Eine seltne Gabe, mit Kenntniß, Scharfsinn und Wärme über solche Kunstwerke zu schreiben, zeigt **Forster in seinen Ansichten am Nieder-Rhein.**

IX.

Etwas über Romane und andre Zweige der schönen Literatur.

Keine Gattung von Schriften scheint geschickter, das Nützliche mit dem Gefälligen zu verbinden und ernsthafte, wichtige Wahrheiten in ein angenehmes Gewand zu hüllen, wie der **Roman**. Hier werden Bilder aus dem würklichen Leben dargestellt, ohne daß der Maler sich einem so vielfachen Zwange zu unterwerfen braucht, wie der dramatische Schriftsteller. Den unbedeutendsten Stoff, wahr oder erdichtet, kann er mit dem größten Erfolge nützen. Er läßt so viel Personen aus allen Ständen auftreten, wie ihm beliebt, in so fern er sie nur zu Einer Haupt-Gruppe zu vereinigen versteht. Er kann eine unendliche Mannigfaltigkeit von Characteren auf den Schauplatz bringen. Er läßt seine Personen handeln, schreiben, erzählen, dichten, raisonniren über hohe und niedre Gegenstände, sich

ſich mit einander unterhalten; und wenn er ihnen die kühnſten Meinungen und Grundſätze in den Mund legt, darf niemand ihn zur Verantwortung ziehn, in ſo fern dieſe Meinungen und Grundſätze nur zu dem Charakter der Perſonen paſſen. Die Lenkung ihrer Schickſale iſt in ſeiner Hand; ſeine Phantaſie beglückt einzelne Menſchen, Familien und ganze Völker. Allein darum glaube doch der Romanſchreiber nicht, daß gar keine Regeln für dieſe Gattung von Werken Statt fänden, daß er ſich weder um Moralität, noch um Würde und Intereſſe des Gegenſtandes, weiſe Vertheilung, Einheit des Zwecks, Behandlung, Anknüpfung, Ausdehnung, Verwicklung und Löſung, Wahrſcheinlichkeit, Diction, Correctheit und Anſtändigkeit zu bekümmern habe! Der gröſste Theil deſſen, was über dramatiſche Kunſt geſagt worden, nebſt alle dem, was überhaupt einem Schriftſteller von Vernunft und gutem Ton obliegt, iſt auch auf ihn anwendbar; Nur legt ihm die Form ſeines Werks weniger Zwang auf. Selbſt dieſe Form des Romans aber kann der Verfaſſer nach ſeiner Gemächlichkeit wählen. Er kann im eignen Namen ſeines Helden, alſo in der erſten Perſon,

oder, als Geſchichtſchreiber, in der dritten Perſon erzählen, kann das Ganze in einen Briefwechſel einkleiden, oder abwechſelnd bald in Erzählung, bald in Briefen, bald auch in Dialogen die Geſchichte fortrücken, ja! ſogar in eingeſtreuten Gedichten ſeine Perſonen ihre Empfindungen ausdrücken laſſen.

Die in Brief-Form eingekleideten Romane ſind vorzüglich angenehm zu leſen, wenn der Verfaſſer die Kunſt verſteht, dem Style, nach der Verſchiedenheit der Perſonen, die gehörige Abwechſelung zu geben; aber eben deswegen und weil es nicht ſo leicht iſt, durch eine ſolche Sammlung von Briefen den Faden der Geſchichte ungezwungen hindurchlaufen zu laſſen, hat dieſe Gattung für einen nicht ſehr geübten Schriftſteller manche Schwierigkeit. Geſchichts-Erzählung in der erſten Perſon wird leicht einförmig und es tritt auch oft der Fall ein, daß man den Helden in Lagen ſchildert, die er ſelbſt ſchicklicher Weiſe nicht ſo treu, wie ein Andrer, beſchreiben kann. Folglich ſcheint die Art, in der dritten Perſon zu erzählen, die bequemſte, um ſo mehr, da ſie die Freyheit nicht ausſchlieſſt,

einzelne Episoden auf andre Art zu behandeln und auch Briefe einzustreuen.

Ich habe oft erklärt und größere Männer haben es vor mir gesagt, daß für junge Leute fast jede Romanen-Lectur schädlich sey. Es ist hier nicht nur bloß von solchen Werken die Rede, welche die Phantasie erhitzen, unbestimmte Thätigkeit erwecken, Leidenschaften und Triebe aufregen, Geschmack an seltsamen Abentheuern nähren und an Erwartung wunderbarer Entwicklung der Schicksale gewöhnen. — Und welcher Roman ist gänzlich davon frey, dergleichen unmerklich zu befördern? — sondern selbst von den besten Producten dieser Art. Sie vermehren die feinere Welt- und Menschenkenntniß, zeichnen gute, aber, des Contrastes wegen, auch schlechte Charactere. Nicht zu erwähnen, daß es bedenklich ist, ein junges Herz mit Verderbnissen bekannt zu machen, die ihm bis jetzt fremd waren; so fragt sich's: ist überhaupt der Jugend frühzeitig eine große Summe von Welt- und Menschenkenntniß nützlich? „Man kann" heißt es „am besten die Klippen vermeiden, wenn „man diese Klippen genau kennt;" Es scheint

so; allein wenig Menschen scheitern aus eigentlicher Unwissenheit; in den Jahren aber, wo von Innen und Aussen die Stürme der Leidenschaften, Begierden, Verführungen und Reizungen toben; da helfen solche moralische See-Carten nicht. Wachsamkeit, Vermeidung der Gelegenheit und böser Gesellschaften, ja! oft selbst die glückliche Unwissenheit sind die wohlthätigsten Verwahrungsmittel. Auch die treuesten Gemälde von der Art sehen auf dem Papiere ganz anders aus, wie die Originale in der würklichen Welt — ach! das Auge erkennt sie nicht wieder, erinnert sich ihrer nicht, in dem Augenblicke, wo es am nöthigsten wäre, und der weiseste theoretische Menschenkenner wird täglich betrogen und irregeleitet, ohne Erfahrung. Ist nun der Nutzen einer so frühen Bekanntschaft von der Art mit den Verderbnissen des Herzens und überhaupt mit der Welt und den Menschen ungewiß; so ist dagegen der Nachtheil desto gewisser und auffallender. Die mehrsten unsrer jungen Leute haben durch die immer allgemeiner einreissende Romanen-Lectur, bevor sie noch in die größere Welt treten, schon einen solchen Vorgenuß von

allem

allem gehabt, was sie darinn erwarten können, daß, (gleich Dem, welcher der Vorstellung eines Schauspiels beywohnt, das er oft gelesen hat) nichts mehr sie überrascht; daß ihnen alles langweilig und alltäglich vorkommt; daß, um etwas Neues zu erleben, ihr Thätigkeits-Trieb sie rastlos auf Irrwegen herumtreibt; daß sie ideaische Menschen aufsuchen, weil ihnen die würklichen zu gemein scheinen. — Und so schleppen sie dann voll-Ueberdruß eine sehr traurige, freudenleere Existenz mit sich herum. Man wundre sich daher nicht, wenn ich das Lesen der besten Romane passender für gebildete Leute von Jahren und festem Character, wie für Jünglinge und Mädchen halte! So ein Blick, zurück in das unruhige Gewühl der Welt, durch welches man sich mit Ehren hindurchgearbeitet hat, gewährt dem Manne und Greise eine unterhaltende und nützliche Aussicht. Man findet da Gegenden, die man selbst durchwandert ist, Personen, Characters, von alter Bekanntschaft; Angenehme Erinnerung, sowohl der genossenen Freuden, wie der überstandenen Kümmernisse, erfüllt dann die Seele; Man sieht auch die Gruben aufgedeckt, über

die man unwissend glücklich hinweggehüpft ist, und freuet sich, daß man der Gefahr entronnen. Man berichtigt durch fremde Erfahrung seine eignen und macht sich dadurch geschickter, ein weiser und vorsichtiger Lehrer und Wegweiser seiner Kinder und jungen Freunde zu werden.

Alle gebildete Nationen haben unter ihren literarischen Producten Romane aufzuweisen gehabt. Von den Griechen sind uns ein Paar Stücke dieser Art hinterlassen worden, die noch zu Mustern dienen können. In neuern Zeiten ist fast bey allen europäischen Völkern dieser Zweig der schönen Literatur vor andern beliebt geworden. Vorzüglich aber haben die englischen Romane zuerst unserm Geschmacke in diesem Fache eine gute Richtung gegeben. Der grose Fleiß, mit welchem **Richardson** seine Characterе ausmalt, ist von Manchen getadelt worden; allein welch' eine Wahrheit und Haltung herrschen nicht in seinen Bildern; welch' ein Reichthum von Menschenkenntniß ist nicht aus seinen Werken, besonders aus seiner **Clarisse** zu schöpfen, und mit welcher meisterhaften Kunst führt er nicht die Geschichte bis zur

Cata-

Catastrophe fort! Die originelle Laune, die Lebhaftigkeit und der Witz, mit welchem **Fieldings** und **Goldsmiths** Romane geschrieben sind, geben dieser Manier Reize, die man an Richardsons Werken in dem Grade nicht antrifft; überhaupt aber sind die Engländer Meister in ächter Seelen-Malerey. Wir müssen in diesem Fache des unnachahmlichen **Norick-Sterne** anatomischen Zeichnungen des menschlichen Herzens einen hohen Platz anweisen; Sein **Tristram Schandy** und die **empfindsamen Reisen** haben zwar ein ganzes Heer schlechter Nachahmer in Bewegung gesetzt, aber auch die Aufmerksamkeit des philosophischen Beobachters auf die kleinern, und doch so wichtigen Characterzüge, die sich in äussern, unbedeutend scheinenden Handlungen offenbaren, geschärft.

Frankreich ist das Vaterland einer ungeheuren Menge höchst wässrichter Romane, in welcher eine kahle Liebes-Intrigue die Grundlage ausmacht, die dann mit leeren Declamationen und Sentiments-Prunk aufgestutzt, nur solche Menschen beschäftigen kann, die mit Anwen-

dung ihrer Zeit verlegen ſind. Viele dieſer Romane ſind dabey für die Jugend unendlich gefährlich. Ein abſcheuliches Buch, welches aber mit großer Menſchenkenntniß geſchrieben iſt und den Titel führt: les liaiſons dangereuſes, liefert ein treues Bild des ſchrecklichen Sittenverderbniſſes, welches, beſonders in den höhern Ständen, in Frankreich herrſchend geworden war und nun dies unglückliche Reich in den Abgrund geſtürzt hat. Allein kein Menſch, dem Tugend und Unſchuld heilig ſind, kann dies Buch ohne Abſcheu leſen und wer ſo etwas ohne Schaam hinſchreiben und der Jugend in die Hände liefern durfte, verdient den Fluch jedes rechtſchaffnen Mannes. Rouſſeaus Meiſterwerk: Julie, ou la nouvelle Héloiſe, obgleich voll Gefühl für Tugend und Seelen-Adel, iſt doch, des Verfaſſers eignem Geſtändniſſe nach, für Jünglinge und Mädchen von reizbarer Phantaſie und warmem Herzen, höchſt gefährlich, zu leſen. Le Sage comiſche Romane können zum Muſter in dieſer Gattung Schriftſtellerey dienen und es iſt nicht möglich, mit mehr Scharfſinn und Laune, wie er, beſonders in ſeinem Gil Blas de Santillana, nützliche

Wahr-

Wahrheiten und interessante Schilderungen in das angenehme Gewand einer leichtfertigen Posse zu hüllen. Voll Muthwillen, aber auch voll Witz sind **Crebillons** Romane. Wer boshafte Persifflage liebt, dem leisten **Voltairs** Schriften in diesem Fache ein Gnüge.

In keinem Lande in der Welt aber ist wohl eine größere und in so mannigfaltiger Manier geschriebne Anzahl von Romanen erschienen, wie seit zwanzig Jahren in unserm teutschen Vaterlande. Daß der größte Theil derselben von der elendesten Art ist, versteht sich wohl von selber. Weil indessen das Bedürfniß des Lesens neuer Schriften auch bey uns ein Zweig des immer steigenden Luxus geworden ist; so beschäftigt diese Art Schriftstellerey noch immer eine Menge Federn müßiger, zu sonst nichts tauglicher Leute, die, unbekannt mit Welt und Menschen, entweder verzeichnete Carricaturen für Original-Gemälde verkaufen und Sitten schildern, die ihnen fremd sind, oder uns in die Cirkel der niedrigen Volks-Classen und ungebildeter Studenten einführen.

Allein mitten unter diesem Haufen schlechter Producte besitzen wir auch eine beträchtliche Anzahl guter Romane, ernsthafter, comischer und gemischter Art, in allerley Form, wovon jeder denn aber wieder Gelegenheit zu neuem Nachahmer-Unfuge gegeben hat. **Wielands Agathon**, das Werk des tiefblickendsten Philosophen, erfahrensten Weltmanns und seelenvollsten Dichters, wäre allein hinreichend, in diesem Fache bey der Nachwelt die Ehre unsrer Literatur zu retten. **Göthens Leiden des jungen Werthers** — dies Meisterwerk in seiner Art, hat uns eine Ueberschwemmung von Liebes-Geschichten voll Sturm und Drang zugezogen und eine Zeitlang eine Sprache und Terminologie unter unsern jungen Leuten herrschend gemacht, wovor jeden Mann von gesunder Vernunft ekeln mußte. Diese Thorheit wurde durch die mondsüchtige Periode der Winseley und Empfindeley verdrängt, von deren Einführung dem **Herrn Miller**, durch seine **Siegwarte und Burgheime**, die Ehre gebührt. Bald nachher riß auch die Wuth des Ritterwesens und der Durst nach Geister- und Hexen-Märchen unter den teutschen Romanen-Schreibern

bern und Lesern ein und diese noch fortdauernde Krankheit fällt leider! nur selten in die Hände eines Mannes, wie **Wächter** ist, dessen **Sagen der Vorzeit**, die er unter dem Namen **Veit Weber** herausgegeben hat, mit jedem Theile interessanter geworden sind. Mit comischen Romanen von vorzüglichem Werthe hat uns der **braune Mann** (**Müller in Itzehoe**) beschenkt. — Kurz! (Denn es würde die Grenzen dieses Werks überschreiten, auch nur die bessern Schriftsteller in jedem Fache namhaft zu machen) wir sind an guten Romanen aller Gattung reicher, wie an andern Producten der schönen Literatur.

Seit kurzer Zeit fängt man an, Geschichten in dramatischer Form zu schreiben, wozu vielleicht **Meißners Skizzen** und sein **Alcibiades**, in welchen doch aber nur einzelne Scenen dialogirt sind, Gelegenheit gegeben haben. Ich kann nicht sagen, daß diese Art von Behandlung Reiz für mich hat; am wenigsten, dünkt mich, verträgt es sich mit der Würde der Geschichte, würkliche Begebenheiten auf diese Weise, mit Erdichtung vermischt, in Romane zu verwan-

deln

deln, besonders wenn dann, wie es oft der Fall ist, nicht die gehörige Ueberlegung angewendet wird, um die eingeführten Personen eine Sprache reden zu lassen, die dem Zeitalter, darinn sie gelebt haben, angemessen ist.

Der ergiebigste Zweig der heutigen Mode-Lectur sind die **Journale, Magazine, Museen, Monatsschriften** u. s. f. Wenn diese von der einen Seite die leidige Polyhistorey befördern und, durch die Mannigfaltigkeit der darinn zum Theil sehr flüchtig behandelten Gegenstände, die Leser verleiten, sich mit den daraus geschöpften oberflächlichen Kenntnissen zu begnügen; so stiften sie doch von der andern Seite auch vielfachen Nutzen. Es werden dadurch nützliche Wahrheiten auf leichte Weise in allgemeinen Curs gebracht. In manchen kleinen Aufsätzen, die man ausserdem nicht würde haben drucken lassen, werden wichtige Gegenstände, in gedrängter Kürze, mit ächtem Scharfsinne behandelt, aus einem neuen Gesichtspuncte dargestellt; und da bey vielen dieser periodischen Schriften nur auf eine bestimmte Classe von Lesern Rücksicht genommen ist; so beeifern

ſich die Schriftſteller, ihren Vortrag für gewiſſe Stände, Alter und Geſchlechte auf eine Art paſſend einzurichten, die man von gröſsern Werken, welche dem ganzen gelehrten Publico gewidmet ſind, nicht erwarten kann.

X.

Von historischen, geographischen, statistischen Schriften, Zeitungen ꝛc.

Was kann dem Menschen interessanter seyn, wie die Geschichte dessen, was in vorigen Zeiten andre Generationen von Menschen in der Welt getrieben haben und die Beschreibung der vielfachen Veränderungen, die mit und auf der Erde seit Jahrtausenden vorgegangen sind? Die Urkunden aller Völker reichen nur bis zu einem gewissen Zeitpuncte hinan, wenn wir die Annalen der **Juden** ausnehmen. An diese knüpfen sich dann die Geschichtbücher der **Griechen** und **Römer**, von welchen ein reicher Schatz auf uns gekommen ist, der vielleicht noch einst vermehrt werden wird, wenn je einmal in Constantinopel aufgeräumt werden und in Italien nicht mehr verkehrte Regierungs-Grundsätze den Nachforschungen der unterirdischen Monumente der Vorzeit Hindernisse in den Weg legen sollten.

Bey

Bey allen europäischen Nationen, bey welchen die Cultur zu einer gewissen Höhe gestiegen, ist das Studium der Historie ein vorzüglicher Gegenstand der gelehrten Wirksamkeit gewesen. Die beynahe allgemein übliche Form die Geschichte der Völker im Ganzen, welche dabey das Haupt-Augenmerk seyn sollten, den Lebensbeschreibungen ihrer Regenten gleichsam nur einzuschalten, hat von je her dem philosophischen Geiste der Geschichte Fesseln angelegt; doch haben grose Männer unter den **Engländern, Franzosen, Spaniern** und andern Nationen diese Schwierigkeit glücklich überwunden. In keinem Jahrhunderte aber sind so herrliche Fortschritte in dieser Wissenschaft gemacht worden, wie in dem unsrigen. Hierzu reichen jetzt die Regierungen beynahe aller Länder die Hände und die grosen Reisen, welche auf öffentliche Kosten, auf dem ganzen Erdboden umher, angestellt werden, um die Länder- und Völker-Kunde zu vermehren, beginnen, an der Hand der sich in gleichem Verhältnisse vermehrenden Natur-Kenntnis, ein Capitel nach dem andern aus der alten Fabel in ächte Wahrheit umzuschaffen, Annalen und Ueberlieferungen zu berichti-

richtigen und das Feld zu ebnen, auf welchem wir für die Nachwelt fortarbeiten können.

Auch bey uns Teutschen hat dies Feld der **Geschichte, Erdbeschreibung** und **Statistik** seit einem Viertel Jahrhunderte eine reiche Erndte getragen. Die teutsche Geschichte der mittlern Zeiten müssen wir gröstentheils aus alten Chroniken zusammensuchen, die indessen sehr nützliche Dienste leisten und oft helle Blicke veranlassen, die den Geist des Zeitalters enthüllen. Die Bemühungen unsrer neuern Geschichtschreiber werden durch Regierungen, die nach aufgeklärten Grundsätzen handeln, unterstützt; Man betrachtet nicht mehr die Archive wie eine Niederlage von Geheimnissen; Man gestattet dem Schriftsteller ein bescheidnes, aber freyes Urtheil über öffentliche Schritte und Anstalten, welche Einfluß auf die Bildung des Volks haben können, und bahnt dadurch Männern, auf welchen ein Geist, wie auf **Schlözer, Achenwall, Spittler, Büsching**, (dem Castelan von Europa) **Schiller, Schmidt, Tozze, Normann, Krause, Herzberg, Archenholz**, dem **Schweitzer Müller, Schröck,**

Schulz von Aſcherade und Andern ruht, den Weg, nicht nur in den ältern Urkunden aufzuräumen, ſondern auch mit Freymüthigkeit die Geſchichte ihres Zeitalters für die Nachkommen ſchon in die Hände der jetzigen Generation zu legen. Einige von ihnen thun dies in einer muſterhaften Schreibart, und **Schulz von Aſcherade** ſogar in einem ſolchen **lateiniſchen** Style, der dem goldnen Zeitalter der römiſchen Literatur Ehre machen würde.

Man faſſt alle Regeln für den Geſchichtſchreiber zuſammen, wenn man ſagt, daß er mit **Würde** und **Wahrhaftigkeit** ſchreiben müſſe. Ein blumenreicher, poetiſcher, ein preziöſer und ein declamatoriſcher Styl ſind eben ſo widrig, wie ein ſchleppender, wäſſrichter Vortrag. Je mehr er die Kunſt verſteht, die Thatſachen ſelbſt reden zu laſſen, wenig eignes Raiſonnement einzuflicken, aber auf die Darſtellung dieſer Thatſachen die ganze Kraft des Eindrucks zu bauen, den die Geſchichte auf den Verſtand und das Herz der Leſer machen muß, deſto würdiger iſt ſein Styl. Anders aber ſchreibt der Biograph und anders der pragmatiſche Geſchicht-

ſchreiber, anders Der, welcher die groſen politiſchen Weltbegebenheiten darſtellt, anders Der, welcher einen einzelnen Zweig dieſer Wiſſenſchaft, Kirchen-Geſchichte, Gelehrten-Geſchichte u. ſ. f. bearbeitet. Wahrhaftig ſoll der Geſchichtsſchreiber ſeyn, das heiſſt: er ſoll nichts für gewiß ausgeben, als das, wovon er feſt überzeugt ſeyn kann, daß es würklich ſo und nicht anders geſchehen ſey; er ſoll ſeine Muthmaßungen über Urſachen und Bewegungsgründe, wodurch die Thatſachen herbeygeführt worden, nicht mit den offen liegenden Veranlaſſungen dazu vermiſchen; Er ſoll Märchen und Volksſagen für nichts mehr verkaufen, als was ſie ſind; Es kömmt ihm nicht zu, eine Parthey zu ergreifen, und das Herz ſeiner Leſer auf Unkoſten der kalten, richterlichen Vernunft, zu beſtechen. Leiden ſeine bürgerlichen Verhältniſſe nicht, daß er freymüthig rede; ſo ſoll er ganz ſchweigen. Verachtung verdient der feile Lobredner, ſey er nun Schmeichler der Fürſten oder des Volks, der, unter dem ehrwürdigen Namen des Geſchichtſchreibers, die Wahrheit beſchimpft, Facta verdreht, verſtümmelt, verſchweigt und dadurch die Nachwelt täuſcht. — Doch das iſt

in

in unſern Tagen nicht mehr zu befürchten; die Zeit entwickelt alles und die folgende Generation weiß unter den Schriftſtellern ihrer Vorfahren Diejenigen, welche ſich ein Recht auf Dank, Zutraun und Ruhm erworben haben, von denen zu unterſcheiden, welche Vergeſſenheit und Schmach verdienen.

Dies gilt denn auch überhaupt von allen **ſtatiſtiſchen und politiſchen Schriftſtellern.** In den jetzigen merkwürdigen Zeiten glaubt Jeder ſich berufen, über die groſſen, wichtigen Staats-Begebenheiten und Verfaſſungen ſeine unmaſsgebliche und maſsgebliche Meinung zu ſagen. Leute, die über dieſe Gegenſtände nie reiflich nachgedacht und nie Gelegenheit gehabt haben, ſich den Schwellen der Cabinette zu nähern, ja! die Welt und Menſchen überhaupt nur aus Büchern kennen, geben den Völkern und Regierungen Rath und Vorſchrift — Nun! das mögte hingehn; Jedermann muß ja die Freyheit haben, ſeine Meinung zu ſagen; aber wenn dergleichen ſchlechte Schriftſteller, gegen eigne Ueberzeugung, um die Gunſt einer mächtigen Parthey, unwürdige Beförderung im bür-

gerlichen Leben, oder ein kleines Jahrgeld zum Sündenlohne zu erschleichen, die gesunde Vernunft mit Füßen treten, Vorurtheilen und wiedernatürlichen Forderungen das Wort reden und dadurch, wenigstens nach ihren schwachen Kräften, das Ihrige beytragen, schreckliche bürgerliche Unordnungen zu vermehren, Menschen, die schon gereizt sind, immer mehr zu erbittern und das fürchterliche Mistrauen zwischen Regenten und Völkern zu nähren; so ist für solche Verworfne die Verachtung eine zu gelinde Strafe. Uebrigens pflegen weise Regierungen, wenigstens in ruhigen Zeiten, es gern zu sehn, daß über politische Gegenstände, jedoch in einem bescheidnen Tone, geschrieben werde; und das mit Recht. Ueber alles, was bürgerliche Glückseligkeit betrifft, kann man nie genug raisonniren hören; keine Staats-Verfassung ist ohne Mängel, und durch das Organ der Schriftsteller gelangt zuweilen auf die leichteste Art, grade wenn es noch Zeit ist, die Stimme des Volks zu den Ohren der Fürsten; es müsste denn seyn, daß Diese von verrätherischen Leuten umgeben wären, die dergleichen Bücher den Augen ihrer Herrn vorsetzlich entzögen, oder ihnen nur solche

Werke

Werke in die Hände spielten, die ihre Absichten beförderten. — Und nun noch einmal! Wer über Rechte und Pflichten der Bürger im Staate redet, der heuchle nicht! Darf, oder will er nicht laut und freymüthig sagen, was er darüber denkt; so schweige er gänzlich; das ist der Klugheit und Rechtschaffenheit gemäß!

Von **Zeitungsschreibern** kann man gerechter Weise nichts weiter fordern, als daß sie, ohne ihre Erzählungen mit eignen Bemerkungen zu commentiren und ohne Parthey zu ergreifen, in einer reinen und ungeschmückten Schreibart, alle diejenigen merkwürdigen Begebenheiten treulich, unverstümmelt mittheilen, welche durch Privat-Briefwechsel, oder durch andre öffentliche Blätter, oder durch glaubwürdige Gerüchte zu ihrer Wissenschaft kommen — wenn sie anders dürfen. Da, wo man das aber nicht darf, sollte auch billig keine Zeitung geschrieben werden, oder wenigstens Der, welchem es darum zu thun ist, zu erfahren, wie es in der Welt hergeht, sollte dergleichen Zeitungen nicht lesen. Blätter, worinn alles einseitig dargestellt ist; wo, wenn Schlachten geliefert werden, der

Feind immer mit großem Verluste davongelaufen, indeß bey dem begünstigten Heere nur Eine Kugel durch den Hut eines Pfeifers geflogen ist; Blätter, die zur Hälfte mit Beschreibungen der fürstlichen Geburtstags-Feste, Beförderungen und huldreichen Geschenke, zur andern Hälfte mit Empfehlungen schädlicher Quacksalbereyen und erkauften Lobes-Erhebungen schlechter Bücher angefüllt sind, verdienen nicht, gelesen zu werden. Uebrigens darf man von einem Zeitungsschreiber nicht fordern, daß er lauter zuverläßige Berichte, sichre Materialien zur Geschichte liefre. Er giebt die Nachrichten so, wie er sie bekommen hat; Um sie früh genug mitzutheilen, kann er sich nicht immer die Zeit nehmen, sie zu prüfen, oder die Bestättigung zu erwarten und seine Correspondenten, selbst wenn sie an Ort und Stelle sind, sehen nicht immer klar und unbefangen.

Zum Schlusse nur noch die einzige Bemerkung! Zeitungen sollten, als Volks-Schriften, wenigstens rein und correct geschrieben seyn und nicht eine solche Sammlung von Sprachfehlern enthalten, wie die mehrsten Blätter dieser Art, welche im südlichen Teutschlande herauskommen.

XI.

XI.

Etwas von scientifischen Werken, Lehrbüchern, Volks-Schriften ꝛc.

Wer über ein einzelnes wissenschaftliches Sach schreibt, der wähle eines, dem er gewachsen ist; und wenn er nicht mehr zu sagen weiß, als was schon hundertmal ist gedruckt worden, oder es nicht besser und deutlicher zu sagen weiß; so vermehre er nicht den grosen Haufen der Maculatur! Für die nächsten hundert Jahre sind die Gewürzkrämer noch reichlich versehn.

Der gelehrte Schriftsteller gebe nicht das Theoretische, Speculative, Vermuthliche, Ungewisse, für erprobte und geprüfte Wahrheit; Der Naturforscher mache nicht eher seine Versuche als Erfahrungen bekannt, bis er sicher ist, daß keine Art von Täuschung ihn geblendet habe!

Systemgeist ist die ärgste Art von Verblendung; wem es um Wahrheit zu thun ist, der

ſuche ſie, ſo viel möglich, mit ungefeſſeltem Geiſte und unbefangnem Herzen!

Dem **Philoſophen** muß man erlauben, mit ſeinen Nachforſchungen eine dunkle Bahn zu betreten, ohne die Leuchte der Offenbahrung mit ſich zu nehmen. Ihm kömmt es darauf an, zu zeigen, wie weit die menſchliche Vernunft ohne höhern Wegweiſer kommen kann. Er iſt darum noch weder Leugner, noch Spötter, noch Zweifler. Im Gegentheil! Der ſehnt ſich gewiß am eifrigſten nach dem Lichte der Offenbahrung, der nichts unverſucht gelaſſen, ohne dieſelbe Befriedigung zu finden, aber ſie nicht gefunden hat und es giebt keine gründlichere Widerlegung der Zweifel gegen die reine Religion, wie die Aufforderung, ein beſſeres, glaubwürdigeres und beruhigerendes Syſtem zu erfinden.

Gelehrte **theologiſche** und beſonders ſolche Schriften, welche **Glaubenslehren** irgend einer Kirche **beſtreiten**, ſollten, ſo wie alle **medicinische Werke**, lateiniſch geſchrieben werden. Das heiſſt nicht, den Weg zur Wahrheit verſperren, wenn man Den, welcher ſich unterrich-

richten will, in die Nothwendigkeit setzt, sich Vorkenntnisse zu erwerben, die Sprache der Gelehrten zu lernen; und es taugt nicht für den unwissenden Layen, im dogmatischen, wie im medicinischen Fache, wenn man ihn verleitet, allerley unnütze Versuche mit neuen Arzeneyen an seiner Seele oder an seinem Leibe zu machen.

Wer uns ein neues philosophisches System darlegt, der macht sich sehr verdächtig, wenn er dies System in eine dunkle Sprache, in eine ungewöhnliche Terminologie einhüllt. Dies scheucht den gelehrten, geübten Denker davon zurück, bey der Ungewißheit, ob er, nachdem er noch einmal ein A. B. C. gelernt, auch wirklich neue Sachkenntnisse zu erwarten habe; und so zieht dann mehrentheils der neue Sectenstifter nur solche Schüler an sich, die sich entweder leicht mit Worten bezahlen lassen, oder die alles Neue lieben und alles Dunkle für erhaben halten.

Der Schriftsteller, welcher Gegenstände der Moral behandelt, muß sich hüten in einen trocknen und langweiligen Vortrag zu verfallen.

Nicht jeder ſittliche Gegenſtand läſſt ſich leicht und ſcherzhaft einkleiden; aber der ernſte Ton verträgt ſich ſehr wohl mit Lebhaftigkeit und Wärme.

In **Erbauungsſchriften** herrſche eine edle, einfältige Herzens-Sprache! Nur das kann zu dem Herzen gehn, was wahrhaft aus dem Herzen kömmt. Blumen der Beredſamkeit, Witz und wäſſrichte Declamation ſind da gleich übel angebracht.

Zur Ehre der Literatur unſrer Zeiten fängt ein Zweig derſelben welcher noch vor Kurzem in voller Blüte ſtand, nach und nach an, zu welken; ich meine die **myſtiſche Literatur**. Mehrere Jahre hindurch hat man das teutſche Publicum mit Freymaurer-Büchern von gewiſſer Gattung, mit Roſenkreuzer- und andern Schriften dieſer Art überſchwemmt. Die gröſte Anzahl der Menſchenkinder auf dieſer Erde ſind und bleiben denn doch immer ſogenannte Profane, die das Unglück haben, dergleichen Quinteſſenzen der höhern Erkenntniß für eitel Thorheit und Unſinn, oder für leere, zeitverderbliche Poſſen,

oft

oft auch wohl noch für etwas Aergers zu halten. Diese denken dann, es sey genug, wenn man conniuendo ernsthaften Leuten erlaube, heimlich für sich Kindereyen zu treiben, aber höchst unbescheiden, diese Duldung zu misbrauchen, um leere Träumereyen in die Welt hinein zu schreyn, besonders wenn vielleicht gar in dem eckelhaften Jargon der Mystic ein gefährlicher Sinn verborgen seyn könnte. Ueberhaupt soll man, meine ich, nicht dasjenige laut ausrufen, was nur wenig Menschen interessiren kann, und deswegen kömmt mir es auch wiedersinnig vor, nach dem Beyspiele gewisser Schriftsteller, **Manuscripte für Freunde drucken zu lassen.** Was man drucken läßt, hört auf Manuscript zu seyn, und was man seinen Freunden zugedacht hat, kann man ihnen füglich ohne Aufsehn zuschicken.

Lehrbücher für Kinder und Jünglinge müssen sich durch einen deutlichen lichtvollen Vortrag, durch Ordnung und systematische, gründliche Entwickelung der Begriffe, vom Einfachen bis zum Zusammengesetzten hinauf, empfehlen.

Um diesen Theil der Literatur und um Erziehungs-Schriften haben sich in den letzt verflossnen Jahren einige edle Männer sehr verdient gemacht, obgleich auch ein Ballast von pädagogischen Schriften erschienen ist, über deren Werth, so wie überhaupt über die Methode mancher neuern Erzieher, ich zuweilen gewagt habe, meine ketzerischen Zweifel zu äussern. Meinem Gefühle nach hat keiner unsrer Schriftsteller in so hohem Grade, wie **Campe**, die Gabe, in Lehr- und Lese-Büchern für die Jugend den rechten Ton zu treffen, Würde mit Lebhaftigkeit und Einfalt, Unterricht mit angenehmer Unterhaltung zu verbinden und sich zu den Kindern herabzustimmen, ohne kindisch zu werden.

Auch **den so genannten niedern Volks-Classen** beeifern sich die Gelehrten unsers Zeitalters in Schriften nützlich zu werden. Die väterliche Sorgfalt mancher weisen Regierungen unterstützt sie in diesem Vorhaben; Cathechismen, Andachtsbücher, Calender, Werke über alle Theile des Landbaues, der Haushaltung, Anweisung für Handwerker und Künstler, Vorschrif-

schriften zu Bildung des gemeinen Brief-Styls, Beschreibungen fremder Länder und dergleichen erscheinen jetzt, in welchen man Aberglauben und verjährte Vorurtheile zu unterdrücken und in einer faßlichen Schreibart den ehemals so vernachläßigten Bürgern und Bauern solche Kenntniße beyzubringen sucht, die ihm in seinen häuslichen Geschäften, zu Erhaltung seiner Gesundheit, seines frohen Muths und zu Beruhigung seines Herzens dienlich seyn können. Es ist nicht so leicht, wie man wohl glaubt, hierinn den rechten Ton zu treffen und in Beförderung der so gepriesenen und so gelästerten Aufklärung nicht weiter zu gehn, wie weise Beurtheilung der Bedürfnisse, der Empfänglichkeit und der Folgen es erheischt. Viel Schriftsteller setzen diese Rücksichten aus den Augen; und da auch die Wuth des Bücherlesens aller Art unter allen Ständen täglich zunimt; so geht wohl in der That die Volks-Aufklärung einen schnellern Gang, als man wünschen mögte

---

XII.

Ueber Critic, Streitschriften, Satyre ꝛc.

Die ächte Critic ist eine große Wohlthäterinn der Literatur; Sie beurtheilt mit nüchterner Vernunft und Unpartheylichkeit die Werke der Schriftsteller, mit Rücksicht auf Natur, Schönheit, Wahrheit und die darnach bestimmten Regeln der Kunst; vergleicht sie mit den Meisterstücken, die den Beyfall aller verflossenen Zeitalter gewonnen haben; läßt sich nicht hinreissen von einzelnen blendenden Schönheiten, sondern hat stets den Zweck und die Würkung des Ganzen in allen seinen Theilen vor Augen. Sie wiedersetzt sich einem einreissenden üppigen, oder verderbten, falschen Geschmacke, gefährlichen Täuschungen, Vorurtheilen und Irrthümern; zeigt, durch Zergliedrung der bessern Werke, jungen Schriftstellern den Weg, welchen sie gehn müssen, wenn ihre Arbeiten dauernden Werth haben sollen und lehrt die Leser, sich

Rechen-

Rechenschaft geben von den Eindrücken, die ein Buch auf sie macht. Sie lässt sich nicht irre machen durch Authoritäten, Vorliebe, Mode, vorübergehenden Enthusiasmus, Schwärmerey und Ansehn grosser Namen. Je berühmter, je grösser der Mann; desto mehr fordert, desto strenger ist sie in ihrem Urtheile. Es ist ja auch mit der Wahrheit und Weisheit, wie mit dem Gelde; Die ersten zehntausend Thaler sind schwer zu erwerben; nachher wächst das Capital, wie ein Schneeball. Eine Kenntniß reicht der andern die Hand, wie ein Handlungs-Geschäft das andre erleichtert. Deswegen ist es keinem Schriftsteller zu verzeyhn, wenn seine andern Werke leerer und kraftloser, wie die ältern ausfallen, wenn seine Schreibart schleppender, langweiliger und unbestimmter wird. Daß seine Phantasie reicher, sein Witz lebhafter werde, ist nicht zu verlangen, wohl aber, daß er dies selbst einsehe und nicht, bey Abnahme dieser Jugendkräfte, unter dem Schutze seines alten Ruhms, Producte in die Welt schicke, welche nur die niedrige Gefälligkeit solcher Recensenten loben kann, die kein Gefühl von der Würde ihres Berufs haben

Der

Der Mann von wahren Verdienſten nimt gern gründliche und beſcheidne Zurechtweiſung an; der Stümper findet immer, daß ihm Unrecht geſchieht, und klagt ohne Unterlaß über Verſchwörung der Recenſenten gegen ihn.

Eine freye, ernſthafte, von allen perſönlichen Angriffen entfernte Beurtheilung eines Buchs, darf den Verfaſſer nicht beleidigen; Man kann ein ſehr redlicher, auch ein verſtändiger und geſchickter Mann ſeyn, und doch wohl einmal etwas drucken laſſen, das keinen literariſchen Werth hat.

So groß der Nutzen iſt, den die ächte Critic ſtiftet; ſo wenig ſchadet den wahrhaftig guten Werken der ungeſchickte, partheyiſche, oder hämiſche Tadel von einzelnen Recenſenten. Er kann eine Zeitlang den Debit eines Buchs hie und da hemmen; aber noch nie iſt ein vortrefliches Werk durch die Cabale der Kunſtrichter zu einem Ladenhüter geworden, ſo wie auch noch nie die Poſaune feiler Recenſenten einer Schüler-Arbeit die Unſterblichkeit erblaſen hat. Vernünftige Leute werden nur durch Gründe

beſtimmt, vergleichen die Beurtheilung mit dem Beurtheilten, und die Stimme der Wahrheit dringt doch durch, trotz aller Cabale.

Am beſten wäre es wohl, wenn die Recenſenten mit der Anzeige ganz ſchlechter Schriften nicht ihre Zeit verſchwendeten, ſondern nur an Werken von Bedeutung die Mängel und Schönheiten zeigten. Jene Sudeleyen gehen doch bald den Weg der Maculatur; Sie verdienen nicht, zergliedert zu werden; geſchieht das aber nicht; ſo klagt der Scribler immer über Machtſprüche.

Was man auch gegen die Anonymität der Recenſenten ſagen mag; ſo hat ſie doch ihren großen Nutzen. Sie beugt der Entſtehung perſönlicher Feindſchaften vor; der Recenſent, welcher im bürgerlichen Leben vielleicht tief unter dem Schriftſteller ſteht, kann, ohne Rache zu fürchten, ſeinen Obern in einem Fache zurechtweiſen, in welchem er, mehr wie Dieſer, zu Hauſe iſt; und da es hier gar nicht auf willkührliche Entſcheidung, ſondern auf Gründe ankömmt; ſo hindert die Anonymität, daß ein

groſser Name der Recenſion unverdientes Gewicht gebe, oder ein unberühmter den Glauben an die Richtigkeit des Urtheils ſchwäche.

Man kann aber ſehr richtig über etwas urtheilen, ohne darum im Stande zu ſeyn, es beſſer zu machen; Mancher iſt auch gegen die Fehler ſeiner eignen Kinder blind, der darum doch den Werth und Unwerth fremder Geburthen ſehr wohl zu würdigen verſteht. Beſſer wäre es indeſſen freylich, wenn ein Mann, wie Boileau, der ſich bey jeder Gelegenheit über die Verſe, welche Quinaut, Chapelain, la Serre und Andre ſchrieben, luſtig machte, ſelbſt nicht viel ſolcher Zeilen drucken lieſſe, wie zum Beyſpiele die folgenden, am Ende ſeiner dritten Satyre ſind:

Qu'à Paris le gibier manque tous les hivers
Et qu'à peine au mois d'Août l'on mange des pois vers.

So wenig der Kunſtrichter berühmten Männern Beyfall opfern ſoll, da, wo ſie es nicht verdienen; eben ſo wenig erfüllt er ſeine Pflicht,

Pflicht, wenn er junge Schriftsteller, die Genie und Talent verrathen, aber noch mannigfaltig in der Bearbeitung fehlen, durch übertriebnes frühzeitiges Lob verleitet, eine zu hohe Meinung von sich zu fassen. Selbst in Privat-Briefen, die ein Mann, dessen Wort Gewicht haben kann, jungen Schriftstellern, welche ihm ihre Arbeiten überschickt haben, schreibt, ist es der Klugheit und Wahrhaftigkeit gemäß, sparsam mit den Superlativen in den Lobeserhebungen zu seyn. Von einer andern Seite aber ist es auch sehr ungerecht und undankbar, Männer, die eine neue Bahn brechen, ein bis jetzt noch wenig urbar gemachtes Feld der Literatur bearbeiten, oder sich durch Eifer für Wissenschaft, Wahrheit und Tugend um ihre Mitbürger verdient machen, kleiner, unbedeutender Fehler wegen, zu becritteln und zu necken.

Ein unsterbliches Verdienst um die teutsche Literatur und Critic hat sich, eine lange Reyhe von Jahren hindurch, mit unermüdetem Eifer und unbestechbarer Wahrheitsliebe, **Nicolai** erworben, und gewiß haben wir besonders der, unter seiner Leitung geschriebnen, allgemeinen

teutſchen Bibliothek einen groſsen Theil der Fortſchritte zu danken, welche ächte Aufklärung, gründliche Gelehrſamkeit und guter Geſchmack bey uns gemacht haben. Wenn dennoch auch dies Werk nicht von allen Unvollkommenheiten frey iſt; wenn ungeachtet aller ſeiner Bemühungen, in jedem Fache die Recenſionen nur ſolchen Männern anzuvertraun, von deren Fähigkeit und Unpartheylichkeit er gewiſs zu ſeyn glaubt; wenn deſſen ungeachtet, in einem Zeitraume von acht und zwanzig Jahren, ſich hie und da wohl einmal ein casus pro amico, ein wenig perſönliche Feindſchaft, oder Partheygeiſt, mit eingemiſcht hat; ſo unterſcheidet ſich doch dies critiſche Werk, von Seiten der Gerechtigkeit und Gründlichkeit, ſehr vortheilhaft von andern dieſer Art. Denn wie es leider! mit den mehrſten gelehrten Zeitungen und Recenſions-Fabriken ausſieht, iſt bekannt genug. Unwiſſende Schwätzer und unbärtige Jünglinge ſprechen da, in dem entſcheidendſten Tone, End-Urtheile über die wichtigſten Werke, die ſie kaum flüchtig durchgeblättert haben. Die Herrn Unternehmer mancher ſolcher Anſtalt nehmen, um ihre Blätter anzufüllen, jede Recenſion ungeprüft

prüft an, in so fern nur ihre Privat-Meinungen darinn nicht angegriffen sind; denn fast jede dergleichen gelehrte Zeitung hält eine gewisse Parthey und man kann immer, ohne ein Buch gelesen zu haben, vorhersagen, sobald man nur den Haupt-Gegenstand desselben oder den Namen des Verfassers weiß, in welcher critischen Zeitschrift das Buch wird gelobt, und in welcher getadelt werden. Ihre eignen unbedeutenden Schriften lassen die Herrn Recensenten durch ihre Freunde lobpreisen; ja! es giebt sogar mehr wie Eine solche Recensions-Fabric, in welcher man von ganz unbekannten Leuten Beurtheilungen annimt und abdrucken läßt, wo also jeder Schriftsteller für sein baares Geld sich selber recensiren, ausposaunen und Leute, denen er feind ist, schmähen kann. An Verdrehung und Verstümmelung angeführter, aus dem Zusammenhange gerissener Stellen, an groben, ungesitteten Ausdrücken und an Einmischung hämischer, persönlicher Angriffe pflegt man es auch nicht fehlen zu lassen. Es hat kürzlich ein edler Wahrheits-Freund, der Doctor Meyer in Kiel, einen Recensenten dieser Art in einer eignen Schrift derbe zurechtgewiesen; allein diese Sat-

tung Menſchen hat alle Schaam verlohren; Sie richtet indeſſen weiter keinen Schaden an, als daß doch ein Theil der Verachtung, welche auf ſie fällt, mit auf die Critic überhaupt ausgedehnt, und daß unſer Publicum immer mistrauiſcher gegen alle Recenſionen wird.

In **Streitſchriften**, welche unter Gelehrten gewechſelt werden, ſollte, wenn es beyden Theilen würklich nur um Erforſchung der Wahrheit zu thun wäre, eigentlich kein andrer, wie ein feiner, geſitteter Ton herrſchen; Indeſſen miſchen ſich nicht ſelten allerley Leidenſchaften ein, und geben zu ſehr ärgerlichen, tragiſch-comiſchen Scenen Anlaß, welche ſich gewöhnlich mit wenig Ehre für beyde Partheyen endigen. Man kann aber auch den gutmüthigſten Mann dazu verführen, daß er ſich vergißt, und, wenn er nun einmal ſo geſinnt iſt, daß er die Sachen gern bey dem rechten Namen nennt:

qu'il nome un chat un chat et Rolet
un fripon,

auch wohl einmal um ſich ſchlägt, oder einen derben Trumpf aufſetzt. Was ſoll man mit einem

einem Böſewichte anfangen, der eine öffentliche Beleidigung, Verleumdung, Beſchimpfung von uns drucken läſſt? Die Geiſſel der Satyre fühlt er kaum; ein Injurien-Proceß wird oft durch Partheylichkeit, Cabale und Chicane in die Länge gezogen, koſtet mehr Geld, wie der ganze Verleumder werth iſt und wird am Ende doch wohl ſo gedreht, daß man keine Genugthuung erhält; Dennoch iſt es, ich geſtehe es, unanſtändig, ſich durch Schimpfworte zu rächen; Ich kann es nicht rechtfertigen; aber in einzelnen Fällen iſt es doch wohl zu entſchuldigen und zu verzeihn. Uebrigens ſind Verachtung und Stillſchweigen eigentlich die beſten Waffen gegen ſolche Menſchen.

Die **Satyre** hat von je her Nutzen geſtiftet und viel weniger **Unheil** angerichtet, wie Leute, die kein gutes Gewiſſen haben, gewöhnlich vorzugeben pflegen. Der redliche und verſtändige Mann braucht keinen ſatyriſchen Schriftſteller, ja! nicht einmal einen **Pasquillanten** zu fürchten. Wenn durch ſie auch ſeine kleinen Schwachheiten an den Tag kommen! — wer hat deren nicht? — Solcher Schwachheiten wegen wird man von andern redlichen Leuten

nicht verachtet. Thoren und Schurken aber hält oft die billige Furcht vor der Satyre von neuen Albernheiten und Verbrechen zurück. Es giebt Unthaten, die kein Gegenstand der gerichtlichen Bestrafung werden können; ein gelinder und milder Weg, diese zu ahnden, ist, sie der Verspottung preiszugeben, ohne den Namen des Verbrechers zu nennen. Sobald dies letztere nicht geschieht, darf die Satyre für kein Pasquill gelten und greift nicht in die Rechte der Justiz. Schlimm genug, wenn dann Jeder mit Fingern auf den Mann zeigen kann, der genannt ist! Der verdient gewiß den Schimpf; Kann es aber mehr Originale zu dem Gemälde geben; so ist es boshaft, Deutungen von der Art zu machen. Pasquillanten von der niedrigsten Gattung, wie zum Beyspiel die Verfasser des Schauspiels: **Bahrdt mit der eisernen Stirne**, bereiten, wenn es ihnen auch gelingt, der bürgerlichen Züchtigung zu entwischen, sich selber die härteste Strafe, nämlich die allgemeine Verachtung.

Auch im Fache der Satyre, der Ironie und Persiflage haben wir Schriftsteller aufzuweisen,

weiſen, die an Witz, Feinheit und Laune den Ausländern älterer und neuerer Zeit nicht nachſtehn dürfen; Ihnen danken wir, daß manche literariſche Thorheiten nicht lange dauern und manche Verſchwörung gegen die geſunde Vernunft noch zeitig genug unterdrückt wird.

XIII.

Etwas von Ueberſetzern, Buchhändlern, Nachdruckern ꝛc.

Es iſt ein Vorzug unſrer Zeiten, daß Männer, die mit den nöthigen Kenntniſſen und Talenten ausgerüſtet ſind, das weniger ſprachkundige Publicum, durch meiſterhafte **Ueberſetzungen**, mit den Schätzen alter und neuer ausländiſcher Literatur bekannt machen. Sie verdienen um ſo gröſſern Dank dafür, je mühſamer dieſe Arbeit iſt. Wenn es nur darauf ankömmt, den Sinn des Originals zu übertragen, auf die feinen Eigenthümlichkeiten der Schreibart aber, die ſich oft ſo glücklich auch im Teutſchen nachahmen laſſen, gar keine Rückſicht zu nehmen, folglich vielleicht einen gedrängten, männlichen, kraftvollen Styl in ein wortreiches, gemeines Geſchwätz zu verwandeln; Wenn man ſo nachläſſig über die Arbeit hinausgehn will, wie etwa Bahrdt über ſeinen Taci-

tus,

tue, oder mit so wenig Kenntniß und Genie, wie der Herr von Schirach bey seinem Plutarch gezeigt hat, oder gar wie die Uebersetzungs-Fabricanten in Straßburg; so ist es wahrlich nur eine Hand-Arbeit, jedes Buch, das in einer uns nicht unbekannten Sprache geschrieben ist, zu verteutschen. Will man aber in den Geist eines Schriftstellers eindringen, seine ganze Manier, seine Laune, seine Schönheiten, selbst auch seine Fehler mit übertragen — kurz! will man Arbeiten liefern, wie sie uns Wieland, Voß, Stolberg, Kamler, Garve, Bode, Forster, Bertuch und Andre geschenkt haben; so gehört dazu nicht gemeine Geschicklichkeit.

Auch in Veranstaltung schöner Ausgaben fremder alter und neuer Werke weteifern wir jetzt mit den Ausländern und es ist kein geringer Vortheil für die Wissenschaften, daß diese Ausgaben zum Theil um einen auffallend niedrigen Preis verkauft werden.

Bey dem täglich in allen Ständen wachsenden Hange zur Lektüre, sind Schriftstellerey und

und Buchhandel ein bedeutender Gegenstand der Aufmerksamkeit weiser Regierungen geworden, besonders was die Rücksicht auf den dadurch beförderten Geld-Umlauf und die Handlungs-Bilanz betrift. Es ist wahrlich nicht einerley, ob aus einem kleinen Ländchen jährlich Tausende für fremde Bücher hinausgehen, oder ob eine einzige Anstalt, wie zum Beyspiel die Carlsruher Sammlung **von Nachdrucken**, die Herausgabe der Schriften Voltaire's, Rousseaus, die Editionen der lateinischen Schriftsteller, die in Zweybrücken besorget werden u. d. gl. grose Summen in das Land zieht. Es ist daher der Politic gemäß, vermögende, geschickte und unternehmende Buchhändler, nicht weniger wie gute Schriftsteller, zu begünstigen und ihnen allerley Vortheile und Freyheiten einzuräumen.

Der Buchhändler, welcher Gefühl von der Würde seines Berufs hat, kann sehr viel zur wahren Aufnahme der Literatur beytragen; allein er hängt, wie jeder andre Handelsmann, auch von der Mode und den Launen des Publicums und des Glücks ab, und deswegen ist es ihm wohl zu verzeyhn, wenn er an gewisse

wisse Artikel, die grade zu der Zeit gut abgehen, ohne Rücksicht auf ihren innern Werth, mehr wendet, wie an andre.

Gegen den unnützen typographischen Aufwand, gegen das sehr verdächtige Pränumerationswesen, gegen den einreissenden Gebrauch lateinischer Lettern und gegen andre Misbräuche, welche in dies Fach schlagen, habe ich in den ersten Abschnitten dieses Buchs mich schon erklärt. — Nun zum Schlusse nur noch etwas über die **Nachdrucker**!

Von je her habe ich geäussert, daß ich das Nachdrucken der Bücher für eine sehr unredliche, diebische Unternehmung halte, welche jedoch, so lange darüber keine positive Gesetze gegeben sind, kein Gegenstand gerichtlicher Bestrafung seyn könne. Durch Veranlassung einer Aufforderung von Seiten eines hochachtungswerthen Schriftstellers (Müller in Itzehoe) bewogen, habe ich kürzlich in einer eignen Schrift meine Gedanken über diesen Gegenstand entwickelt und das Glück gehabt, ausser der Uebereinstimmung mit einigen ältern

Schrift-

Schriftstellern von Bedeutung, in meiner Art, die Sache anzusehn, grade denselben Weg zu treffen, den der edle Reimarus, welcher zu gleicher Zeit über den Nachdruck schrieb, eingeschlagen hatte. Dies ist sehr beruhigend für mich gewesen; und da seit dieser Zeit nichts von Belang zu Widerlegung unsrer Gründe erschienen ist; so habe ich die Acten über diese Streitfrage als geschlossen angesehn. Indessen ist doch ein gewisser Herr Magister Seidenstücker in Helmstädt gegen mich zu Felde gezogen. Ich weiß nicht, warum er seine Abhandlung in nicht sehr bescheidnen und gesitteten Ausdrücken verfaßt hat, da der Streit einen Gegenstand betraf, über den man wohl kaltblütig reden könnte; allein weil seine Schrift auch nichts enthält, als was schon oft besser, richtiger und bestimmter ist gesagt worden; so hat sie keine Sensation gemacht und das Publicum hat, so viel ich weiß, nichts daraus gelernt, als daß in Helmstädt ein Magister Seidenstücker lebt.

Und hiermit beschliesse ich dann meine Bemerkungen über Schriftsteller und Schriftstelerey,

lerey, werde mich sehr belohnt für meine Arbeit finden, wenn verständige Leser in diesem Werke Einiges ihrer Aufmerksamkeit nicht unwerth halten, und wenn angehende Schriftsteller daraus einigen Nutzen schöpfen, so wie mir auch jede Berichtigung und Zurechtweisung von einsichtsvollern Männern willkommen seyn wird.

Hannover,

gedruckt bey H. M. Pockwitz, Hofbuchdrucker.

Aus einer alten Kiste.

Originalbriefe, Handschriften und Documente

aus dem Nachlasse eines

bekannten Mannes.

(Wiederaufgefundene Ergänzungen zur Würdigung vergangener Zeiten und Personen.)

Leipzig,
Verlag von Chr. E. Kollmann.
1853.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Aus einer alten Kiſte.

I.

Die alte Kiste.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorwort und Einleitung.

Von Prof. Dr. Klenke.

In einer heitern Morgenstunde, welche mir einen Ausflug in die Vaterstadt und die Umgebung lieber Personen gewährte, kam die Rede, wie es dem Kreise wissenschaftlicher oder praktischer Männer nahe zu liegen pflegt, auf Literatur und Schriftstellerei — man gedachte der gegenwärtigen und vergangenen Autoren und deren Bücher, besprach das Streben der Jetztzeit, welches sich bemühet, die Reliquien berühmter Männer aus dem Staube ihres papiernen Nachlasses hervorzusuchen, und gelangte auf diesem Wege der ungezwungenen Unterhaltung endlich auch zu meinen eigenen Versuchen, ausgezeichnete Persönlichkeiten des vorigen Jahrhunderts in ihrer geistigen und weltlichen Erscheinung lebendig, anschaulich und wirksam zu machen vor dem Auge der Gegenwart. Man sprach von meinen literarhistorischen

Romanen „Lessing“ — „Herder“ — — „Adept zu Helmstädt.“ —

Der letztere Roman, eine aus Originalquellen und neuaufgefundenen Materialien geschöpfte, historische Dichtung, welche den einst weltberühmten, von Volkssagen und mysteriösen Traditionen umhüllten und vielfach zum Faust des achtzehnten Jahrhunderts ausgeschmückten Professor Veireis in seiner wirklichen Gestalt darstellen sollte, veranlaßte zu der Aeußerung, daß vielleicht noch mancher literarische Nachlaß von bekannten, öffentlichen Personen auf die Stunde einer zufälligen Schatzhebung warte und ein ältlicher hannöverischer Officier erinnerte dabei an den Freiherrn von Knigge, über dessen nachgelassene Scripturen ebenso wenig bekannt geworden sei, wie über die tieferen Gründe seiner öffentlichen Handlungen und Lebensschicksale. — Bekanntlich war der Freiherr Adolph, Friedrich, Franz, Ludwig von Knigge zu seiner Zeit ein vielgefeierter Schriftsteller, welcher als praktischer Philosoph, wenn auch nicht ganz frei von den Einflüssen seiner persönlichen Verhältnisse, doch eine große Weltkenntniß besaß und einen nicht geringen Grad von Darstellungsgabe, Witz, Scharfsinn und Auffassung, so wie ein Talent zum komischen Romane verrieth, welches seine Zeitgenossen willig anerkannten. Seine „Reise nach Braunschweig“ machte allgemeine Sensation, „sein Umgang mit Menschen“ war ein vielgelesenes, dem damaligen Zeitgeiste entsprechendes Buch, das freilich

unserem heutigen Klima des Geistes und Herzens wohl nicht mehr genügen könnte, da es, bei allem Reichthum an guten Einzelnheiten und Klugheitslehren für das Leben, doch einem Machiavellismus huldigt, der nur den eigenen Vortheil der klugen Umgangskunst lehrt und den Egoismus in gefällige und elegante Formen einhüllt; indem es dieser Klugheit weniger auf Stimmung und Eingebung des Herzens, als auf eine gewandte und formelle Sicherstellung und Wohlfahrt des eigenen Ich's in den Wegen der Gesellschaft ankommt. War ja damals die gesellschaftliche Form die Beherrscherin des Menschenverkehres, und frug man seiner Zeit nicht nach Forderung, tieferem Rechte und Bedürfnisse der Gemüther, dessen Einmischung man anständiger Weise unterdrückte, um das Ich mit Umgangsklugheit zu waffnen. —

Solchen Reflexionen gab ich mich hin, als des Mannes Erwähnung geschah, dessen Hauptwerke hinter uns liegen. —

Ein weit gröfseres Interesse bietet der Nachwelt aber sein persönliches Leben dar; von lebhaftem Geiste, nervöser Constitution, unruhigem, sich selbst quälenden Temperamente, grofser sensiblen Empfänglichkeit für Alles, was im Allgemeinen die Zeit, in Literatur und öffentlichen Zuständen, oder insbesondere seine eigene Person berührte, war er nicht nur in nähern und entferntern Beziehungen zu den bedeutendsten Trägern der Ideen gerathen, sondern selbst oft mit san-

gnimischem Eifer und Hoffen an die Fronte geistiger Bewegungen getreten. Sein ganzes Leben war von dem Zuge einer inneren, auf Weltverbesserung sinnenden Unruhe bezeichnet. —

— „Man kennt sein äußeres Leben sehr wohl" — nahm ein Freund das Wort — „aber über die Motive vieler öffentlicher Schicksale und der auf Handeln und Schrift einfließenden persönlichen Stimmungen in ihm selbst und in Anderen weiß man merkwürdigerweise wenig oder gar nichts, weil sein Nachlaß nicht aufgefunden werden konnte, obgleich, wie behauptet wird, er zeitlebens, mit einer gewissen Pietät gegen das Urtheil der Nachwelt, seine schriftlichen Archive gesammelt und geordnet haben soll."

Der Officier, welcher das Gespräch auf Knigge geleitet hatte, lächelte bedeutsam.

— „So viel ich weiß" — fuhr der Freund fort — „hat man, zum Zwecke einer neuen Ausgabe seiner Schriften, zu verschiedenen Zeiten Nachforschen veranstaltet, um über das Schicksal des literarischen Nachlasses irgend eine Auskunft zu erlangen, aber immer ohne Erfolg."—

— „So?" — versetzte der Officier — „hätte ich das gewußt, so würde ich vielleicht glücklicher im Nachsuchen gewesen sein. Doch, wer konnte bei mir dergleichen ahnen." —

— „Bei Ihnen?" — fragte ich verwundert und sah mir den Officier darauf näher an.

— „Da Sie so viel mit den literarischen Männern des vorigen Jahrhunderts zu thun haben und, mit einer deutlichen Vorliebe für jene Zeit deutscher Geistesentwickelung, dort den Schauplatz Ihrer literarhistorischen Romane fanden, so habe ich an Sie gedacht als ich diesen Brief beisteckte." — Bei diesen Worten zog der Officier ein vergilbtes Blatt Papier aus der Tasche und überreichte es mir unter geheimnißvollem Lächeln.

Mit Neugier überflog ich die Zeilen und blickte nach der Unterschrift. Es war ein französisch geschriebener Brief des berühmten De Luc in Windsor an den Freiherrn von Knigge.

— „Woher kommt er?" — fragten mein Freund und ich zu gleicher Zeit.

— „Aus einer alten Kiste" — war die Antwort des Officiers.

— „Wunderbar — sollte dieser verschlossene Sarg vielleicht noch mehr literarische Schätze, etwa gar den für verloren gehaltenen Nachlaß Knigge's enthalten?" —

Der Officier nickte und zog zwei andere, von Alter, Staub und dumpfer vieljähriger Lagerung mürbe und gelb gewordener Papiere hervor. — — „Hier können Sie Knigge's eigene Handschrift kennen lernen" sprach er — „Sie sehen zugleich daraus, daß es nicht in der Intention oder Ahnung des Mannes gelegen hat, wenn seine Papiere heute nach sechs- und funfzigjähriger Verschollenheit zum ersten Male an das Tages-

licht und in die Hände eines literarischen Mannes gelangen.“—

Eine neue, größere Verwunderung bemächtigte sich der Anwesenden, als wir die zuletzt empfangenen Papiere betrachteten. Sie enthielten eine von Knigge eigenhändig geschriebene testamentarische Verfügung, in welcher nicht nur Alles, was er anonym in Zeitblättern und selbstständigen Büchern herausgegeben hatte, nach Zeitfolge und Oertlichkeit zusammengestellt, sondern auch mit bestimmten Worten über Herausgabe und Nutzanwendung seines literarischen Nachlasses verfügt worden war.

— „Diese Reliquien“ — rief ich erstaunt aus — „müssen Sie mir überlassen — aber wo sind die Schriften, deren der Verstorbene hier gedenkt und an deren einstiger Veröffentlichung er bei Lebzeiten mit Eifer und besonderer Liebe gedacht zu haben scheint?“ —

— „In der alten Kiste“ — antwortete der Officier. — „Doch wären Sie geneigt, diesen alten literarischen Sarg, dessen Oeffnung ich gern einem Andern überlasse, mit allem seinen Brutto-Inhalte als Eigenthum zu erwerben?“ —

Ich zeigte mich sogleich bereit dazu.

„Gut, Sie sollen die alte Kiste haben“ — versetzte der Officier — „ich gestehe Ihnen ein, diese, der Kiste oberflächlich entnommenen Papiere für Sie beigesteckt zu haben, da ich wußte, daß ich Sie hier treffen würde — behalten Sie diese Papiere, ich schenke

sie Ihnen — die alte Kiste soll gelegentlich nachfolgen, da ich sie nicht mehr in der Polterkammer aufbewahren mag und keinen Gebrauch davon machen kann. Ich weiß überhaupt nicht, was Alles darin ist und ob die Mäuse nicht längst die besten Gedanken und berühmtesten Brief-Unterschriften weggenagt haben." —

Ich acceptirte das unerwartete Geschenk mit Dank. — „Klären Sie mich auf" — bat ich — „wie gelangte die alte Kiste mit seinem Inhalte in Ihren Besitz?" — Wie war es möglich, daß die von Buchhändlern, Schriftstellern und späteren Verwandten des Freiherrn veranstalteten Recherchen nach dessen literarischen Nachlasse niemals auf die Spur von der Existenz dieser alten Kiste geleitet haben?"

— „Sie fragen mich zu viel" — erwiderte der Officier — „Der Besitz der Kiste schreibt sich von meinen Jünglingsjahren her — zarte, nicht mitzutheilende Verhältnisse machten mich zum Aufbewahrer und zum Eigenthümer der Kiste — Jahre und Feldzüge, weite Entfernung, neue Zeiten und Vergessenheit ließen mich nicht wieder daran denken; von den Recherchen, die mich hätten wieder daran erinnern können, erfuhr ich nichts — die Kiste war verschollen, sie lagerte unbeachtet in einer Rumpelkammer — erst kürzlich und zufällig stieß sie mir wieder auf, ich griff blindlings diese Papiere heraus, um sie Ihnen zu zeigen, wie gesagt, den weiteren Inhalt kenne ich nicht oder er ist meinem Gedächtnisse entwunden."

Nach dieser Morgenunterredung war beinahe ein Jahr verflossen; ich hatte den gefälligen Officier nicht wieder gesehen und sein Wohnort, den er auf ein Gut im Nachbarstaate zu verlegen gesonnen war, blieb mir unbekannt. Plötzlich aber, und als ich schon im Stillen auf den literarischen Schatz resignirt hatte, traf die alte Kiste, grau, roh, vernagelt, mit Spinngewebe und den Spuren des Mäusefrasses gezeichnet, durch Vermittlung einer dritten Person bei mir ein. Mit Neugier schritt ich sogleich zur Erbrechung derselben und ich gestehe, daß ich die vor heute und fünfzig Jahren hier, sichtlich mit eiliger Hand eingepackten Papiere eines vielgenannten und einst in den siebenziger bis neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts berühmten Verstorbenen, mit feierlichem Gefühle berührte und an das Tageslicht zog. Lag doch hier das geistige Material eines längst vermoderten Mannes vor mir, der nicht nur durch seine Schriftstellerfeder, sondern auch durch seine öffentliche Stellung zum Illuminatenorden, und zu vielen berühmten Persönlichkeiten, so wie durch seine Lebensschicksale selbst, keine untergeordnete Rolle gespielt hatte; — mußte ich doch mit jedem neuen Griffe in die alte Kiste gewärtig sein, die Handschriften berühmter Männer, Documente und Aufklärungen über manche unerklärt gebliebene Handlung und Schicksale Knigge's an das Licht zu ziehen, zumal so viele Motive seines öffentlichen Wirkens und Lebens noch unbekannt geblieben, seine freundlichen und feindseligen Verhältnisse zu

anderen Anterikäten nicht immer enträthselt, seine Anklagen und die ihm selbst zur Last gelegten Beschuldigungen nicht literarisch aufgeklärt worden sind. Man nannte ihn einen unruhigen Geist, der vor seiner eigenen Temperamentshitze nicht zum friedlichen Lebensgenusse kommen konnte; man rühmte seine Uneigennützigkeit, seine aufopfernde Menschenliebe, er selbst klagte oft über Undank, Verkennung und Anfeindung — man erklärte sich seine Unstätigkeit in Amt und Wohnort mit der Unfügsamkeit und Reizbarkeit seines eigenen Wesens, man verwunderte sich, wie er, ein Schriftsteller klugen Lebenskunst, sich selbst so oft in Personen hatte irren und das eigene Temperament nicht beherrschen können — darüber hoffte ich, in der alten Kiste die aufklärenden Belege zu finden.

Die biographischen Nachrichten, welche unsere Literaturgeschichte über Knigge aufbewahrt hat, sind in hohem Grade dürftig; — man weiß nur, daß er am 16. October 1752 zu Bredenbeck, dem väterlichen Stammgute bei Hannover, geboren, daselbst bis zum vierzehnten Jahre mit aller Sorgfalt der vornehmen Welt erzogen und dann mit seinem Vater längere Zeit auf Reisen gegangen ist; daß er ferner nach dem Tode seines Vaters durch Privatunterricht für den Besuch einer Universität vorbereitet wurde und als Studiosus juris im Jahre 1769 die Universität Göttingen bezog. Anno 1772 nahm er bei der hannoverschen Kriegs- und Domainenkammer die Stelle eines Hofjunkers und Assessors

an, sahe sich aber, in Folge der von der väterlichen Wirthschaft und Vermögensverwaltung verursachten grossen Zerrüttung seiner Güter, gezwungen, sein Amt aufzugeben und sich zur persönlichen Aufsicht auf sein Gut Bredenbeck zurückzuziehen. Doch verweilte er hier nur fünf Jahre, trat 1777 als Kammerherr in Weimarsche Dienste, unternahm in dieser Eigenschaft mehre Geschäftsreisen, lebte dann mit seiner Familie zuerst als Privatmann in Hanau, zog darauf 1780 nach Frankfurt am Main, wo er namentlich als Mitglied des Illuminatenordens sehr thätig war und sich dadurch viele Unannehmlichkeiten bereitete. Im Jahre 1783 wählte er Heidelberg zum Wohnorte, lebte daselbst bis 1790, wo er nach Bremen übersiedelte und als hannöverscher Oberhauptmann, wie als Scholarch der Domschule eine Anstellung fand, bis er im Jahre 1796 daselbst, am 6. Mai starb.

Die Eröffnung der alten Kiste konnte dies dürftige literarische Skelet einer Biographie in allen seinen Lücken ausfüllen, das erkannte ich bei der ersten Aufnahme und Durchsicht der zunächst oben liegenden Papiere. Es erfüllte mich dieser Anblick mit demselben Gefühle, als ob ich den Sarg eines Todten öffnete, dessen Züge des Lebens noch erkennbar geblieben waren.

Hier lagen staubbedeckt, vergilbt und von Mäusen theilweise angenagt, die handschriftlichen, geistigen Ueberreste des Mannes, dessen Lieblingsgedanke eine posthume Veröffentlichung dieser Schriften gewesen war, wie

er selbst in seiner testamentarischen Verfügung aus-spricht und der, obgleich nach seinem Tode eine fremde Hand alle diese Scripturen mit unverkennbarer Eile in diese Kiste geworfen zu haben schien, doch sämmtliche Papiere eigenhändig und auf die Pietät der Nachwelt hoffend, für die gewünschte spätere Herausgabe wohlgeordnet hatte. Alle zusammenhängenden und in engerer Beziehung zu einander stehenden Schriften und Briefe waren in Umschlägen und Mappen sortirt und auf jede derselben eigenhändig die Wahrung und Brauchbarkeit für die künftige Veröffentlichung, richtige Beurtheilung und Auffassung seines Lebens und Wirkens, seines Handelns und Schicksales bezeichnet.

Da lagen in der alten Kiste Schriftbündel mit der Aufschrift: „Materialien für meine künftigen Biographen" — oder mit der Notiz: „Belege und Akten zum Beweise, daß ich nicht unnütz für Andere gelebt habe" — — da kamen voluminöse Mappen an das Tageslicht, worauf die Worte standen: „Data zu meinem Streben und meinen Bewerbungen" oder: „Briefe nebst Schriften, die ich anonym schrieb" — und überall wies die Anordnung auf den treu gepflegten Lieblingsgedanken des Verstorbenen hin, daß er nach seinem Tode richtig gewürdigt zu sein und seine ungedruckten oder zerstreuten, anonymen Schriften gesammelt und veröffentlicht zu sehen wünschte.

Leider muß die Jetztzeit dem Verstorbenen die volle

Gewährung dieses Wunsches versagen, denn die sechsundfünfzig Jahre, welche dazwischen liegen, haben das Interesse an den Knigge'schen Schriften bei der Mehrzahl der Lebenden verwischt — anders wäre es gewesen, wenn jene nachgelassenen Schriften nicht die gewaltsame Einsargung in diese alte Kiste erlitten hätten und im Anfange unseres Jahrhunderts erschienen wären, da hätten sie Sensation, Aufregung und weitgreifende Unruhe hervorgerufen, da die Personen, welche durch jene Schriften angenehm oder verwundend berührt werden, noch zum größten Theile lebten und dem damaligen Zeitgeiste unterworfen waren.

Es giebt aber im Leben eines berühmten oder bekannten Mannes gewisse Documente, briefliche und handschriftliche Aktenstücke, welche *für alle Zeiten* ihre Bedeutung behalten und das Interesse an Personen oder Sache nicht erkalten lassen, indem sie den Charakter schärfer hervorheben, Aufschlüsse über öffentliche Zustände der äußeren und inneren Angelegenheiten einer begrabenen Generation darbieten, Verhältnisse der Personen und Handlungen zu einander aufklären und das spätere, literarhistorische Urtheil über den Werth des Menschen, seiner Schriften und seiner Umgebung rattificiren. Und *nur an solchen Inhalt* der alten Kiste werde ich mich in diesen Mittheilungen halten und denselben diesem Buche einverleiben, das man als ein *literarisches Denkmal* Knigge's betrachten wolle.

Außer den zahlreichen, noch ungedruckten Manu-

scripten und den von Knigge eigenhändig abgeschriebenen, in Zeitschriften, namentlich Nicolai's allgemeiner Bibliothek, erschienenen Kritiken und Aufsätzen, finden sich aber die bemerkenswerthen Akten des damals in weiten Kreisen mit lebhaftestem Interesse verfolgten Injurienprozesses mit dem Hofrathe, Ritter von Zimmermann vor, die ein aufklärendes Licht auf die betreffenden Persönlichkeiten und Zustände der Zeit werfen; ferner die Aktenstücke, welche sich auf die Lebensschicksale Knigge's selbst beziehen und Vieles enthüllen, was in den äußeren Ereignissen seines Strebens und Ringens oft als Handlungen eines unruhigen Geistes erschienen und beurtheilt worden sind. Die Gelegenheitsschriften lassen uns in sein Privatleben und sein Verhältniß zur Gesellschaft blicken, während eine große Zahl von Briefen, sowohl von Schiller, Lavater, Klopstock, de Luc, Schlegel, Bürger, Großmann, Schröder, Unzer, Michaelis, Nicolai, Meimarus ꝛc. als auch von Staatsmännern und schlichten Privatleuten, nicht nur seine wahren Beziehungen zu den hervorragendsten Geistern seiner Zeit, sondern auch die Menschenliebe und verbreitende Dienstfertigkeit verrathen, womit er, der selbst nicht in glänzenden Verhältnissen lebte, in Nähe und Ferne Helfer, Fürsprecher, Freund und Opferbringer war.

Einen interessanten Theil dieser Briefe bilden die freimaurerischen namentlich von Schröder

und Bode — und die Illuminaten-Correspondenz, letztere namentlich dadurch, daß die dem Orden angehörigen Personen, die einen geheimen Bundes- und Brudernamen führten und ihren wahren, bürgerlichen Namen der Oeffentlichkeit entzogen, hier vor dem Eingeweihten und Mitbruder Knigge ihr Geheimniß fallen ließen und die Larve vom Antlitze nahmen. So hat mir diese alte Kiste denn verrathen, welche Personen eigentlich hinter den, einst eine geheime Auctorität bergenden Illuminaten-Namen: Hercules, Friedericus a Stella, Polari, Agesilaus, Paracelsus, Ovid, Haephestion, Cato, Syracus, Philo, Propertius, Camillus ꝛc. versteckt waren. Ich fühle mich nicht berufen, derartige Geheimnisse, deren Bedeutung, mit sammt dem ganzen Illuminaten- und Freimaurerthume des vorigen Jahrhunderts, ohnehin für unsere Jetztwelt völlig gleichgültig geworden ist, zu verrathen und betrachte diese Briefe nur als Curiosa einer in Sturm und Drang auf Weltverbesserung sinnenden, aber leidenschaftlich ausschweifenden und in Selbsttäuschung untergegangenen Zeitperiode unseres deutschen Culturlebens.

Ein rührendes Lebensbild der Vater- und Gattenliebe, der Familiensorge und des fast fieberhaften Strebens, die Form, welche damals die Welt beherrschte, als Menschenkenner und Aristokrat zu erfüllen, liefern die Briefe, welche Knigge an seine Frau und Tochter geschrieben hat und in großer Zahl in dieser

alten Kiste eingesargt wurden. Hier — in diesem Briefblättchen, liegt noch, von seiner Hand in glücklicher Stunde gebrochen, eine welke Blume, oder ein tricolores Band mit der feurigen Bemerkung, dasselbe am Jahresfeste der französischen Revolution in großer Gesellschaft zu Hamburg getragen zu haben — jener Brief enthält bittere Klagen über seinen eigenen Mangel, Lehren der Erziehung und eine fast eifersüchtige stets mäkelnde und unzufriedene Kritik der Handlungen seiner jugendlichen Tochter, die er gern zum sichtbaren Ideale seiner Ansicht von formeller Menschenbildung verwirklicht gesehen hätte und deren natürliche Jugend er deßhalb quälte und ängstigte; ein anderer Brief ergießt sich dagegen in herzlicher Vaterliebe oder in edlen Trostworten für ein um ihn besorgtes oder trauerndes Herz — während wieder ein anderer Brief einem Commentare zu seinem Werke über den Umgang mit Menschen gleicht und, in subjektiver Unmittelbarkeit, Ansichten, Erfahrungen und Täuschungen ausdrückt.

Die in der alten Kiste aufgefundenen Documente, welche Knigge mit der schriftlichen Bemerkung hinterließ, daß sie seinen spätern Biographen als Material und Beweis für die moralische und ehrenhafte Tendenz seiner Ansichten, Handlungen und Bestrebungen dienen sollten, werde ich, soweit Discretion und Verjährung es gestatten, in denjenigen Aktenstücken und brieflichen Commentaren hier veröffentlichen, worin uns Knigge als ringender Mensch, als Diener des Staates, als

Familienhaupt und Menschenfreund begegnet, und zugleich die Personen in das Licht objektiver Beurtheilung treten, welche ihn entweder achteten oder verkannten, und auf seine Stimmung und Schicksale nicht ohne Einfluß geblieben sind.

Daß er, trotz seiner öffentlichen Stellung als vielgelesener Schriftsteller, als Glied einer höheren, gesellschaftlichen Standes-Sphäre, als Freund vieler angesehener Männer und selbst als Beamter ein Mann von Einfluß, der vielen Anderen aus dem Adels- und Bürgerstande hohe und niedere Aemter vermitteln half — dennoch selbst Sorge um seinen Lebensunterhalt gehabt hat, liegt in zwei Ursachen begründet, von denen die eine bekannt ist, die zweite aber recht überzeugend aus den zahlreichen Briefen hervorleuchtet, welche in der alten Kiste aufgehäuft lagen. Dieser zweite Grund seiner öfteren Verlegenheit machte seinem Herzen große Ehre, denn Hunderte von Briefen hülfsbedürftiger Personen hat er hinterlassen, worin ihm für Unterstützungen der beissteste Dank von Fremden, Freunden, Gelehrten, Künstlern, Wittwen und Waisen gezollt wird.

Aus den Schriften und Briefen, welche vernehmlich eine literarische Bedeutung haben und hier mitgetheilt werden sollen, wird man aber auch erkennen, wie der Einfluß seiner persönlichen Verhältnisse sich in seinen literarischen Leistungen geltend machte und er niemals ganz frei davon wurde, was spätere Kritiker seiner Schriften an ihm tadelten, aber in einem weit milderen

Lichte erscheint, wenn man Einsicht davon genommen hat, wie das Leben und dessen Verhältnisse, einem stürmischen Meere gleich, seine Wogen über dem Fortstrebenden zusammenschlugen und er eigentlich immer auf bewegtem Boden und mit unruhigem Gemüthe die Feder geführt hat. Diese eigene Unruhe, reizbare Reizbarkeit und vorherrschende Sensibilität seiner Seele zieht sich auch in seinen Privatbriefen kund, von denen ich solche mittheilen werde, welche zum Belege dieser Behauptung und zur richtigen Beurtheilung seiner Stimmungen dienen können.

Schließlich mache ich noch Handschriftensammlern die Notiz, daß sich in der alten Reise viele Autographen befinden, welche eher eine Stelle in einer Sammlung, als in diesem Buche zu erhalten verdienen.

II.

Das literarische Testament.

In diesen Bänden habe ich meine sämmtlichen Schriften zusammenbinden lassen. Noch nicht gedruckte, doch fertig gewordene Aufsätze, fliegende Blätter und einzelne, in periodische Blätter eingerückte Abhandlungen befinden sich in meinem Schreibtische, in einem Paquete mit der Aufschrift: Zum Drucke fertig liegende Manuscripte. — Daselbst sind auch meine musikalischen Compositionen. Ich will bei meinen Lebzeiten keine Sammlung meiner sämmtlichen Werke herausgeben, wohl aber, wenn ich Muße, Laune und Gesundheit behalte, nach und nach zu kleinen Zusätzen, Verbesserungen und Ausfeilungen die Hand anlegen. Wenn ich dann sterbe, so kann vermuthlich, durch die Herausgabe meiner Schriften, für meine Tochter ein Capitälchen gewonnen werden. Viele Menschen haben gern gelesen, was ich geschrieben habe. Meine Schicksale haben Aufsehen und Interesse erweckt. Ich habe viele zerstreute

Freunde und werde deren wahrscheinlich noch mehre haben, wenn ich nicht mehr lebe. Es müßte also nach meinem Tode der Vormund meiner Tochter dafür sorgen, daß ein guter Schriftsteller, der mein Freund wäre, etwa Unzer, Cramer, Schröder oder Nicolai*) eine Subscription zur Herausgabe meiner sämmtlichen Werke eröffnete. In der Ankündigung müßte dem Publiko an's Herz gelegt werden, daß hier weniger von einen Gewinnst für die Literatur, als von einer Wohlthat, die man der auf himmelschreiende Art gedrückten Familie eines guten, unglücklichen Mannes erwiese, die Rede sei. Lebt Großmann noch, so wird der treulich helfen. Das Werk müßte auf Kosten meiner Tochter gedruckt werden. Voran käme etwa mein Bildniß von Gans gestochen, wie es vor dem Jahrbuche für die Menschheit steht; dann ein Auszug aus meiner Lebensgeschichte, nach Anleitung meiner Tagebücher, wie ich in meinem Testamente verordnet habe. Dann unter meinen jugendlichen Arbeiten wohl nichts, als das allgemeine System für das Volk; dann meine Romane nach der Reihe; dann Alles, was ich über geheime Verbindungen geschrieben habe, mit Ausschließung der unbedeutenden Uebersetzungen. Dann andere Werke, als: über den Umgang mit

*) Die Namen Campe, Trapp und Lavater sind im Originale mit anderer Dinte, also in späterer Zeit angestrichen. Anmerk. d. Herausgebers.

Menschen, dann dramatische und dramaturgische Schriften, dann Predigten, dann die kleinen Schriften und die Aufsätze in dem Journale aus Neustädt ꝛc. nach Fächern geordnet, als: Gedichte über Erziehung, philosophische Abhandlungen, Satyren und Schilderungen, über Musik u. s. w. Endlich die besten unter meinen musikalischen Compositionen, als: Lieder, Clavierstücke ꝛc. — Die Ausgabe könnte so eingerichtet werden, daß auch jedes Werk einzeln verkauft würde. Für die Ankündigung aber müßte früh gesorgt werden, damit nicht etwa ein gewinnsüchtiger Buchhändler zuvorkäme. Da ich auch alle meine, für die allgemeine deutsche Bibliothek verfertigten Recensionen aufgehoben habe, so wären aus diesen solche, die allgemeine Gegenstände der schönen Wissenschaften und Künste betreffen, nicht unnütz und auszuziehen. Alles muß durchaus revidirt werden. — Mein Freund Weber übernimmt wohl die Auswahl und Correctur meiner musikalischen Werke.

Bei meinen Romanen bitte ich vorzüglich die Vorrede zu dem dritten Theile von Mildenburg zu beherzigen. Sie ist mit Vernunft geschrieben und erläutert meine Zwecke.

Ich mache gegen keinen redlichen Menschen ein Geheimniß aus dem, was ich geschrieben habe und leugne nie ein Wort von dem ab, was aus meinem Munde oder meiner Feder gekommen ist; allein da doch in un-

seren Zeiten ein unnöthiges und ungefordertes Geständniß von der Art leicht Verdruß bringen kann, so ersuche ich, mit diesem Verzeichnisse vorsichtig umzugehen.

Ueber ein Paar Bände jugendlicher Versuche schweige ich. Sie haben keinen Werth und hätten füglich ungedruckt bleiben können.

Romane.

Der Roman meines Lebens in 4 Theilen. Die 3. Auflage ist 1783 herausgekommen. Es ist ein rhapsodisches Werk, ohne Einheit des Plans. Einzelne Stellen verrathen Anlage, aber das Ganze ist der guten Aufnahme unwerth, die ihm zu Theil geworden ist.

Geschichte Peter Clausens, in 3 Theilen. Die 2. Auflage ist 1794 gedruckt. Ich besitze eine französische, englische und holländische Uebersetzung davon. Die Letztere ist die beste.

Geschichte Ludwigs von Seelberg, in 3 Theilen. Frankfurt bei Andreä 1787.

Geschichte des armen Herrn von Mildenburg, in 3 Theilen. Hannover, bei Schmidt, 1789.

Das Zauberschloß, oder Geschichte des Grafen Tunger. Hannover, bei Ritscher, 1791.

Die Reise nach Braunschweig, ein komischer Roman. 2. Aufl. Hannover, bei Ritscher, 1791.

Geſchichte des Amtmanns Gutmann. Hannover, bei Ritſcher, 1791.

Alle dieſe Romane ſind in das Holländiſche überſetzt, wie faſt alle meine Schriften.

Moraliſche, philoſophiſche und politiſche Schriften.

Sechs Predigten gegen Deſpotismus. Frankfurt, bei Andreä, 1783. Sind in das Italieniſche überſetzt.

Sechs Predigten über Demuth. Heidelberg, bei Pfähler, 1783.

Sechs Predigten über Troſt im Leiden. Frankfurt, bei Andreä, 1788.

Ueber den Umgang mit Menſchen in 3 Theilen. Fünfte Auflage. Hannover, bei Ritſcher, 1796. Von den Ueberſetzungen dieſes Werkes ſcheint mir die däniſche des Herrn Faber die beſte.

Ueber Eigennutz und Undank. Leipzig, bei Jacobäer. 1796.

Geſchichte der Aufklärung in Abyſſinien, in 2 Theilen. Göttingen, bei Dieterich. 1791.

Politiſches Glaubensbekenntniß von Joſeph von Wurmbrand. Hannover, bei Helwing, 1792.

Rückblicke auf den Krieg. Copenhagen, 1795.

Manifeſt einer nicht geheimen Verbindung. Wien, 1795.

Beitrag zur neueſten Geſchichte des Freimaurer-Ordens. 1786.

Ueber Jeſuiten, Freimaurer ꝛc. 1781.

Philo's Erklärung, ſeine Verbindung ꝛc. betreffend. Hannover, bei Ritſcher, 1788.

Auszug eines Briefes, die Illuminaten betreffend. Leipzig, bei Schäfer, 1794.

Neueſte Beiträge zur Geſchichte der Jeſuiten. Hamburg, 1781.

Brief eines Reiſenden, Jeſuiten-Gift ꝛc. betreffend. Amſterdam, 1781.

Maria zu Dorfen ꝛc. über Jeſuiten. 1782.

Satyriſche Schriften.

Des ſeligen Schaafkopf's Papiere. Breslau, 1792.

Ueber Friedrich Wilhelm, von Maywark Reſenmacher. 1788.

Reiſe nach Fritzlar, von Spießglas. 1794.

Vermiſchte Schriften.

Journale aus Neſtädt. 3 Stücke, 1785 — 86.

Briefe auf einer Reiſe aus Lothringen. Hannover, bei Ritſcher. 1793.

Ueber Schriftſteller und Schriftſtellerei. Hannover, bei Ritſcher. 1793.

Ueber den Büchernachdruck. Hamburg, bei Hoffmann. 1792.

Eine Deduction für den Kaufmann Delius contra Heymann und Zelle. Bremen. 1796.

Theatralische Schriften.

Sammlung ausländischer Schauspiele. 2 Theile. Heidelberg, bei Pfähler. 1781—85.

Dramaturgische Blätter. 3 Quartale; Hannover, bei Ritscher. 1788—89.

Von musikalischen Compositionen habe ich nichts herausgegeben, als sechs schlechte Clavier-Solo's.

Uebersetzungen.

Abhandlung über die allgemeine Zusammenkunft der Freimaurer. 1781.

Versuch über Freimaurerei; aus dem Französischen. 2 Bände. 1785.

Ueber das gesellschaftliche Leben; aus dem Holländischen. Hannover, bei Ritscher. 1790.

Fortsetzung von Rousseau's Bekenntnissen; 2 Theile, Berlin bei Unger. 1790.

Berchtoldt's Anweisung für Reisende; aus dem Englischen. Braunschweig, 1791.

Antrechau, von der Welt, mit einer Vorrede von Reimarus, Hamburg, bei Bachmann. 1794.

Zwei Opern: „le nozze di Figaro“ und „il talismano“ aus dem Italieniſchen. 1788—89.

Ueber den Urſprung des Despotismus; aus dem Franzöſiſchen. 1794.

Zerſtreute Aufſätze.

Verſchiedene theatraliſche Aufſätze von mir ſtehen in einem Journal, das der Profeſſor Klein in Mannheim herausgab.

Pädagogiſche Aufſätze in dem Jahrbuche für die Menſchheit. Im „Schleswig'ſchen Journal“ und im „Genius der Zeit“ ſind meine Aufſätze mit A. unterzeichnet.

Seit 1779 arbeite ich ununterbrochen an der allgemeinen deutſchen Bibliothek. Meine Zeichen ſind: G. Nr. Jz. Jtg. Eg. Pk. (Abwechſelnd.)

Mein Vater hat geſchrieben:

Dissertatio inauguralis de natura et indole exsterorum in Germania; Gottingae 1747.

Commentatio academica de habitu religionis ad gentas. 1745.

Meine Tochter hat geſchrieben:

Verſuch einer Logik für Frauenzimmer. Swift's Leben; aus dem Engliſchen überſetzt.

III.

Originalbriefe an Knigge,

vermischten Inhalts.

1.

Mannheim, den 14. April 1784.

Sehen Sie es als eine schriftstellerische Eitelkeit an, daß ich Sie nunmehr beim Worte fasse und Sie zu *Kabale und Liebe* einlade. Wenn mir nicht an einigen angenehmen Augenblicken, die ich bei dieser Gelegenheit in Ihrer Gesellschaft gewinne, zu viel gelegen wäre, so würde ich mir diese Freiheit niemals erlaubt haben.

Sollten Sie vielleicht auch ein Zeuge des unglücklichen Brandes gewesen sein, der die Erwartung des Herrn Hammers in die Luft genommen, so bedauerte ich mich, Sie verfehlt zu haben; desto willkommener wird es mir sein, wenn Sie *morgen* meinen schulichen Wunsch befriedigen und meinem Stücke einen vorzüglichen Humor mehr gewähren werden. In ungeduldiger Erwartung Ihrer und Ihrer Freunde Gegenwart verharre ich hochachtungsvoll

Ew. Hochwohlgeboren

ganz gehorsamster

Schiller.

2.

Göttingen, den 27. Mai 1790.

Das ist zwar ganz gut, vielgeliebter Herr, daß Sie aus des Priesters Johannes Lande zurückgekommen sind und nun Glückwünsche annehmen können, allein andere Leute möchten nun auch erst mit dem Seckel angekommen sein, wenn ein gedeiblicher Handel zu Stande kommen soll. Freund Dieterich*) wird zwar in dieser Woche alle Tage von Leipzig zurückerwartet, allein zwei Stunden vor Abgang der Post, da ich dies schreibe, ist er noch nicht eingetroffen. Er scheint noch in Gotha herumzujunkeriren.

Mir soll es ungemeines Vergnügen machen, ihm sogleich bei seiner Ankunft mit meinem Creditiv in den Weg zu treten und das Geschäft wo möglich in der ersten Audienz zu Stande zu bringen. Wenn es ihm nicht entweder im Kopfe oder im Beutel fehlt, so denke ich, wird er ohne viel Federlesens frisch einschlagen. Sie dürfen baldmöglichster Nachricht deshalb entgegen sehen.

Ich habe in den verwichenen Osterferien eine anmuthige Reise durch die Pfalz in's Würtembergische gemacht, um zur Geschichte unseres Parnassus eine Anekdote beizutragen, die ganz originell und einzig in ihrer Art ist, seit Palmen, Lorbeeren und Eichen grünen.

*) Buchhändler in Göttingen.

Ein Schwabenmädel, verliebt in meine Poeteréien und durch einen natürlichen Uebergang auch in mich, hat in poetischem Scherz um mich angehalten und ich — heirathe das Mädel in schlichtem, prosaischem Ernste. Künftigen Michaelis hole ich sie heim. Haben Sie dann etwas nach Heidelberg zu bestellen? Beim Anblicke jener romantischen Gegenden gedachte ich Ihrer sehr oft und lebhaft. Wie war es Ihnen möglich, sich von da loszureißen?

Wie viel Quadratschuh Manuscript hat Freund K. sich zum täglichen Pensum vorgesetzt? — Unsere Schreibgeschäfte rücken jetzt kaum nach Zollen und Linien fort, denn wir trinken Melken und

Der Löwenzahn, den Friedrich genommen,
Steht unsrer Schwachheit trefflich an. —

Daher fällt auch, trotz aller Narren- und Plauderlust unser Briefchen so diminutivisch aus.

Wir schließen mit Gruß und Fürbitte, daß der Himmel Ew. Hochwohlgeboren Waarenlager vor allem Unfall, als da sind: Feuersbrünste, Ueberschwemmungen aus umgestoßenen Dintefässern, Ratten-, Mäuse- und Mottenfraß u. s. w. in Gnaden bewahren und Deren Geschäfte bei eben so übrigen Fingern, als sedaten Lenden, bis über den nächsten und alle künftigen erfreulichen Geburtstage glücklich und glorreich hinausführen wolle.

Die Prachtausgabe meiner Gedichte wird, jedoch

ubsque lucro für mich, mit Kummer und Noth wol noch zu Stande kommen. Ein halbes Dutzend Nachdrucker aber sollen sich, wie ich höre, bisher ganz gut dabei gestanden haben.

G. A. Bürger.

3.*)

Göttingen, den 17. Juni 1790.

Hochwohlgeborener Herr,
Gnädiger Herr Baron!

Schon längst habe ich mich gewundert, daß Ew. Hochwohlgeboren Ihren alten Hauspatron so bald vergessen gehabt; endlich erhalte ich durch den Herrn Professor Bürger eine gütige Nachricht von Ihnen, daß ich Ihre Hebamme werden soll.

Der Preis ist freilich etwas bitter und die Nachdrucker gewinnen dabei, sobald etwas Beifall findet.

Die Materie gefällt mir; nach Ihrer bekannten Laune im Schreiben glaube ich, daß dieses Werkchen Beifall finden wird, aber warum wollen Sie nicht Ihren bekannten Namen dazu hergeben? Ferner will ich

*) Die im Bürger'schen Briefe angedeutete Sache mit Dietrich findet in diesem Briefe ihre weitere Erklärung. Es handelt sich um das anonym erschienene Werk: „Die Aufklärung in Abyssinien." A. d. H.

hoffen, da ich Alles hier der Censur übergeben muß, daß sie solches billige.

1. Das Buch soll nach Dero gütiger Vorschrift nicht enger in dem nämlichen Format gedruckt werden, wie Dero „Umgang mit Menschen."

2. Für den gedruckten Bogen, wenn Ew. Hochwohlgeboren nicht anders können, zahle ich 10 Thlr. in Geld und 12 Exemplare frei auf holländischem Papier.

3. Für die zweite Auflage zahle ich die Hälfte, nämlich à Bogen 5 Thlr.

4. 20 Pistolen zahle ich bei Erhaltung der ersten Lieferung vom ersten Theile.

5. Bei Erhaltung des Restes vom ersten Theile zahle ich wiederum 20 Pistolen baar und eben so erfolgt die Zahlung beim zweiten Theile und so wie der Rest des zweiten kommt, wird gänzlich abgerechnet.

Dieses wäre also unser Contract.*) Ich werde aber wohl für meine Person, da die Michaelismesse nicht bedeutend ist, nicht eher, als Ostern Gebrauch davon machen können. Uebrigens habe ich das Vergnügen, hochachtungsvoll zu verharren ꝛc.

J. C. Dieterich.

---

*) Wird hier als Beleg mitgetheilt, daß das genannte Werk wirklich von Knigge herstammt, was vielfach bestritten worden ist.

M. d. H.

4.

Göttingen, den 13. August 1790.

Mein Versprechen zu halten, habe ich keinen Posttag versäumen wollen, nachdem ich gestern den Anfang von dem versprochenen Manuscripte erhalten, Ihnen sogleich eine Anweisung von 100 Thlr. Wechsel auf Buchhändler Hoffmann in Hamburg zu übermachen.

Ich sollte denken, daß die Censur Ihr Werk passiren ließe und habe den Herrn Hofrath Lichtenberg gefragt, welcher hin und wieder darin geblättert und Ihnen sein Compliment machen läßt und dabei wünscht, daß Ew. Hochwohlgeboren öfters Dero glückliche Laune anbringen möchten, welche ihm wohl gefiel. Ueber die Nachdruckergesellschaft hat er sehr gelacht.

Uebrigens wünsche ich sehr viele vergnügte Tage in Hamburg und verbleibe lebenslang ꝛc.

J. C. Dieterich.

5.

Göthe's Mutter an Frau von Knigge.

Frankfurt, den 23. Juni 1789.

Gnädige Frau!

Ich finde mich sehr geehrt, daß meine gnädige Frau sich meiner Bekanntschaft noch in so freundlichen

Ausdrücken erinnert haben; nicht weniger schmeichelt mir das Zutrauen, welches Dieselben in mein Verwert zu setzen die Güte hatten. Ich habe die Sache aufs Beste eingelenkt und besorgt, zweifle auch keineswegs an baldigen und vergnüglichen Nachrichten. Wenigstens bin ich fest überzeugt, daß mein Sohn sich das größte Vergnügen daraus machen wird, Dero Herrn Gemahl, dessen Verdienste um die Gelehrsamkeit sowol, als um die Menschheit längst von allen Rechtschaffenen anerkannt und verehrt sind, zu nützen. — Empfehlen Sie mich diesem würdigen Manne und glauben, daß ich in Wahrheit bin, gnädige Frau, Dero gehorsamste Dienerin und Freundin

Elisabetha Göthe.

6.

Zürich, den 19. Februar 1783.

Ich habe, mein lieber Knigge, Ihren vertrauungsvollen Brief diesen Abend erhalten und soll Ihnen billig dafür danken. Wem soll ich an die Güte und Reinheit Ihrer Absichten glauben. Aber mit der Offenheit und Redlichkeit, die ich, will's Gott, bis zum letzten Odem behalten will, muß ich Ihnen sagen, daß ich auf alle solche weitaussehende, menschliche Machenschaften, Reformationspläne und künstliche, lichtscheue Maschinen, das Menschengeschlecht zu verbessern, als Christ und

Psychologe nicht viel, und Ihnen vorauszusagen mich verpflichtet halte, daß dabei nichts Reelles herauskommen wird.

Gut, und dem Herzen eines Jeglichen Ehre machend, ist das Bestreben, bessere und frohere Menschen zu bilden, aber ich zweifle sehr, ob etwas Anderes, als die erwartendste, versuchendste Bescheidenheit, Planlosigkeit, Anlaßbenutzung, diesen Zweck, wenn er je erreichbar ist, erreichen könne? Dies ist meine, bis zur Intuition gewisse Ueberzeugung, deren Gründe und Ingredienzien ich zu zerlegen nicht Zeit habe, die ich aber keinem Menschen beizubringen mich vermesse .... obgleich ich sicherlich weiß, daß Sie in reifen Jahren eben so denken werden. —

Jede, der Zahl nach unbestimmte Gesellschaft, die auf das Universum wirken will, zerstört sich selbst. —

Jede Gesellschaft, deren Zweck ist: Vermehrung der Mitglieder, ist — aus dem Geiste der Welt. — Nun ist anfangs bei jeder guten Gesellschaft Gutes der Zweck, nachher die Vermehrung der Mitglieder — und in diesem Zwecke ersäuft sich allemal der erste Zweck und Geist. — Noch einmal — zehn Jahre Erfahrung — und Kunde aller Orden und Gesellschaften — und Sie werden mir Beifall geben.

Abhalten will ich Sie nicht. Irre machen auch nicht. Bleiben Sie Ihrer Ueberzeugung getreu. Thuen Sie das Beste auf die beste — und simpelste — Weise, so individuell, so unhinaussehend, so lokal, so temporell,

so planlos wie möglich. Möcht' ich Ihnen freilich mit dem Ansehen eines Orakels zurufen! Weil ich aber Erde von Erde, ein armer Sünder von armen Sündern bin, wie kann ich, ohne Beruf Sie zu lehren, mir von einem solchen Worte was versprechen? Für mich sag' ich nur: „Ich bin aller Wirksamkeit auf Andere, die Plan hat und Jünger sucht, mehr als allen Verbrechen abgestorben und mir scheint sie vanitas vanitatum."

Was nicht erweislich göttlich ist, wird nie bestehen. Und Alles, was auf Beherrschung des menschlichen Geistes abzweckt, ist nicht göttlich. Gott selbst respektirt den freien Willen des Menschen so, daß er ihn auf keine Weise zwingt. So, wie Er ihn bestimmt, ist, deucht mir, sein Monopolium, sein Regale, das ohne Verletzung seiner höchsten Majestät nicht angegriffen werden darf. — Auch glaub' ich sicherlich, daß der beste Mensch sein Bestes, Einfalt und Kinderſinn verliere, sobald er einen geheimbestimmenden Plan hat, auf Viele zu wirken oder Sammlung Vieler zu bewirken. Das sind einige Gründe, mein Lieber, die mich ganz fest machen, allem Einwirken und Mitwirken in förmliche Gesellschaften, deren Zweck Vermehrung ist oder werden muß, mit der religiösesten Gewissenhaftigkeit zu entsagen. Ich war Ihrem Vertrauen zu mir dies Vertrauen schuldig. — Mit tausend Fehlern beladen muß ich mich vor Gottes Richterstuhl hinwerfen, — aber zu diesen tausend Fehlern möchte ich nicht noch den — beifügen — mich zu vermes-

sen, ein geheimer, planhabender Reformator des ohne Gott unreformirbaren Menschengeschlechts zu sein. —

Und nun, mein Lieber, noch eine Bitte und eine Frage, auf die ich keine Antwort zu verlangen mich für verpflichtet halte.

Eine Bitte — die ich in den Mund Ihrer Gattin niederlege, damit sie berufsmäßiger, gefälliger, wirksamer werde. — „Hüten Sie sich doch in allen Ihren Schriften vor allen Stichelein, scharfen Urtheilen, lieblosen Behandlungen aller Menschen, Staaten, Höfe, Städte, die Ihnen entweder Gutes oder Böses oder Nichts gethan haben!"

Sie schaden sich und der guten Sache dadurch unendlich — denken Sie doch immer an das Wort unsers Herrn: Richtet nicht, damit Ihr nicht gerichtet werdet. Mit welchem Maaße Ihr messet, damit wird Euch wiederum gemessen werden.

Und dann eine Frage — aber keine Antwort.

Haben Sie die Vorrede zu den Pflichten des G. u. N. T. alten Systems gelesen? Gottes heiliger Geist leite Ihr Herz, das Allerbeste zu thun, was Sie gethan zu haben noch freuen wird, wenn der Himmel und die Erde vor dem Angesichte des Ewigen entflohen sein werden.

J. C. Lavater.

7.

Zürich, den 13. Juni 1783.

Eher als jetzt, lieber Knigge, und jetzt nur kurz, kennt' ich nicht antworten.

Was ich zur Abwendung eines Mißverständnisses zu sagen sehr nöthig finde, ist dies. — Durchaus nicht will ich Sie von aller Thätigkeit abhalten — nur von einer, aus geheimen Plänen fließenden Reformationsthätigkeit. Nur in Ansehung des Schicksals, nicht in Ansehung Ihrer Kräfte sollen Sie Quietist sein.

Nur das Wirkenwollen nach Plan auf's Ganze und das Aneinanderketten freier Wesen durch geheime Mittel kann und will mir nicht einleuchten; und ich weiß auch mit einer Sicherheit, die der prophetischen nahe kommt, voraus, daß aus allen solchen Machenschaften nichts Solides und Festes herauskommt. Dies Vorausſagen gründet sich auf Menschenkenntniß und Erfahrung.

Nein! Lieber! „Nicht zum Speculiren, zum Wirken ist diese Welt" — wie Sie sagen, aber: zum hindereinfältigen Wirken, zum Wirken in einem bezeichneten Kreise, in welchen wir gestellt sind.

„Alles, was wir mit gutem Herzen thun, ist Gott gethan" — auch wahr — aber nur das Herz ist gut, oder nur insofern gut, das keine Absicht hat, die es

verbergen darf, das keine Mittel braucht, die nicht Jedermann gesagt werden dürfen.

„Planlos nur erwarten und nicht handeln" — wer kann das billigen? Aber planlos den Beruf zum Gebrauche seiner Kräfte erwarten und diese begierig ergreifen und treu brauchen — wer kann das mißbilligen?

Ein Bösewicht kann Tausende vergiften — ein edler Mensch Tausende besser stimmen — am Meisten durch planlose, gottzugehorsame Wirksamkeit.

Daß Sie anonyme Schmähschriften nicht achten, ist recht; doch wünsche ich, zur Erläuterung Ihres Sinnes, daß Sie die — obgleich schlechtgeistige Vorrede läsen.

Wohl sechs Wochen blieb dieses Billet liegen. Ich unterschrieb es in Basel.

Lavater.

8.

Zürich, den 26. September 1789.

Lieber Knigge. Ich erinnere mich durchaus nicht, Jemandem gesagt zu haben, daß Sie Jesuite seien, wohl aber, daß ein gewisser erzjesuitischer Antijesuit in meinem Zimmer gesagt hat, Ihnen gesagt zu haben: „Ich bin nicht sicher, daß Sie nicht katholisch sind." — Dieser Erzhändelstifter, Verleumder, Anekdotenjäger und Projektmacher ist mir aber so stinkend geworden, daß ich ihm auch nicht weiter eine Sylbe glauben kann.

Ein lächerlicheres Gewinsel, wie das, ist von Himmel und Erde noch nicht gehört worden. Man hat mich, den leichtgläubigsten aller Sterblichen, zum ungläubigsten an Allem, was Anekdote heißt, gemacht. Ich werde gewiß kein Wort mehr, auch von Andern über Sie aussprechen, das Ihnen nachtheilig sein könnte. Ich wüßte schlechterdings nichts dieser Art gesagt zu haben, als: „der und der wollte v. Knigge auch zum Jesuiten machen" — nämlich Einer, der mich auch dazu machte.

Wenn Sie den Verfasser der Enthüllung kennen und ihn nennen dürfen, so wünschte ich seinen Namen zu wissen.

Lavater.

9.

Hamburg, den 13. Januar 1791.

„Sie wissen einmal (schrieb ich vor Kurzem in einem nothwendigen Briefe), daß ich an der Krankheit des Nichtschreibens jämmerlich darniederliege, also kein Wort weiter von diesem Greuel." — Das wußten auch Sie, lieber Knigge, und gleichwohl sind Sie so grausam, mich gerade wegen des Nichtschreibens grausam zu nennen. Weil ich denn das einmal sagen muß, nun, so will ich denn ebenein auch rachsüchtig sein, und Ihnen die bittersten Vorwürfe darüber machen, daß Sie

sich als Nichtverfasser des „Barth's mit der eisernen Stirn" den Leuten haben anzeigen wollen.

Nun ist meine Rache abgekühlt und ich freue mich von Herzen, daß Sie wieder besser sind. Schreiben Sie mir doch (nämlich wenn Sie Lust und Laune dazu haben; aber wenn Sie die nicht haben, so thuen Sie es ja nicht), wie es Ihnen in Oldenburg ergangen ist, vornämlich aber, wie Ihnen die Begräbnißkapelle gefallen hat. Der Herzog hat mir aufgetragen, ihm Grabschriften zu machen und ich habe sie ihm gestern geschickt. Sie sollen sie nächstens von mir bekommen. Seien Sie gerecht oder ungerecht gegen mich; ich bin gleichwohl der

Ihrige

Klopstock.

10.

Hannover, den 30. Mai 1765.

Mein lieber Junker!*)

Endlich erhalten Sie die von mir verlangten Anmerkungen zu Ihrer Schrift, worinnen Sie die Lehre

*) v. Knigge hatte im Jahre 1765, also als dreizehnjähriger Jüngling, zum ersten Male die Feder als Schriftsteller geführt und ein Manuscript: „die Lehre von Gott" vollendet, welches er dem berühmten J. A. Schlegel zur Begutachtung vorgelegt hatte. Dieses Manuscript befindet sich gleichfalls in der alten Kiste und daneben folgender Brief von J. A. Schlegel. A. v. H.

von Gott vorgetragen haben. Spät genug, aber Sie wissen selbst, oder werden doch wenigstens mir leicht glauben, daß dieser Verzug andere Ursachen, als eine Trägheit meines Willens, Ihnen zu dienen, gehabt habe.

Ich kann nicht unterlassen, Ihnen, ehe ich meine Anmerkungen mittheile, nochmals das Vergnügen zu bezeugen, das ich darüber empfinde, daß Sie diese Beschäftigung vorgenommen und mit so vieler Standhaftigkeit ausgeführt haben. Es ist, wie ich davon denke, ein sicheres Kennzeichen, daß Sie die Wahrheiten hochschätzen und lieben, welche wahrhaftig die edelsten und seligsten Wahrheiten sind. „Das ist das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum erkennen." Sie wissen, wer diese Worte gesagt hat; der Schluß Ihrer Abhandlung läßt mich glauben, daß Ihnen schon jetzt die Wahrheit aus der Erfahrung bekannt ist und Ihre künftigen Tage werden es Sie immer mehr lehren, wenn Sie nicht ablassen, sich mit Betrachtung dieser Lehre zu beschäftigen, die wir nicht blos für unsere Jugend, sondern auch für unser Alter, und nicht blos für diese Welt, sondern auch für das ewige Leben lernen. Eine Ihnen bekannte Stelle aus Cicero, wo er von den schönen Wissenschaften redet, ließ sich mit weit mehrerem Rechte auf unsere Religion anwenden und vortrefflich paradiren. Aber diese Anmuth hat die Religion und insbesondere der Erkenntniß Gottes, nur für diejenigen, die Religion in ihrem Herzen haben.

Weiter werden Sie wohl keine Lobsprüche Ihrer Abhandlung wegen von mir erwarten; ich glaube, Sie haben mir dieselbe mitgetheilt, nicht meine Lobsprüche, die ich davon machen könnte, sondern meine Erinnerungen darüber zu wissen. Und es ist, wie mich dünkt, die größte Schmeicheleі, die ich Ihnen machen kann, wenn ich in meinen Anmerkungen das Zutrauen gegen Sie äußere, daß Sie die Wahrheit, den Tadel vertragen können.

Ich werde bei meinen Anmerkungen nicht so viel auf den Ausdruck, als auf die Sache selber sehen. Manches würden Sie beim ersten Durchlesen sogleich selbst ändern. Indessen will ich doch auch dergleichen Anmerkungen nicht ganz vernachlässigen — gleich die erste wird von dieser Art sein.

Sie fangen Ihren Beweis von dem Dasein Gottes aus Betrachtungen mit den Worten an: Selbst die Betrachtung der Welt kann uns hierzu Anleitung geben. — Ich sehe nicht, was das Wort „Selbst" hier für eine Bedeutung haben soll. Wenn Sie etwa gesagt hätten: „Selbst der Wurm, den der Mensch unwissend unter seine Füße tritt, lehrt mich das Dasein Gottes" — so hätte das „Selbst" seinen Nutzen.

Sie führen eine Stelle aus dem Cicero an und sagen dabei, daß man von dieser Art des Beweises schon im Cicero Exempel finde. Und warum schon im Cicero? Sie wollten vielleicht sagen: Dieser Beweis von dem Dasein Gottes habe allezeit, auch den unwissendsten

und blindesten Völkern, in die Augen geleuchtet, daß auch Cicero davon sagt. —

Sie gehen darauf zu einem anderen Beweise von dem Dasein Gottes aus der Vernunft fort. Hier ziehen Sie gern Beweise, die in der That verschieden sind, in Eins zusammen. Das ist ein Beweis, der von der Betrachtung des einzelnen Menschen oder meiner selbst hergenommen ist. Ich bin nicht von mir selbst, sondern von meinen Eltern geboren. Aber meine Eltern sind doch nicht die Schöpfer meines Leibes und meiner Seele, ich muß daher einen unsichtbaren Schöpfer, einen sehr weisen und mächtigen Werkmeister haben. Ein anderer Beweis ist der aus der Betrachtung des menschlichen Geschlechts, daß diese Reihe nicht in's Unendliche fortgehen kann.

Bei dem Beweise aus der Offenbarung kommt es, meines Erachtens, nicht auf einzelne Ausprüche derselben an, sondern darauf: Wenn ich einen gewissen Menschen fühle, sehe, höre ꝛc., so bin ich von dem Dasein desselben gewiß überführt. Nun redet Gott in der Offenbarung mit uns, er offenbart sich darinnen, also ist darin wirklich verhanden. Die ganze Offenbarung ist ein sinnlicher, oder historischer Beweis vom Dasein Gottes.

Darum würde ich aber etliche von den Schriftstellern, die Sie anführen, nicht angeführt haben, als Zeugnisse, daß wir selber nach der Anweisung der Offenbarung die Beweise von dem Dasein Gottes aus der

Vernunft nicht hintanſetzen, nicht verabſäumen ſollen, durch Betrachtung der Natur, und unſerer ſelbſt uns in der Erkenntniß feſtzuſetzen: es ſei ein Gott.

Sie berufen ſich auf eine Stelle der Schrift, worinnen wir auf unſer innerliches Gefühl verwieſen würden, das Daſein Gottes daraus zu lernen. Ohne Zweifel meinen Sie die Stelle Röm. 2. 15., darinnen ſteht es zwar nicht mit ausdrücklichen Worten; Paulus ſchließt aus dem Gewiſſen auf's Daſein eines Geſetzes. Es läßt ſich aber weiter ſchließen: iſt ein Geſetz, ſo iſt auch ein Geſetzgeber oder Gott. Allerdings läßt ſich aus der allgemeinen Neigung der Menſchen, einen Gott zu glauben (und würde ich etwa die Notitiam Dei insitam erklären) ein Beweis von dem Daſein Gottes führen. Dieſe allgemeine Neigung erhellet theils aus dem Gewiſſen, theils aus der Uebereinſtimmung aller Menſchen und Völker darinnen, daß ſie alle an einen oder mehrere Götter glauben und noch niemals eine Nation Gottesleugner entdeckt worden iſt.

Sie wollen beweiſen, daß Gott ein Geiſt ſei — und Sie beweiſen uns, daß Gott ein einfaches Weſen ſei. Nun ſagen Sie zwar, daß, da Sie die Beſchreibung eines Geiſtes machen, er, mit einem Worte, ein einfaches Weſen ſei — allein dies iſt vermuthlich doch Ihr Gedanke nicht, daß Sie meinen, ein einfaches Weſen, und ein Geiſt ſei einerlei. Allein daß Gott ein reiner Geiſt, mit keinem Körper bekleidet ſei, wie wir Menſchen, das bedarf freilich eines beſonderen Beweiſes.

Doch diesen Beweis von Gründen der Vernunft zu führen, würde Ihnen, da Sie noch kein Collegium über Philosophie gehört haben, schwer fallen.

Die Ursachen, warum die Schrift von Gott redet, als hätte er menschliche Gliedmaaßen, überdem auch menschliche Handlungen und Gemüthsbewegungen, sind von Ihnen angegeben, aber nicht vollkommen richtig. Die Schrift eignet Gott menschliche Gliedmaaßen zu, sagen Sie, um gewisse Eigenschaften Gottes damit auszudrükken, aber es ist eben die Frage, warum so oft die Eigenschaften Gottes mit Redensarten menschlicher Art ausgedrückt wurden? Das geschieht nur, theils um sich deutlicher, theils um sich lebhafter von ihm auszudrücken.

Bei den Exempeln, die Sie von den unterschiedenen Bedeutungen des Wortes Wille anführen, ist Ihnen eine theologische Unrichtigkeit entschlüpft, wenn Sie sagen, daß Gott unter der Bedingung die Menschen selig machen wolle, wenn sie gottselig lebten, da doch ein rechtschaffener Glaube an Jesum Christum diese Bedingung ist.

„Die Dreieinigkeit ist ein Geheimniß, was Gott zur Verherrlichung der Religion uns nicht hat offenbaren wollen" sagen Sie. — Ich muß bekennen, daß ich nicht verstehe, was Sie damit haben sagen wollen. Von den Stellen des Alten Testamentes, welche die Dreieinigkeit beweisen, haben Sie etliche angeführt. Z. B. Jesaias 6. 3. Psalm 33. 6. ꝛc. Eine davon enthält

einen deutlichen Beweis, die andere kann keinen Beweis abgeben, wenn nicht vorausgesetzt ist, daß im Alten Testamente eine Mehrheit der Personen in dem Einen göttlichen Wesen gelehrt wird. Ich kann Ihnen nicht beistimmen, daß die Frage, ob die Dreieinigkeit im Alten Testamente offenbart sei oder nicht, keinen großen Einfluß in der Religion habe. In gewisser Betrachtung, wenn wir besonders auf die praktische Religion sehen, will ich's zugeben. Aber ist die Uebereinstimmung des A. und N. Testamentes nicht eine wichtige Sache? Ist nicht zur Bekehrung der Juden viel daran gelegen, daß ich ihnen darthun kann, die christliche Lehre sei auch hierinnen keine neue Lehre? Und den Gläubigen des A. Testamente war sowohl als uns, daran gelegen, zu wissen, daß der damals zukünftige Erlöser ein göttlicher Erlöser sein werde.

Ich weiß wohl, daß man gewöhnlicher Weise sich daran genügt, zu sagen: ewig sei, was keinen Anfang und kein Ende habe. Aber das, so allgemein gesagt, ist eigentlich die Erklärung des Unendlichen. Will ich die Ewigkeit genau beschreiben, so muß ich sie darein setzen, daß kein Anfang und kein Ende der Dauer der Zeit des Lebens da sei.

Sie haben versucht, einen Versuch von der Unermeßlichkeit Gottes aus der Vernunft zu führen. Ihre Gedanken darüber müssen, wenn sie auch im Allgemeinen zum Beweise gebraucht werden können, etwas anders geändert werden. „Wer ein ganzes Haus gebaut

hat, der kann nicht in einem Zimmer desselben eingeschlossen sein.“ Und doch sehen wir ihn drinnen. — Die Beweise der Eigenschaften Gottes aus der Vernunft sind Ihnen nicht geglückt. In Ihren jetzigen Jahren ist es nicht zu verwundern, es ist aber dem ungeachtet löblich, daß Sie kühn genug gewesen sind, auf eigene Gefahr den Weg zu betreten. Und wie kommt unter Ihre Beweise eine Stelle aus einem apokryphischen Buche? Zwar, Sie können sich mit dem Exempel so mancher theologischen Schriften schützen; doch folgen Sie lieber diesen fehlerhaften Exempeln nicht.

Wenn ich Sie chikanieren und sagen wollte, Sie hätten, statt die Allweisheit zu beschreiben, eine Beschreibung gemacht, die ebenso wohl auf die Pik passe? Wie wollen Sie sich wohl helfen? Der Beschaffenheit des Zweckes, der Absichten, muß nothwendig gedacht werden. Und der Allweise braucht nicht allezeit die kürzesten Mittel, das kürzeste Mittel bei Gott ist der Gebrauch seiner Allmacht und eben daraus, daß Gott seine Allmacht nicht überall braucht, erhellt seine Allweisheit.

Ich hätte gewünscht, Sie hätten sich über die Seligkeit noch weiter herausgelassen und nicht nur überhaupt angemerkt, daß die Seligkeit Gottes von der Seligkeit des Menschen unterschieden sei, zum Exempel: daß Gott zu seiner Seligkeit sich allein genug sei. Ich zweifle, daß die Herrlichkeit und die Seligkeit Gottes ganz einerlei Begriffe sind. Seine Herrlichkeit besteht, nach meinen Gedanken, in der unendlichen Vortrefflich-

keit seiner Eigenschaften und in dem Rechte der Oberherrschaft über alle Dinge. —

Nachdem Sie von den Eigenschaften Gottes gehandelt, gehen Sie zur Betrachtung seiner Werke fort. Ich halte den, bei der Schöpfung der Welt angebrachten Unterschied des Wortes Schaffen für überflüssig. Und unter der mittelbaren Schöpfung verstehet man das nicht, was Sie darunter verstanden wissen wollen. Die mittelbare Schöpfung ist die Fortpflanzung der Dinge durch die einmal bei Erschaffung der Welt festgestellte Ordnung der Natur. Adam und Eva waren unmittelbar von Gott erschaffen — wir Menschen, die wir jetzt leben, loben den Herrn durch die mittelbare Schöpfung zu unserm Schöpfer.

Es ist allerdings widersinning, den Sohn und den Geist von dem Werke der Schöpfung auszuschließen, sobald man sich nur die rechte Vorstellung von der Dreieinigkeit macht.

Nachdem Sie den Beweis von der Göttlichkeit der heiligen Schrift, den man das innere Zeugniß des heiligen Geistes zu nennen pflegt, berühret haben, sagen Sie, es sei nöthig, einen bündigeren Beweis anzuführen. Sie haben in der Sache Recht, aber dies Wort würde ich nicht brauchen, es ist der Ehre dieses Beweises nachtheilig. Denn der Beweis ist allerdings bündig, es ist der Beweis, von dem wir zu wünschen haben, daß wir Alle seine Kraft und Stärke empfinden mögen; denn nur alsdann ist unser Glaube von der

Göttlichkeit der heiligen Schrift ein göttlicher Glaube. „Daß die Weissagungen der heiligen Schrift eingetroffen waren, leugneten auch die heidnischen Schriftsteller nicht" — was haben Sie damit sagen wollen? Ich kenne keine einzige Stelle in einem heidnischen Schriftsteller, den man zum Zeugnisse davon anführen könnte.

Aber wie kommt es, daß Sie den Schluß von den Weissagungen der Schrift nicht anders gemacht haben? Beweisen die Weissagungen weiter nichts, als daß die Männer, welche die Schrift geschrieben, fromme Leute gewesen sind? Darauf kommt es nicht an, sondern, daß diese Männer von Gott gesandt gewesen, auf Antrieb des heiligen Geistes geredet — und das beweisen unläugbar die erfüllten Weissagungen, die Wunder, die Vortrefflichkeit der Lehre.

Aber besteht die Vortrefflichkeit Ihrer Lehre nur darinnen, daß sich kein Widerspruch darin findet und lauter vernünftige Sachen in der Bibel stehen? Wie viel, wie unendlich viel göttliche Bücher hätten wir, wenn das ein sicheres Merkmal ihrer Göttlichkeit wäre! Nein, mein lieber Junker, es kommt darauf an, daß die in der heiligen Schrift enthaltene Lehre von der Art und so vortrefflich ist, daß sie unmöglich Menschenerfindung sein kann.

Ein gewiß nicht kurzer Brief voll Erinnerungen über Ihre Abhandlung. Da ich jetzt das Vergnügen habe, Sie öfters zu sehen und zu sprechen, und Ihnen meine Zuneigung und Freundschaft zu beweisen, so will

ich meinen Brief ſchließen ohne umſtändliche Verſicherungen derſelben hinzuzufügen.

Ich bin Ihr ergebenſter

J. A. Schlegel.

11.

Hamburg, den 8. Oktober 1789.

Für Ihren Brief, würdigſter Mann, den ich hier auffing, danke ich Ihnen herzlichſt — herzlichſt! Solche freiwillige, der Seele entquellende Briefe, die ich erhalte, ſind mir die wahren Ehrenbänder meines Lebens — und glauben Sie es mir, ich weiß ihren Werth gehörig zu ſchätzen.

Ich freuete mich unter Anderen über einen kleinen ſympathetiſchen Umſtand, der mir nicht dabei entging. Auf der inneren Seite des Couverts war eine Adreſſe an Sie geſchrieben. Ich muß Ihnen bei der Gelegenheit erzählen, daß als ich in Ihrem Buche „vom Umgange mit den Menſchen" die Stelle von Ihrem Papiergeize, und dieſen Ihren einzigen Geiz las — wozu Sie ſich öffentlich ſo naiv bekennen, ich das Buch plötzlich hinwarf und über dieſe ganz unerwartete Aehnlichkeit mit einer Grille von mir (denn auch ich bin gerade hierin ſo ein Harpagon) vor Freude hoch aufſprang. Ach! ſolche Bücher lieb ich ſo, vor denen der Menſch recht wie vor'm Spiegel ſtehet. Unſere gewöhn-

lichen Menſchenbeobachter — jede Individualität verachtend, zeigen ihn uns immer in Carricaturen oder Gurkenmalereien.

Nun — an dieſen meinen Papiergeiz erinnerte mich denn auch wieder Ihr umgeſchlagenes Couvert.

Viel Freude haben Sie mir letzthin durch Ihren neuen Roman gemacht. Das Visum repertum iſt fünf mit ſeiner charmanten Leber und ſeiner Curiositatis gratia zu ſeinem Luftſalzwaſſer; — ich habe es erſt noch geſtern Klopſtock'en beinahe auswendig hergeſagt und wir haben gelacht, daß uns der Leib ſchütterte. — Auch Ihr dicker Kloſterabt, der gottandächtige Herr, iſt ein trefflicher Mann — und faſt noch mehr als er, und der Chirurgus, hat mich der brave Unger ergötzt, der beſſeren Fortkommens halber ſich zur chriſtlichcatholiſchen Religion bekehret hat.

Kommen Sie zukünftigen Frühling nach Hamburg, ſo werde ich Sie hoffentlich ſehen — und ich freue mich darauf! — denn das pflegt auch meine Zeit zu ſein, mich hier aufzuhalten. Ich hoffe aber, daß die Schönheit der holſteiniſchen Gegend Sie verführen ſoll, noch ein wenig mehr nordwärts, vielleicht gar bis nach meinem Kiel, ſich zu verſteigen. Ich wage es, mich mit großer Achtung den Ihrigen zu nennen.

Cramer.

12.

Kiel, den 23. April 1790.

Hier, bester Knigge, ist der versprochene Holger Danske mit dem Anfange meiner Schrift über ihn. Sie werden aus dem Tone darin denjenigen abnehmen, den ich der Exposition der Texts geben kann, über die Sie sich zu beschweren haben. Die Hauptidee meiner ganzen Schrift „Menschliches Leben," deren ganzes Stück nichts weiter, als den Namen eines meiner Freunde, oder Feinde, oder sonst merkwürdigen Mannes in Fronte zum Titel führen soll, finden Sie in dem ersten Absatze meiner Schrift nothdürftig angegeben. Eilen Sie nun, sich an Ihr Werk zu machen; denn wenn unsere Reise nach Copenhagen Frucht bringen soll, so ist's vortheilhaft, daß dies Stück vorher in Druck erschienen ist. Sie sollen indeß mein Manuscript davon erst sehen und recensiren. Ehe ich aber nicht Ihre Schrift habe, kann ich keine Feder ansetzen. Ich sage Ihnen nichts über die Art, wie Sie sie abfassen müssen. Sie sind selbst Mannes genug dazu, das zu beurtheilen. Je piquanter, auffallender, anekdotenreicher, desto besser. Es giebt Expositionen des Rechts und Unrechts genug in der Welt, aber wenn Ihnen das Assaisonnement fehlt, das Sie überall in Ihrem Traité sur la Tolerantie ausgestreuet haben, so machen Sie sich nicht geleien, und das ist die Hauptsache. Trockenheit ist der ärgste Fehl, den eine Streitschrift haben kann.

Vergessen Sie nicht, ja den Punkt einleuchtend auseinanderzusetzen, in wiefern das, was sie aus Allodialgütern zu hoffen haben, eine vollgültige Sicherheit für das Darlehn der 80,000 Thaler sein wird, die Sie von den Händen des vorsichtigen Leihers sich wünschen.

Auch über den Punkt wünsche ich Licht, wie Sie für Schulden Ihres Vaters haften müssen, auf Lehngüter ꝛc., wofür Derjenige, der sie nach Ihrem Tode erhält, zu haften nicht verbunden ist.

Ich sage Ihnen nichts weiter, denn die Zeit drängt mich, und ich wollte nicht gern auch nur Einen Posttag versäumen. Es ist mir wie ein Traum, daß ich Sie und so! kennen gelernt. Aber ich bin nicht erst seit gestern Ihr Freund, ich war's von dem Augenblicke an schon, wo ich Sie als einen solchen Pädexasten durch Ihr Buch kennen gelernt.

Seien Sie so gütig und verschaffen mir von Weber *) Bezahlung des Uebersandten; und bitten ihn um Erfüllung seines Wortes wegen Subscribenten auf Schulzens Werke, wovon hierbei einige Subscriptionsplane erfolgen. Tausend unbekannte Grüße an Ihre liebe Frau und Ihre Tochter ohne Gleichen.

Ihr

Cramer.

*) Componist und Musikdirector der Großmannschen Theatergesellschaft durch Knigge's Vermittelung.

A. d. H.

13.

Norburg auf der Insel Alsen, den 26. Mai 1790.

Eine Wallfahrt zu Fuß im Mai — unter welchen Blüthen! in welchem Wetter! zu einem lieben Freunde und einer lieben Freundin, hat mich gehindert, schon von Kiel aus auf Ihren lieben Brief zu antworten. Ich will nun aber auch nicht die Rückkehr erwarten, sondern in Ihre Fußtapfen tretend, selbst auf der Reise meine Faulheit bändigen und antworten. Jedoch nur vor heute das Nothwendige. Sonst möchte ich lieber in 4 Bogen, als auf 4 Seiten mit Ihnen plaudern.

Zuerst — denn sehen Sie! ich usurpire schon die Rechte eines alten Freundes — schelte ich Sie wegen Ihres Ambirens auf eine Stelle in Bremen. Wie ich Ihnen schon mündlich gesagt habe, kann ich mich gar nicht darein finden, daß der Gedanke, nach solchem erlittenen Unrechte, bei solchen Restitutionen, welche Sie erwarten könnten und öffentlich fordern müssen, bei einer Einnahme, die, hätte ich sie, ohne Amt! alle meine Wünsche befriedigen würde, im Besitze einer so lieben, genügsamen, philosophischen Frau und einer solchen Tochter! der's nie übel gehen kann, wenn auch morgen Sie den Acheron passirten: — daß der Gedanke, die Behauptung Ihres Rechts durch alle Predicamente, für eine Stelle, für Einschmiedung in Fesseln

aufzugeben, in Ihrer Seele keimen kann. Indeß vielleicht läßt sich Stelle und Vertheidigung zusammen vereinigen und dann muß Jeder wissen, ob der Schuh, der einen Andern drücken würde, ihm gerecht sei? Deßhalb schweige ich.

Erfreulich ist mir, unaussprechlich erfreulich, die Versicherung, daß Sie, wenn Sie auch die Stelle in Bremen erhalten, zu mir und mit mir nach Copenhagen wollen. Nur muß ich Ihnen sagen, daß, obgleich das Je-eher-je-lieber sich bei mir in Absicht Ihres Besuches versteht, der in Ihrem Briefe anberaumte Termin, gegen Ende des Julius, auf alle Fälle zu früh ist, wenn Sie die Stelle in B. nicht erhalten und Ihre Reise nicht blos Vergnügen zum Zwecke hat. Nach unserer Abrede muß ja unsere Schrift vorher gedruckt sein und das könnte doch, wenn sie auch den 15. Juni von Hannover an mich abginge, nicht vor Ende Augusts oder Anfang Septembers möglich gemacht werden. Auch müßte Baggesen nothwendig in Copenhagen sein, auf dessen Mitwirkung besonders beim Prinzen von Augustenburg ich gerade am Meisten rechne. Endlich meine Collegia, die ich vom Halse haben muß, ehe ich reise, und andere Dinge. Ende August demnach, und nicht Julius, wünschte ich die Fortsetzung Ihrer Reise zu mir. Es versteht sich indeß, daß, wenn Sie mir den August in Kiel ganz widmen wollten und den September und October Copenhagen, das mich noch glücklicher machen würde, Sie

könnten nach Herzenslust bei mir arbeiten und Abyssinien aufklären. *)

Bernstorfen ein Exemplar zu schicken und vorzufühlen — — halte ich nicht für rathsam. Man muß seine Absichten nicht so ruchbar werden lassen im Voraus. Man muß den Leuten wie ein Donnerwetter über den Hals kommen in eigener Person; nicht durch schriftliche Empfehlung. Es ist eine Art von Feindschaft zwischen jedem Minister und dem Suchenden — also auch zwischen dem Samen Bernstorf und dem Samen Knigge. — Doch mindert sich bisweilen diese natürliche Feindschaft, wenn man sich von Angesicht zu Angesicht kennen lernt. Dies ist meine Hoffnung im gegenwärtigen Falle. Hätte ich schriftlich für Schulzen intercedirt, er wäre sein Lebtage nicht nach Copenhagen gekommen, man hätte mir mit dem nächsten Posttage geantwortet: „Laßt uns den reinsbergischen Capellmeister vom Halse, wir haben hier selbst Leute." — Also glauben Sie hier meiner Erfahrung und Kenntniß des Terrains, sparen Sie aber ja ein gutes Exemplar Ihres Tractats auf, persönlich einst, es sei nun Bernstorfen oder dem Prinzen, wie wir das schon weiter überlegen wollen, überreichen zu können.

Ueberhaupt aber, bester Freund, bitte ich Sie, ja den Gesichtspunkt nicht einen Augenblick zu vergessen,

*) Vergl. Brief 3. —

A. d. H.

unter dem ich Ihnen unsere Reise nach Copenhagen aufstellte und aufstelle. Ich bin im Grunde so ohnmächtig! so ein kleines Licht in den Augen der Großen! Ich habe im Grunde durch mein Ich nicht mehr Credit als Sie in Hannover, ungefähr als ob ich ein Buch über Päderastie geschrieben hätte! — Bin also so weit entfernt, als ein Mensch sein kann, mich zum Empfehlen, Befördern, zum Patron irgend einer Causa aufzuwerfen, mir Air's wichtiger Dienstleistungen zu geben. Mein Einziges ist, daß ich die Leute dort, ihre Arten zu handeln, kenne, das Schicksal so mancher Fremden in Dänemark gesehen habe und wenn ich zwar selbst nicht vermögend bin, was für Sie auszurichten, ich Sie doch mit den Charakteren bekannt machen, den Eingang zu Vielen Ihnen eröffnen und die Wege zeigen kann, auf denen Sie dann selbst, nicht an meinem Gängelbande, sondern in eigener Kraft fortgehen würden. Eine kurze Zeit des Aufenthalts dort müßte es ausmachen, ob es der Mühe werth wäre, sich zu einem längeren zu entschließen. Betrachten Sie daher die Reise in jedem Falle hauptsächlich als eine Reise zum Vergnügen. Als solche empfehle ich sie Ihnen dringend, als solche betrachtet, nehme ich es auch auf mich, mich für Sie zu verbürgen. Dabei als eine Reise des Vergnügens, die Ihnen, bei den Commerionen, in die ich Sie gleich brächte, und bei meinen ökonomischen Cautelen blutwenig kosten kann, wenigstens nicht mehr, als die halbe Arbeit, der Sie sich in Ham-

burg unterzogen, zu vergüten oder erschwingen vermöchte. Kommt Nutzen daraus, deste besser.

Der geliebten Philippine, *) die so gütig mich selbst angeredet hat, küsse ich zärtlichst beide Hände und ich wünsche auch zu dürfen — den Mund! Noch kenne ich nur ihren Geist und ihr Profil im Schattenrisse der Logik. **) Wie heiß ist mein Wunsch, sie von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Es wäre eine zu liebliche Idee, wenn sie auf den Fall unserer Reise gerathen wollte, die Trösterin meiner hinterlassenen Frau in Kiel zu sein. Ich hätte den Vortheil davon, sie persönlich kennen zu lernen, aber Sie, lieber Vater, müßten mich dann wie Ubaldo mit sich fortreißen, wenn ich Sie nicht allein nach Copenhagen reisen lassen sollte.

Leben Sie wohl, bester Knigge, und empfehlen Sie mich auch Ihrer braven Gattin. Ich habe nemlich den II. Theil Ihres Mildenburg und den I. Ihres Clans gelesen. Beide haben mir viel Vergnügen gemacht. Ida hat sich an der Seelenverkäufergeschichte darin nicht satt erzählen können. (Sie müssen wissen, daß meine Philippine Ida heißt.)

Doch von Literatur und was dahinein schlägt, wollen wir mündlich mehr sprechen. Jetzt möchte ich von

---

*) Knigge's Tochter.

A. d. H.

**) Logik für Frauenzimmer von Ph. v. Knigge.

A. d. H.

nichts reden, als vom Mai, von Blüthen, von ausgespreßten jungen Lindenblättern, von Johannisbeersträuchern — möchte Ihnen erzählen, was die Insel Alsen für ein göttliches Land ist, in welcher schönen Waldgegend ich mich gestern gebadet habe; wie köstlich die frische Seeluft unter den herabwehenden Blüthen des Apfelbaumes (hier wachsen die berühmten Bravenäuer) mir geschmeckt hat. — In wenigen Tagen bin ich wieder in Kiel zurück und erwarte wieder von Ihnen Briefe. Gott schenke mir etwas von Ihrem Fleiße und Ihnen etwas von meiner Trägheit.

Cramer.

11.

v. Knigge an de Luc in Windsor.

Hannovre, le 5. Janv. 1793.

Monsieur!

Le Chevalier-Docteur Zimmermann à Hannovre, qui depuis quelques années a donné mainte plaisante scène aux rieurs, vient de publier encore la traduction d'une lettre, qu'il prétend avoir reçu de Vous, avec permission de la faire imprimer. Dans cette lettre, Monsieur, Vous attaquéz mes principes de religion et de politique, en avouant pourtant, que ces principes ne Vous sont connus, que par

quelques passages tirés de mes écrits, que l'on Vous a communiqués.

J'ai trop bonne opinion, Monsieur, de Votre esprit, pour croire, que cette lettre soit réellement de Vous, car d'abord il n'y a qu'un jeune étourdi ou un imbécille, qui puisse s'aviser de juger des principes d'un auteur, dont il n'a pas lu les ouvrages; de plus cette prétendue refutation est si mal tournée, si pleine de plattitudes et de trivialités, qu'elle paroit plutôt sorti de la plume d'un maître d'école de village, que de celle d'un philosophe.

Jamais il ne m'est venu dans la tête, d'attaquer la bible. J'entend le nouveau testament, car quand aux livres historiques des Juifs, ils n'ont d'autre mérite à mes yeux, que celui de l'antiquité. Mes écrits, et surtout les sermons, que j'ai fait imprimer, prouvent assez, que j'ai lu ce divin livre avec attention et intérêt.

Je sais distinguer le vrai Christianisme des systèmes factices, et si j'ai fait la guerre à ceux-ci, je n'ai du moins pas manqué au respect, que je devois à une religion, dont la pratique (c'est à dire le désir de remplir les devoirs, que sa sainte et douce morale prescrit) fait le seul bonheur de ma vie, donne le repos à mon âme et me gagne l'estime et l'attachement de tant d'honnêtes gens.

Bien loin, d'imiter Voltaire, comme on Vous le fait dire dans cette chétive lettre, j'ai toujours

méprisé ce vil flatteur des Grands, ce vain persifleur, qui abusant de ses talents, pour jetter un ridicule sur des objects, qu'il n'avait ni la force, ni le courage d'approfondir et pour réfuter des livres, qu'il n'avoit pas lu, n'a jamais sérieusement cherché la vérité pour elle-même, et n'a jamais cru à la vertu, parce qu'elle n'était pas dans son coeur. Si toutefois par ces ouvrages il a fait du bien à l'humanité, c'est malgré lui, il a toujours méprisé le genre humain, incapable de sentir d'autre intérêt, que pour sa propre personne.

Depuis dix ans, Monsieur, dans tout ce que j'ai écrit, j'ai tenu le même language et je défie, qui que ce soit, de m'accuser d'une action indigne d'un honnête homme; il est donc ridicule, de dire, que mon système permet de changer à tout moment de principes. Mais j'ai avancé, que la promesse, qu'on arrachoit à un enfant de 14 ans, de croire toute sa vie aux dogmes de l'église, roulants sur des matières speculatives, que cette promesse, dis-je, me paroissoit peu raisonnable. Les principes de la morale chrétienne sont clairs et inscrits dans notre coeur; on peut et l'on doit s'y engager pour la vie, mais il n'en est pas ainsi des doctrines dogmatiques de la trinité, de la nature divine de J. C. etc. C'est à notre esprit à peser l'importance des raisons, qui peuvent nous porter à ajoûter foi à telle ou telle théorie; et notre esprit est sujet à l'incer-

titude et à l'erreur ; il ne dépend donc pas de nous, d'avoir de tel ou tel objèt, telle ou telle idée et représentation, et demain peut-être, ce, que nous avons cru prouvé aujourd'hui, nous paroîtra faux. Il n'y a que les positions morales, sur lesquelles les gens raisonnables ont été d'accord en tout tems. Malheur à la vérité, qui, pour conserver ses partisans, a besoin de les enchainer par des obligations et des promesses!

C'est là ma manière de penser, que le pauvre homme, qui Vous a fait écrire la lettre en question, attaque d'une manière indigne.

Quant à mes principes politiques, je Vous avoue, Monsieur, que ne Vous croyant pas assèz au fait de ces matières, j'épargne là-dessus à Vous et à moi l'ennui d'une longue discussion. Mais enfin personne ne m'accusant de manquer, dans ma manière d'agir, aux devoirs d'un citoyen tranquille, d'un sujèt fidèle et d'un serviteur zélé, il n'importe guères, que mes théories sur les gouvernements soyent justes ou fausses, pourvu que je ne prétende forcer qui que ce soit, d'être de mon avis. Au reste il est assèz connu, avec quelle chaleur je me suis déclaré contre toute revolution violente.

Finissons, Monsieur; je Vous répète, je Vous crois trop raisonnable, pour Vous soupçonner, d'avoir écrit la lettre, dont il s'agit, et trop galant homme, pour attaquer de propos délibéré une per-

sonne, que Vous ne connoissez pas du tout. Ce sera probablement Mr. Zimmermann, lui-même, qui, se doutant bien du peu de crédit, que son nom pourroit prêter à cet ouvrage, a voulu se munir du Vôtre, pour assurer une bonne réception à son amas d'impertinences, dans lequel, pour ne pas jouer le rôle d'un falseur, il a mêlé quelques phrases, tirés de Vôtre correspondence.

Je crois encore reconnaître ces passages au style, à travers du Chevalier-Docteur et je ne m'en plainds pas, que en effet, Vous, Monsieur, auriéz mieux fait de ne pas juger de mes écrits sans les avoir lu.

Au reste j'ai l'honneur d'être

v. Knigge.

Antwort von de Luc.

Windsor, le 21. Janvr. 1793.

Monsieur!

C'est moi qui ai écrit cette lettre, dont Vous me parlez dans la vôtre du 5., et Vous ne me donnez aucun regret, d'en être l'auteur, non plus que de l'avoir adressée à Monsieur Zimmermann, dont j'honore le caractère (parce que je le connais), et prise les talens; je puis juger de sa manière d'écrire par les traductions de quelques'uns de ses Ouvrages

en plusieurs langues et par le jugement qu'on porte du stile original; et il me semble, que je puis juger jusqu'à un certain point de Votre manière par la lettre, que Vous m'avez écrite en François.

J'aurois eu tort sans doute de Vous attaquer, puisqu'en effet je ne Vous connois point du tout: mais je n'ai attaqué que quelques-unes de vos opinions; ce que je distingue toujours des personnes.

J'aurois eu tort aussi de porter un jugement sur Vos écrits, car on ne doit pas juger de ce, qu'on ne connoit pas: mais celles, de vos opinions, que j'ai examinés, sont des propositions distinctes, dont l'examen n'exigeoit pas la connaissance de ce, que Vous aviez écrit d'ailleurs; c'est du moins ce qui m'a paru.

Vous ne me croyez pas assez au fait des matières politiques pour avoir l'ennui d'une discussion avec moi sur ces objets. Vous n'attendez pas sans doute, que je Vous réponde sur ce point, car on n'est pas admis à se juger soi-même. Mais Vous, Monsieur, sur quoi me jugez-vous? Sûrement aussi Vous ne me connaissez point du tout et Vous ne croyez pas, que la lettre, dont Vous me parlez soit réellement de moi! C'est-là une inadvertance, qui Vous est échappée, mais dont la conséquence ne m'échappe pas.

Quant à Vos principes politiques, il ne s'agit à cet égard dans ma lettre, que de votre adoption de la doctrine nouvelle des droits de l'homme et du passage, dans laquelle Vous parlez de M. Edm. Burke et du jugement des Anglois sur ce qu'il a écrit de la revolution de France. C'est donc par là seulement que Vous avez pu juger de mes lumières en Politique, et les suites nous jugeront.

Vous me dites, Monsieur, qu'il ne Vous est pas venu dans la tête d'attaquer la Bible; tandis que l'instant d'après Vous ajoutez: „Quant aux livres historiques des Juifs, ils n'ont d'autre mérite à mes yeux, que celui de leur antiquité." Or j'appelle cela attaquer la Bible, entreprendre de renverser la Révélation. C'est sur ce que Vous avez manifesté de cette opinion et principalement d'après vos persiflages sur les grands hommes de l'ancien testament, que je Vous ai cru entraîné par Voltaire; et si ce n'est par lui, c'est par d'autres écrivains aussi ignorans et inconsidérés que lui, auxquels Vous avez ajouté foi sans examen.

Je n'oppose point ici assertion à assertion; j'ai prouvé en divers écrits, l'ignorance de ceux, qui ont attaqué la Révélation mosaique. Il est vrai, que je me suis adressé aux Physiciens et aux Naturalistes, parce que ce seront eux, qui décideront enfin cette grande question; mais en attendant,

tout homme conciencieux qui ne se sera pas mis en état de juger par lui-même, s'abstiendra de porter un jugement, car il sentira, que s'agissant d'un objet aussi grave, il auroit à répondre au Juge des hommes du mal que son inconsidération pourroit produire.

Je ne dois pas penser, Monsieur, que Vous ne m'ayez écrit que pour m'offenser; ainsi maintenant que je Vous informe moi-même, que cette lettre, dont Vous m'avez parlé d'un ton si peu philosophique, est de moi, Vous sentirez, j'espère, que Vous devez à un homme, qui n'est pas inconnu, et qui n'a jamais attaqué les opinions de personne (même dans ce cas) que par des raisons et avec décence, de lui expliquer de la même manière, ce que Vous a paru si absurde et si injurieux dans ces argumens: je Vous y invite donc; et ce sera (si Vous Vous en souciez) le moyen de me renier.

Monsieur, Votre très humble et très
obéissant serviteur

De Luc.

15.

Berlin, den 10. Brachmonat 1779.

Hochwohlgeborener, Hochzuverehrender Herr!

Ew. Hochw. Schreiben vom 10. April, das ich in Leipzig erhielt, gleich zu beantworten, verhinderten mich

meine dortigen, überhäuften Geschäfte. Ich kann es jetzt erst thun und nütze zugleich Ihr gütiges Anerbieten, an der Allg. deutschen Bibliothek Theil zu nehmen, indem ich beigehend zugleich einige Bücher beilege, um deren Recensien ich ergebenst bitte. Die meisten derselben werden nur eine kurze Anzeige verdienen. Die Bestimmung des Honorarium bleibt Ihnen überlassen. Ich lege zugleich ein gedrucktes P. M. bei, wegen der äußeren Einrichtung der Recensionen.

Uebersetzungen habe ich bisher fast gar nicht verlegt. Die Wenigsten derselben haben einen leidlichen Debit zu hoffen. Und darauf sind so viele andere Buchhändler erpicht, mit welchen in Collision zu kommen mir nicht angenehm ist. Könnten Ew. Hochw. mir aber indessen etwas vorschlagen, so würde ich Ihnen deshalb sogleich meinen Entschluß zu melden die Ehre haben.

Es ist mir sehr schmeichelhaft, mit einem Manne von Ihren Talenten in Correspondenz und Verbindung zu kommen, welche zu cultiviren mein größtes Vergnügen sein wird.

Ew. Hochwohlgeb. ꝛc.

Nicolai.

16.

Berlin, den 21. Januar 1788.

Ich habe, mein verehrtester Herr und Freund, Ihr Schreiben vom 7. richtig erhalten. Die beiden Recen-

sionen sollen nächstens abgedruckt werden. Nun bitte ich Sie aber auch zu einem doppelten Casum pro amico.

Der unvermuthete Tod des seligen Herrn Professor Musäus in Weimar ist ein sehr großer Verlust für die deutsche Bibliothek überhaupt. Er hat eine große Menge Bücher unrecensirt hinterlassen; ich bitte Sie, die anliegenden zu übernehmen. Dann wollte ich Sie bitten, den einliegenden heiligen Calender sehr bald und etwas ausführlich zu recensiren, auch ein paar Stücke, die Ihnen gefallen, als Proben anzuführen. Der Verfasser ist einer von meinen besten Freunden, der aber weit von hier in den K. K. Landen wohnt. Der Verleger ist der hiesige Calenderpächter, Herr Hofrath von Oesfeld. Die Kupfer sind von Meil und so charakteristisch, als die ganze Schnurre drollig ist. Ich bitte, auch über den Kupferstich etwas zu sagen, aber nur als eine Vermuthung anzudeuten, daß die Manier der Meisterhand eines Meil ähnlich sähe. Berlin muß ja nicht als Druckort angegeben werden, indem ex non in katholischen Ländern nicht wissen muß.

Die Art, wie dem guten W.....*) begegnet wird, ist ganz niederträchtig. Er war freilich ein Mensch und hatte Fehler, sein Plan war unzusammenhängend und konnte weder zweckmäßig, noch nützlich sein. Ich habe alles das Zeug, was über Illumi-

*) Soll wahrscheinlich Weishaupt heißen.

A. d. H.

naten geschrieben werden, nicht durchlesen können und mögen. Aber selbst das, was ich gedruckt gelesen habe, ist mir auf mancherlei Weise lehrreich. Es bestätigt mir, was ich schon vorher aus Ueberzeugung glaubte, daß durch geheime Gesellschaften nie für das menschliche Geschlecht etwas vorzüglich Nützliches kann ausgerichtet werden. Leider schleppen sich noch so viele rechtschaffene Leute mit dem Gedanken und sehen noch nicht, daß sie, sie mögen es machen, wie sie wollen, von den Sap. Jac. bei der Nase herumgeführt werden; es ist mir sehr lieb, daß ich nie, auf irgend eine Art, thätig gearbeitet habe.

Nicolai.

17.

Berlin, den 21. März 1788.

Ich habe, verehrungswürdiger Herr und Freund, Ihr Schreiben vom 8. und Ihre angenehmen Geschenke erhalten, wofür ich Ihnen danke. Ich werde die Recensien von einem sachkundigen und billigen Mann besorgen lassen.

Ich bin durch das Vertrauen, mit dem Sie mir Ihre Lage entdecken, gerührt. Ich eile, Ihnen aufrichtig meine Meinung zu sagen.

Hier sehe ich keine Aussicht für Sie. Die Residentenstelle in Hamburg ist einträglich, sie wird gewiß

einem langgedienten Legationssecretair gegeben werden. Wenn Sie am hiesigen Hofe Ihr Glück machen wollten, müßten Sie sich wohl persönlich nicht nur hier aufhalten, sondern hauptsächlich an solche Personen, welche empfehlen können, wichtige Adressen haben. Hierzu weiß ich Ihnen, so gern ich wollte, keinen Vorschlag zu thun. Ich lebe als Privatperson, habe keine Bekanntschaft bei Hofe, mag keine haben. So weit kenne ich aber die Luft von allen Höfen, daß ohne Connexionen nichts auszurichten ist — und ich habe keine Connexionen. —

Wenn Sie den Weg wählen wollten, mit Empfehlungen hierher zu kommen, und sich eine Zeit lang dem Hof zu empfehlen, so würde Ihnen das nicht allein Kosten machen, denn Sie müßten sich doch, zumal wenn Sie sich den auswärtigen Geschäften widmen wollen, in den ganzen Hofstrain werfen und das ganze Personale kennen lernen, sondern es würde Sie auch eine Zeit lang von Ihrer Familie trennen. Und alsdann wäre der Erfolg doch noch ungewiß. Ich glaube offenherzig, aber im Vertrauen gesagt, schon Ihr Antheil am Illuminatenwesen würde Ihnen hinderlich sein, Ihren Zweck zu erreichen, nebst noch mehren anderen Dingen, das ich nicht auseinander setzen kann. Aber ich muß Ihnen zugleich offenherzig gestehen: es scheint mir, es wird Ihren häuslichen Angelegenheiten sehr schädlich sein, wenn Sie jetzt auswärtige Dienste suchen wollen. Geld ist Nervus rerum gerendarum,

besonders wenn Sie einen Gesandtschaftposten ambiren, denn ich kenne fast keinen Gesandten, der nicht, neben seinem Gehalte, sein eigenes Vermögen brauchte. Hierzu kommt, daß Sie Sich nicht werden von Ihrer Familie trennen wollen. Ein Gesandter, der mit seiner Gemahlin ein Haus hält, wird nothwendig in große Kosten verwickelt. Sie würden also auf der einen Seite in einem solchen Posten nicht bequem und ohne Sorge leben können, und es würden auf der anderen Seite wieder zu Hause Ihre Angelegenheiten immer mehr zu Grunde gehen. Das sind meine menschlichen Gedanken; nehmen Sie dieselben freundschaftlichst an.

Ihr Nicolai.

18.

Berlin, den 28. September. 91.

Ich habe, mein würdigster Herr und Freund, Ihr Schreiben von 21. d. erhalten. Da Ihnen an des 79. Bandes 1. Stück so viel gelegen ist, so mache ich mir das Vergnügen, es Ihnen mit der Post zu übersenden. — Ich bedauere herzlich Ihre Krankheit; Sie werden wirklich mit Ernst einen Arzt brauchen müssen.

Ich wünschte, daß ich an die stinkende Sache von Barth mit der eisernen Stirn weiter nicht denken dürfte, bin auch fest entschlossen, mich nicht darin zu mischen. Sie werden vermuthlich von dem

Schreiben gehört haben, welches Kotzebue von Pyrmont an Schulz nach Mitau geschrieben hat. Aus diesem Briefe erhellet unwidersprechlich, daß Kotzebue der Verfasser ist. Schulz hat diesen Brief an den hiesigen Buchhändler F. Vieweg gesendet mit dem Auftrage, sowohl diesen Originalbrief wie auch Schulzen's Brief an Vieweg Jedermann zu zeigen. Aber er solle den Brief nicht abschreiben lassen oder ihn zu juristischem Gebrauche weggeben. Wollen Sie mehr davon wissen, so schreiben Sie an F. Vieweg, aber ich bitte, mich dabei auf keine Weise zu nennen, denn ich mag mit dieser Sache nichts zu thun haben. Sonderbar ist es auch, daß Kotzebue schreibt, er habe erfahren, man wolle die Sache in Hannover einschlafen lassen. Ich hoffe aber, daß er sich darin irrt.

Ihr Nicolai.

19.

Wien, den 10. Hornung. 1796.

Sie haben mir, theuerer, edler Mann, durch Ihren Brief viel Vergnügen gemacht. Sie haben dadurch meinen Glauben an Recht und Menschen überhaupt wieder aufgerichtet, welcher durch die Menschengesichter, die mich umgeben und denen ich die Larve nicht abnehmen darf, schon gänzlich darniederlag. Wie glücklich, oder vielmehr wie groß sind Sie, daß Sie bei so vielem

häuslichen Kummer und gehäuften körperlichen Leiden noch die Seelenruhe beizubehalten vermochten, die es Ihnen möglich machte, einen Plan zu entwerfen, der vielleicht das Glück unserer Brüder auf's Neue zu gründen vermag, wenn es uns gelingen sollte, die verstreuten Edlen und Guten in ein Häuflein zu sammeln, das sich auf die Losung für Wahrheit und für Recht mit Spartanischem Muthe vor den Paß zu legen sich nicht entblödete.

Es ist gewiß sehr schmeichelhaft für mich, daß ich den Verfasser des Manifestes sogleich errathen habe, und auch Ihre Prophezeihung ist bereits eingetroffen. Einer der drei großen H. . hat bereits in dem neuesten Stücke des Magazins für Literatur und Kunst über diese Art von Kriegserklärung in die Trompete gestoßen, um alle, alle Gänse auf dem Kapitol zu wecken — aber sie werden sich schon wieder schlafen legen, wenn sie merken, daß der Feind noch nicht da ist. Wir können indessen getrost Hand an's Werk legen und nun zur Sache. — Ich glaube vorerst nicht, daß wir uns viel beim Plane aufhalten wollen, weil es überhaupt auf den Plan weniger als auf die Personen ankommt, und wenn diese gut gewählt sind, sich das Uebrige von selbst giebt. Auch sehe ich vorerst nicht, daß sich an dem Ihrigen etwas aussetzen ließe, es sei denn, daß bei dem Betriebe der Packete im Oesterreichischen dieselben nicht zu sehr wachsen dürften, weil diese leicht Aufsehen erregen könnten und dann wenigstens ein Theil un-

feres Geheimnisses in die Hände Anderer gelangen dürfte, welche eben nicht den besten Gebrauch von derlei Entdeckungen zu machen gewohnt sind. Bei dieser Gelegenheit muß ich Sie überhaupt über die Lage der Dinge bei uns ein wenig au fait setzen. Bei Gelegenheit des famosen Handbillets Joseph II., welcher die hochheilige Maurerei geradehin für Gaukelei erklärte und alle geheimen Orden demselben Regimen unterwarf, welches Minister Pitt neulich für die politischen Clubbs und Associationen durch sein bezahltes Parlament festsetzen ließ, zerstieben Steckmaurer (wie wir sie nannten) und Illuminaten gar garstig auseinander. Jene behaupteten, Joseph habe den Illuminaten, oder Vormianern, und diese, er habe den Rosenkreuzern zu Leibe gewollt; das Untere der Karten aber war, daß er beide zum Teufel wünschte, weil ihm die Brüderschaften in die Armeen gerathen waren und dieselben auch, ihrer löblichen Gewohnheit nach, in den Civil-Stellen gar weidlich intrignirten. Da nun zwei Drittheile der Köpfe, indem es nun einmal hier Mode war, sich irgend wo hatten narren lassen, so nahm auch Jeder, so wie Egoismus und persönliche Verhältnisse es ihm räthlich machten, Parthei; nur die Klugen zogen sich gänzlich zurück, und Ihr Freund, der bei jeder bei uns in Gang gekommenen Art von Verbindung es ziemlich weit gebracht hatte, hat die Ehre, unter dieser kleinen Anzahl zu sein.

Unter Leopold II., der die geheimen Orden fürch-

tete, so wie Joseph sich über sie moquirte und ihnen die Peitsche vorhielt, ward die Bresche noch weiter, und seither sind noch die angeblichen Staatscomplotte und Verschwörungen dazu gekommen, wobei die meisten abgeurtheilten Theilnehmer als geheime Ordensbrüder mit einander bekannt waren, oder als solche präsumirt wurden, und nun ist auf eine Annäherung unter uns, insoweit der Concentrationspunkt hier existirte, selbst unter Leuten von Kopf und Herz gar nicht mehr zu denken. Ich wüßte nur wenige, welchen ich für mich sowas proponiren möchte und diese sind Pezzl, Dannenmayer, Strattmann; indessen giebt es hier ungleich wichtigere Männer, als da sind: Swieten, Sonnenfels, Zippe, Birkenstock, Plaach, Mayer, Bartsch, Guldener, Kreil, Petzer, Watteroth; in Pesth: Garf Haller, Podmanizky; in Prag: Unger, Cornova, welche gewiß jeden anderen Ruf, als der von Ihnen käme, verstehen würden. Lassen Sie also durch einige gute Freunde bei Einigen aus diesen anklopfen und melden Sie das Resultat davon. Sollten mehre dieser Biedermänner sich herbeilassen, Beiträge zu liefern, wodurch die Pfaffen und Despotenknechte in ihren Schleichwegen verfolgt, an das Licht gezogen und, ihnen zur wohlverdienten Strafe, anderen aber zum vorspiegelnden Abscheu, öffentlich gebrandmarkt würden, so will ich schon auf einem sicheren, buchhändlerischen Wege dafür sorgen, daß sie an den Ort ihrer Bestimmung gelangen, ohne daß diese edlen Männer selbst wissen, durch wen dieses Geschäft

besorgt wird, welches ihnen um persönlicher Rücksichten willen nicht lieb sein dürfte. Ueber diesen Punkt werde ich mich zu seiner Zeit näher gegen Sie erklären. Um aber anderen geschreckten, aber darum nicht ganz muthlosen Freunden Trost einsprechen zu können, so machen Sie mir einige Ihrer zuverlässlichsten Freunde, auf die Sie hauptsächlich zählen, namhaft. Da ich außer den österreichischen Staaten wenig Connexionen habe, so kann ich auch für Schwaben und Bayern nicht sorgen. Ich kenne in München nur Babo und Strobel; für Franken könnte Fabri in Erlangen gute Dienste thun.

Ich empfehle Ihnen zuvörderst die preußischen Staaten; ich weiß, daß nirgendwo so viele ächte Reformpolitiken höhere Stellen, sowohl im Felde als im Cabinette bekleiden, als da, daß folglich ein Anspruch aus diesen Gegenden die gute Sache am Meisten fördern könnte. Versuchen Sie es doch.

Zuletzt vergeben Sie mir eine kleine Erinnerung, welche ich Ihnen zu machen gezwungen bin. Schaffen Sie sich ein anderes Siegel an, als das, worauf Wahrheit und Recht graviert ist. Unter dieser Firma darf man nicht in jedem Lande frank und frei sein Gewerb treiben und es könnte leicht die Neugierde der Briefspürhunde reizen und uns in Verlegenheit bringen. Nur muß es aber auch kein freiherrliches Siegel sein; das unbedeutendste, das beste. Die nämliche Ursache erheischet auch, daß wir unsere Adresse ändern, weil es leicht hat geschehen können, daß man, durch das Sie-

gel aufmerksam gemacht, Notiz von der Adresse genommen hat und vielleicht, wenn jene öfter käme, sich an den Inhalt selbst machen könnte. Ich schlage Ihnen also für künftige Briefe folgende vor: A. Herminne Joseph Secher, Chirurgien, wohnt in Doctor Pasqualati'schen Hause auf der Wielkarbastei zu ebener Erde. — Vienne.

Und nun wünschte ich, daß dieser mein Brief Sie so gewiß treffen möge, als seine Vorgänger, so wie ich hoffe, daß auch Sie ihm die nämliche Anwendung geben werden, was auch ich mit dem Ihrigen bereits gethan habe. Und so leben Sie denn wohl, theurer, edler Mann! Ich werde dem Vertrauen zu entsprechen suchen. Ich vermeide, so wie Sie, die Brauseköpfe, weil sie das Gute gar oft zur Unzeit thuen und bemitleide sie, wenn sie sich für die gute Sache eben dadurch zur Unzeit unglücklich machen; aber ich hasse nur die Tyrannen und ihre noch verächtlicheren Schildknappen, benutze gern die Schwachheiten der Menschen, wenn sie anders zum Zwecke führen, entsage sogar gern der Ehre, das Gute durch mich zu thun, wenn es nur geschieht. Leben Sie wohl und lieben Sie Ihren

A. Blumauer

20.

Wien, den 16 April. 1796.

Ich kann mich nach dem herzlichen Tone, welcher in Ihrer Beantwortung meines ersten Briefes herrschte,

unmöglich bereden, daß Sie mir meinen zweiten nicht sollten beantworten wollen. So wie mich diese Betrachtung in der Ueberzeugung von Ihrer ununterbrochenen Freundschaft für mich bestärkt, so vermehret sie auf der anderen Seite meine Verlegenheit, indem sie mich auf die Vermuthung führt, mein Brief könnte intercipirt worden sein. Ich bitte Sie dringend, mich nur durch ein paar Zeilen aus dieser Alternative zu reißen. Sollten Sie vielleicht Ihren Gesichtspunkt in meinem letzten Schreiben falsch gefaßt haben und Sie wollten sich darüber näher erklären, so würden Sie dadurch die Freude vollkommen machen, welche ich das erstemal darüber empfand, von einem der größten Männer Deutschlands seines vollen Vertrauens gewürdigt zu werden

Ich glaube, Sie fühlen es mit mir, warum ich diesesmal Empfindungen unterdrücken muß, von denen mein Herz überschwallt, die ich aber doch nicht äußern kann. Nur das darf ich mir nicht versagen, mich Ihren, und mit Ihnen der ganzen Menschheit wärmsten Freund zu nennen. Ihr

Aloys Blumauer.

21.

Hamburg, den 27. December 1791.*)

Hochwohlgeborner

Hochzuverehrender Herr:

Und hochgeschätzter Bundesgenosse! — Eben vor

*) Wir lassen hier von den Briefen des bekannten Reima-

dem Feste schickt mir Herr Bohn Ihre Abhandlung über den Nachdruck zu und mit Verwunderung sowohl als Vergnügen sehe ich darin, daß Sie nicht allein dieselbe Meinung hegen, sondern auch fast alle dieselben Gründe anführen, welche ich in einem jetzt für das deutsche Magazin hier gedruckten Aufsatze vorgetragen habe. Ihre Schrift, sehe ich, ist bei Hoffmann verlegt, mit dem ich keinen Umsatz habe; das Magazin bei Herold, der auch von jener nichts wußte. Da nun der Revi zu meinem Aufsatze schon vom Drucker gesetzt ist, so nehme ich mir die Freiheit, fürs Erste meine Handschrift hier beizulegen. Wenn der Abdruck des December-Monats vollendet ist, so werde ich Ihnen das Stück übersenden. Ich hatte schon in der Hamburger Correspondenz Gelegenheit genommen, die Herren Berliner Buchhändler abzufertigen, die einen hiesigen Büchertrödler gestraft wissen wollten, weil er Nachdrücke von ihren Büchern verkaufte. Den Menschen selbst habe ich nicht mit Augen gesehen, es verdroß mich aber, daß man uns, als einen kleinen Staat, mit dem Königl. Verschreiben schrecken wollte, da man doch gegen Nachdrucker anderer Staaten nichts zu unternehmen gedachte.

---

rus eine zusammenhängende Folge drucken, da sie ein unmittelbares Bild der damaligen Zeitbestrebungen, Hoffnungen und Ideen in den Köpfen intelligenter Menschen darbieten.

A. d. H.

Mein Aufsatz hat seine Wirkung gehabt, die Obrigkeit hat geantwortet, daß man, da kein Gesetz verhanden sei, keinen Bürger bestrafen könne; und die Herren Berliner haben geschwiegen. So wagt man es denn doch jetzt öffentlich, sich dem so erpochten Alleinhandel zu widersetzen. Ich habe auch eine Schrift für die Duldung erhalten: Juristisch-physiokratischer Briefwechsel über Verlagseigenthum und Nachdruck. Erstes Sendschreiben, Dessau und Leipzig, 1783. 8. und das zweite Stück: Halle bei Drewzig 1791. Der Verfasser nennt sich aber nicht und geht nur auf die allgemeine Erörterung des Eigenthumsrechts, daher es Herrn Müller noch nicht völlig Genüge thun würde. Unsererseits, denke ich, können wir die Akten für geschlossen ansehen, da die Gegner nur immer Einerlei, wenn gleich mit immer neuern und lauteren Geräusche zu wiederholen haben.

Möchte unsere politische Freiheitssache nur so gut stehen! Aber, wo die Beweggründe nicht lauter sind, und wo so ausschweifende Leidenschaften herrschen, als in Frankreich, da wird Alles verderben.

Im Ganzen ist doch gewiß schon viel Gutes daraus entsprungen, welches hoffentlich der Despotismus nicht wieder auslöschen kann; und die Schilderung mancher Erdengötter, die durch diesen Weg in die Welt kommen durften, haben ihnen doch ihren Nimbus sehr benommen. Wenn dann hierfür die Landstände nur brav und redlich handeln wollen; so wissen sie nun,

daß sie freimüthig sich der Unterdrückung entgegensetzen dürfen, da sie ihren Rücken stützen können.

Gern schwatzte ich noch weiter, aber meine Zeit ist zu eingeschränkt. Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr gehorsamster Diener

Reimarus.

92.

Hamburg, den 11. Januar 1792.

Hier haben Sie denn, hochgeschätzter Gönner, auch meinen von Herrn Müller so schnöde abgefertigten Aufsatz. Was sagen Sie denn zu meiner Unterscheidung von Recht und Billigkeit, die, so viel ich weiß, sonst nicht beachtet werden. Ihre Schrift ist allerdings werth, bekannt zu werden, da Sie nicht nur einstimmen, sondern auch mehr juristisch als ich urtheilen können. Es ist sonderbar, daß die Gegner immer wiederholen: der Nutzen, der durch Nachdruck gestiftet werde, rechtfertige das Stehlen nicht. — Stehlen bezieht sich doch auf Eigenthum und dies wird nur fälschlich vorausgesetzt. So spricht indessen auch Gauve und Becker, von welchen doch in der Schrift, welche ich Ihnen letzthin anführte, behauptet wird, daß sie mit ihrem Vortheil gar wohl zufrieden sein könnten. Bisher hatte, außer Herrn Krause und mir, noch Niemand es gewagt, namentlich zu widersprechen, nun Sie dazu kommen, wer-

den hoffentlich ſich noch Mehrere äußern. In's Geheim weiß ich, daß Viele unſerer Meinung ſind und ſo, wie wir uns erklären, kann man uns auch nicht Schuld geben, daß wir niederträchtige Menſchen damit rechtfertigen.

Was ſagen Sie zu des Kaiſers Verordnung, der nicht dem Verfaſſer oder Verleger eine Entſchädigung, ſondern ſeiner Kaſſe um Nachdruck einen Vortheil zuerkennt? Ich habe es Weisheit genannt — Klugheit habe ich ſagen wollen, denn die Kinder dieſer Welt ſind klüger, als die des Lichts. So unterſagte der König von Schweden den Branntweinbrennern aus dieſem ſchädlichen Gewerbe ihren Vortheil zu ziehen, nimmt aber den Vortheil für ſich. — Meine Schrift ſollte ſchon im November eingerückt werden, blieb aber liegen, weil kein Raum mehr da war — nun konnte ich glücklicher Weiſe die Nachricht hinzufügen, daß Sie, ſchon ohne von mir zu wiſſen, daſſelbe Urtheil fällten. Der Verleger hat meinen Aufſatz auch beſonders abgedruckt. Mit dem Magazin iſt ihm ein Unglück begegnet. Es ſteht darin ein Aufſatz von Herrn Profeſſor Eggers in Copenhagen, daß die Fürſten, da doch der Adel ihre Souverainetät unterſtützen ſollte, vorſichtig ſein möchten, die Ehrentitel nicht unwürdigen Perſonen zu ertheilen — und dabei war namentlich der Fall vom Herrn von Lüttichau angeführt, dem man in Dänemark den Kammerherrnſchlüſſel genommen und den der Kaiſer nun zum Reichsgrafen ernannt hat. Lüttichau war eben hier, wandte ſich an den Kaiſerlichen Miniſter,

man führte grosse Klage, die Blätter mußten ausgeschnitten werden und ich habe nicht einmal ein uncastrirtes Exemplar erhalten können, sondern nur in einem geliehenen den Aufsatz gelesen, der übrigens, das Persönliche abgerechnet, wohl geschrieben ist. Daß, wie die Aristokraten meinen, Gagern noch vom Kaiser verfolgt werden würde, glaube ich nicht, denn man müßte ja den Schriftstellern vielmehr danken, wenn sie noch Fürsten freimüthig guten Rath geben den diese sonst nicht oft erhalten.

Wegen des Vorschlages eines Werkes zum Uebersetzen bin ich scheu, da die Fabriken sogleich auf alles Neue fallen und von einem Werke oft zwei Uebersetzungen erscheinen. Indessen hat unser Sieveking schon nach England geschrieben, daß man ihm verläufig die Titel von neu herauskommenden, interessanten Werken melden möchte. Ich habe von einem gehört: Advice of an old man to a young Prince — welches dem Prinzen von Wallis freimüthige Lehren geben soll — weiß aber nicht, ob es für Deutschland nicht zu dreist ist. Wir wollen erst abwarten, wie der Kaiser obengedachten guten Rath (vom Prof. Gagern) belohnt.

Von meiner kleinen Gelegenheitsschrift: Freiheit — lege ich ein Exemplar bei. Sie soll den Vorwurf ablehnen, daß wir durch den Freiheitssinn alle gute Ordnung angreifen. Ich vertheidige Menschenrecht (auch das Recht des Theetrinkens) —

Die Meinen empfehlen sich mit mir Ihrem feineren Andenken, wünschen Ihnen von Herzen frohen

Sinn, unbekümmert von Außen und Innen und ich verharre ꝛc.

Reimarus.

23.

Hamburg, den 9. Juni 1792.

Verehrungswürdiger braver Vertheidiger der Menschenrechte!

Sie werden doch hoffentlich noch von äußerer Kränkung verschont sein — und dann müssen wir auch weiter nichts fürchten. Das Militair zu beleidigen ist freilich eine gefährliche Sache, aber diesen . . . . . ihr Handwerk schimpflich zu machen, ist das Wichtigste für Erhaltung der Freiheit. — Schlözer wird auch angefochten, aber ich hoffe, er wird seinen Mann stehen. Und wie will man jetzt alle Stimmen zum Schweigen bringen?

Ueber Forster in Mainz habe ich mich doch gewundert. Freund Cramer und Hennings will ich nicht einmal erwähnen. Also wir wollen Muth behalten, jetzt besonders, wo es Noth thut.

Reimarus.

24.

Hamburg, den 3. August 1792.

Es ist doch eine gute Sache — werden Sie, theurer Bundesgenosse, gesagt haben, — daß es noch auf-

richtige und muthige Leute in der Welt giebt, — als Sie erfuhren, daß, ohne Ihr Wissen und ohne mit Ihnen in Verbindung zu stehen, blos um der Wahrheit und um des, von Schriftstellern zu vertheidigenden Rechts der Menschheit wegen, ein Mann so öffentlich und so treffend Ihre Vertheidigung übernommen hat. So ist doch eine gute Sache, muß ich hinzufügen, daß wir, unter anderen Freiheiten, hier auch censurfrei sind. Wegen versäumter Censur, höre ich, ist Ihr Buchhändler in Hannover zur Strafe gezogen worden. Ist aber auch sonst etwas in Ansehung des Inhaltes der Schrift und des Verfassers geschehen? Wenn möchte ich wissen, was die Vertheidigung für Sensation bei Dem und Dem gemacht hat und ob Zimmermann sich nun bedenken wird, weiter den Mäzenen zu spielen, denn die bedeutendste Ihrer Schriften, die von Abessinien und das Glaubensbekenntniß, waren ihm ja noch übrig. — Nun, in Schweden ist denn auch Preßfreiheit zugestanden. Den Eingang des Manifestes scheint man sich von einem französischen Philosophen haben machen lassen, oder aus der französischen Erklärung über diese Sache genommen zu haben. Der Schluß ist aber, daß nunmehr völlige Freiheit sein soll, über die Einrichtung des Himmelslaufes, wie auch über Wetter und Wind, über Thiere auf dem Felde u. s. w. zu schreiben, nur nicht über Dinge, welche die Religions- oder Regierungsverfassung angehen, außer wo man schon in Petto ist, wie vom neuen Jerusalem u. d. gl. Nichts destoweniger

glaube ich, daß diese Censurfreiheit schon von großem Nutzen sein wird. Die Verfasser bleiben zwar verantwortlich, aber, wer gute Absichten hat, kann sie dann auch schon vertheidigen und die Schrift, welche einmal da ist, stiftet doch ihren Nutzen.

Einen sehr interessanten Mann, der mit vielem Witz auch viele Kenntnisse verbindet, den Herrn Kammerherr von Buchwald, habe ich mir die Freiheit genommen, wenn er auf seiner Rückkehr von Holland durch Bremen kommt, an Sie zu verweisen. Er ist Stifts-Amtmann auf der Insel Fühnen, zu Odensee, hat Güter in Jutland und will sich jetzt wegen einiger ökonomischer Anlagen, Torfmoore u. s. w. zu nutzen in dortigen Gegenden umsehen. Er hat zuerst über die Aufhebung der Leibeigenschaft und sonst noch Verschiedenes geschrieben.

Viele herzliche Grüße von allen den Meinen, die den braven „Wurmbrand“*), noch einmal nicht relegirt, gesund und vergnügt bei uns zu sehen wünschen.

Ihr ꝛc.

Meimarus.

23.

Hamburg, den 14. August 1792.

Mit vieler Bekümmerniß haben wir Ihr schweres

*) Eine Hauptfigur in einer satyrischen Schrift von Knigge. A. d. H.

Leiden vernommen.*) Geben Sie aber ja den Muth nicht auf, wie auch Herr Doctor Olbers nicht gethan hat.

Zimmermann, der ja auch Ihre Plage vermehren wollte, und der noch das Wichtigste zurückzuhaben scheint, ist doch nun wohl geschlagen, und hat aus der letzten und kräftigsten Schrift nur solche Stellen ausgezogen, die kein Vernünftiger tadeln kann und in verschiedenen anderen Schriften schon ohne Scheu behauptet werden.

Reimarus.

26.

Hamburg, den 21. August 1792.

Die Freude über Ihre Besserung war unter uns allgemein. — Daß Sie schon einen Verweis von der hannöverschen Regierung erhalten haben, war mir lieb zu vernehmen, weil damit dann die Sache abgethan und nichts weiter zu befürchten ist. Sie schrieben ja nicht, wie Zimmermann thut, um von hoher Hand Beifall und Gnadenzeichen zu erhalten — und ich wollte Ihren Verweis lieber, als seine Dosen u. s. w. verdient haben. Wegen der Beschuldigung von Aufruhr-

*) Knigge litt am Blasenkrampfe und Steine.

Bayerische

predigen kann man ja noch eine Rechtfertigung eingeben, daß man dergleichen nicht verdient zu haben glaube. Darauf wird nichts weiter geantwortet, und so behalten wir das letzte Wort. Was endlich die regierungsmäßigen Ausdrücke betrifft, ei, das rechne ich nur für Canzlei-Styl. In verbis sumus faciles. Der Rath zu München mußte ja vor dem Bilde des Kurfürsten knieend Abbitte thun! Klopstock nennt es: „der Kurfürst ließe sich bei lebendigem Leibe anbeten" — Nicht so lieb ist es uns, daß Sie gegen Zimmermann einen Injurienprozeß anhängig gemacht haben. Könnte er nicht noch liegen bleiben? Es ist nur für Sie ein fortgesetzter Verdruß, der Ihnen gewiß nicht zuträglich ist. Da kommt denn seinerseits eine Replik, darin er alles hervorsuchte. Da möchten denn doch einige Stellen Ihrer Schriften sein, welche für persönliche Ausfälle gedeutet werden könnten. Da möchte man das Leb des Paine anführen, der doch in der That den König und die Regierung angegriffen hat und von dem sich fast nicht leugnen läßt, er habe aufwiegeln wollen. Kurz, ich wollte ungern, daß das Detail weiter verfolgt werden sollte; in generalibus lassen sich dergleichen Schriften am besten rechtfertigen. Mir fällt dabei die Vertheidigung ein, welche ein englischer Sachwalter Erskine geführt hat, deren unser Albrecht (den ich auch gegen Sie als Verfasser jener in quaestionis nennen kann) in der Monatsschrift 1791 S. 46 u. f. f. gedenkt. Man müsse, sagt er, nur auf die Absicht des Verfassers se-

hen und, da es erhelle, daß diese gut gemeint sei, so müßten auch einzelne Stellen nicht ausgedeutet werden, wenn er gleich hier und da durch seinen Eifer für die gute Sache etwas zu weit hingerissen wäre. Dieser Albrecht ist ein scharfsinniger, philosophischer Kopf, hat auch viele philosophische Kenntnisse und schreibt so gut, daß auch Wieland und Goethe es gelobt haben. Und dies war doch nur seine neue hamburgische Dramaturgie, deren Vertrag ich nicht zu seinen besten Proben rechne, weil ihn eine zu subtile philosophische Zergliederung oft gedehnt und schwach macht. Nur Eins muß ich noch sagen — der brave Doctor Olbers, dem ich mich zu empfehlen bitte, muß dem ihm subordinirten Herrn von Knigge verbieten, für's Erste sich um französische Nachrichten zu bekümmern. Schonen Sie Sich und erholen Sich, dann wollen wir die Jacobiner und alle Schurken brav ausschelten. Wird Ihnen das Briefschreiben noch beschwerlich, so übernimmt es das Fräulein Tochter, deren Briefwechsel auch meiner Frau sehr angenehm sein wird.

Reimarus.

27.

Hamburg, den 13. November 1792.

Ihre, schon bis zum Grade eines Schriftstellers, wiederkehrende Gesundheit ist uns besonders angenehm zu erfahren gewesen. Mit Vergnügen wird man von

Ihnen Aufsätze im Schleswig'schen Journale aufnehmen. Daß dafür ein Honorarium bezahlt wird, versteht sich allerdings. Aber nun von dem Inhalte dieser Aufsätze zu reden — das Journal könnte freilich auch ganz dreiste Abhandlungen aufnehmen, würde es Ihnen aber zuträglich sein, dergleichen zu schreiben? Die Redaction würde zwar Ihren Namen nicht nennen, es ist aber schon von Ihnen selbst in Braunschweig bekannt geworden, daß Sie daran arbeiten wollten; man kennt Ihren Styl, man würde Verdacht schöpfen, nachspüren u. s. w., welches unangenehme Erklärungen veranlassen würde und Ihren Umständen, ja selbst Ihrer Gesundheit nachtheilig sein möchte. Mein Rath und meine Bitte wäre also, daß Sie Ihre Aufsätze begehrtermaßen wirklich zuvor der Censur übergäben, damit man nicht argwohnt, daß Sie doch heimlich etwas schreiben müßten. Sie haben schon genug für Recht und Freiheit gewagt; lassen Sie nun auch Andere vertreten, und Gott Lob, es wird nicht daran fehlen. Sie können ja auch noch viel Nützliches schreiben, welches der Censor gelten lassen müßte, mit dem man, wie sie aus Berliner Beispielen wissen und wie ich auch sonst gehört habe, sich überdem noch, wenn er sein Urtheil einmischen will, ein Viechen herumdisputiren kann. Kurz, ein öffentliches Verfahren würde ich für Ihre Ruhe äußerst nothwendig halten. Der Freund, dessen Namen Sie zu wissen begehren, ist mein Schwager, der Kammerherr Hennings, Amtmann zu Plön und Ahrensböck.

Nun schreiben Sie so, daß es Ihnen lauter Vortheil, und weder Gefahr noch Schaden bringen kann.

Reimarus.

28.

Hamburg, den 1. Februar 1793.

Ihr neuliches Schreiben erfreuet mich doppelt, einmal, da es mir einen gebeſſerten Zuſtand Ihrer Geſundheit verkündigt, und dann, da es mir die Hoffnung giebt, Sie noch dieſen Sommer mit Ihrer geehrteſten Familie hier zu ſehen.

Wegen der Ueberſetzung hat unſer Albrecht ſich bemühet, ohne Sie zu nennen, aber Bachmann und Bundermann wollen nur mit Büchern bezahlen, Hammerich in Altona wollte es wohl auf Ihre Bedingungen nehmen, aber nicht zur Oſter-, ſondern zur Michaelis-Meſſe. Sonſt wäre dies noch ein guter, zuverläſſiger Mann, denn ich muß Sie warnen, ſich ja nicht ohne Vorſicht einem Buchhändler anzuvertrauen, weil ſie leicht, um das Werk zu empfehlen, im Vertrauen Eines dem Andern, den Verfaſſer oder Ueberſetzer nennen. Sollte nicht in Straßburg ein Buchhändler zu finden ſein, an den Sie aber durch einen Andern ſchreiben müßten?

Ganz wird man doch die Preßfreiheit nicht unterdrücken können, da unſere Jugend ſchon einmal davon eingenommen iſt und bald hier, bald dort etwas aus-

bricht. Beiliegendes ist die Ueberſetzung des Liedes der Studenten in Upſala, da ſie eine Leichenprozeſſion der Preßfreiheit angeſtellt und die vormalige Erlaubniß-Akte feierlich begraben haben. Auch wollen ſie bis zur wiederhergeſtellten Freiheit fortfahren, mit einem Flor am Arme zu trauern. — O weh! aber, daß die Franzoſen alle gute Hoffnung, die man von ihnen hatte, ſo zurichten, allen guten Willen anderer Völker von ſich abwenden. —

Wer iſt denn der Verfaſſer der 20 Vermahnungen? Man meint Doctor Reinhold. —

Reimarus.

29.

Hamburg, den 12. März 1793.

Mein Mann*) hat zwar Ihren Brief leſen, aber nicht zu Hauſe bleiben können, und mir iſt es ſo wichtig, Ihnen, theurer Mann, beruhigende Nachrichten zu

*) Dieſer Brief iſt von der Gattin des Reimarus. Wir werden noch mehre Briefe dieſer gebildeten Frau geben, als bemerkenswerthe Proben von der Betheiligung des weiblichen Gemüthes an jener freiſinnigen, revolutionären und unzufriedenen Oppoſition, welche man damals „Weltbürgerthum" nannte und, wie zu allen Zeiten, ſich mit großen Hoffnungen für die Zukunft tröſtete.

A. d. H.

geben und für die gütige Theilnahme zu danken, wodurch Sie danach verlangen, daß ich gleich diesen Augenblick schreiben muß. Vegt und Sieveking müssen vom Rathe Untersuchung verlangen, weil der Berliner Hof in dem Documente, der Lehse's Entfernung verlangt hatte, ihren Namen mit genannt und sie als Clubisten und Widriggesinnten bezeichnet hatte. Darauf hat man, wie ich glaube, das Resultat dieser Untersuchung geschickt und dieses ist schon Rechtfertigung für Vegt und Sieveking. Die kleine beigelegte Schrift ist noch ein Ueberiges, was Sieveking nach seinem guten Herzen thun zu müssen geglaubt; ich hätte mehr getrotzt, sagte ich, wie er mir's zu lesen gab, und wäre weniger in's Detail gegangen. Indessen mag es hingehen und auch so vielleicht nützen. Gefahr, die im Auslande so oft wiedergeläutet worden ist, ist, darauf können Sie nachsagen, für V. und S. gar nicht da gewesen, man hat gesagt, ihnen wären Zettel in's Haus geworfen, an die Thür geklebt, er müsse Strafe geben, auswandern, Gott weiß, was noch mehr — von alle dem ist Alles, auch die leiseste Spur, erlogen; altes Weibergeklätsche, wovon Sie in Sieveking's Schrift die ganze Ausführlichkeit sehen, ist das Meiste und das hört nach einiger Zeit, wenn man nichts dagegen thut, auf. Der preußische Minister ist freilich das ärgste alte Weib gewesen, das hoffe ich, wird sein Hof, wenn er irgend gerecht ist, ihm schriftlich sagen. —

Behält Hamburg nur freie Handlung, so ist Alles Narrenspoſſe und die groſſen Herren sollen wol einsehen, daß auch ihre Unterthanen nur dabei ihre Rechnung finden.

Albrecht sitzt diesen Augenblick bei uns, freuet sich Ihres Andenkens, meint, Sie möchten die Acten nur herschicken; vor allen Dingen werden Sie nur gesund, damit wir uns zusammen in Hamburg unseres Daseins freuen können. Unseres Daseins — was übrigens um uns ist, Freiheits- oder Despotenſieg, mag der Himmel wissen, auch wo ja die Freiheit wohnen mag — in Frankreich wol nicht — die Schwalle! — Ich freue mich über nichts, betrübe mich über Manches und denke: Wohl dem, der in seinem Hause, wie in eine Nuſsschaale, zurückkriechen, mit seinen Freunden leben und die Welt vergeſſen kann.

Klopstock will jetzt seine Grammatik schreiben — wohl ihm, wenn er nur manches Andere schon längst hätte gut sein laſſen. Sie haben wol sein zurückgeschicktes Bürgerrecht in der Braunschweiger Zeitung gelesen — es ist leider nicht von ihm, aber manches Andere, was wir gelesen haben, ist leider von ihm. Lavater hat ihn neulich gebeten und ermahnt, er möge sein Diplom zurückschicken; das hat er sehr übel genommen.

Noch eine ehrliche Bemerkung: ich glaube, ein Brief von Ihnen würde Albrecht sehr freuen. Wenn der Verdruß von Campe über eine Schrift von Stuve (über Aufruhr) gekommen sein sollte, so hatte man ihm

wol sehr Unrecht gethan. Die Schrift ist sehr gut — aber die hatte ja Eichenburg recensirt und zwar sehr brav. Ueber die Schrift: „Ueber Modelectüre" hat er seine Freude gehabt. Das weiß ich von ihm. Mein Bruder wird sich sehr Ihrer Beiträge zum Journale freuen.

S. Meimarus,
geb. Hennings.

30.

Hamburg, den 11. Juni 1793.

Warum ich erst heute schreibe, theurer Herr von Knigge, scheint freilich unbegreiflich, da Sie eine Abhandlung an mich zur Beförderung, eine zweite an meinen Mann gerichtet haben. Befördert ist freilich Alles, wird im Juli und August des Journals abgedruckt, hat allen Dank der guten Menschen, die es im Manuscript gelesen, und des Redacteurs — aber viele Dinge sind Schuld, daß ich erst heute, sage auch in Vollmacht meines Mannes, schreibe, der heute nicht schreiben kann. Wären Sie doch bei uns, mein Bruder aus Wien besucht mich, es wird so Manches besprochen, so Vieles warm auseinandergesetzt, davon ich Ihnen gern etwas mittheilen möchte. Was sagen Sie zu meines Bruders Erklärung in den Zeitungen? Das elende Wesen, was im Dunkeln gegen Ges. S. sein Spiel treibt, verdient

sie freilich wohl, wird sich aber hüten, den Handschuh aufzunehmen, den auch Ges. S. hingeworfen hat. Der Anonymitäts-Mantel ist eine bequeme Sache, besonders für Banditen. Ges. Schmett... schreibt ein Buch gegen die Chortache, worüber sich das Publikum freuen kann, sonst speiet es Feuer und wird den Elenden gewiß zermalmen. Der kommt in Juni des Journals weg, wie er es verdient; wenn aber das gute Journal nur selbst das Leben behält. In Berlin und Wien ist's verboten, ich fürchte, das wird den Absatz sehr schwächen. Der Bund im Reiche der Dummheit ist sehr groß, wer weiß, wie Viele sich noch dazu schlagen; man muß indessen nicht aufhören, an die gute Sache der Aufklärung zu glauben, was da ist, wird gewiß nicht wieder vernichtet werden, wol nur sehr langsam wachsen, aber am Ende doch zum Riesen werden, den nichts mehr über den Haufen werfen kann.

Lavater ist hier gewesen — nicht wie einst in Bremen — nur einen Tag, ohne zu heilen, ohne zu segnen, aber auch ohne Fußabschütteln; er wird wieder zurückkommen und dann, wie ich bei Klopstock und Mehreren sehe — bezaubern — glaube ich nicht, das liegt nicht in unserem Boden, der nur Handlung und fleißiges Gewerbe trägt und keinen Wunderglauben sprießen läßt.

Baggesen und die Frau sind viel bei uns gewesen, zwei sehr liebe Leute, die wir ungern wegreisen sahen. Sie bleibt in der Schweiz, er reist nach Italien

und Frankreich, eine schöne Reise für seine Gesundheit, die wol dieser Stärkung bedarf und für uns, die sein „Labyrinth" gern lesen. Aber Freund Cramer hat viel Unfug damit getrieben, wie Sie, wenn das Uebrige herauskommt, sehen werden.

Albrechts Patriotismus hat Ihnen doch auch gefallen. Zöllner aus Berlin ist auch hier gewesen, er spricht so frei, als ob er noch von der vorigen Regierung wäre. Friede wird kommen, sagen einige Nachrichten, Gott gebe es, so kann noch Alles gut gehen und wir wollen uns noch einmal so freudig die Hand geben.

S. Reimarus,
geb. Hennings.

31.

Hamburg, den 27. August 1793.

Ihr gütiges Schreiben schmeichelt mir und den Meinen nur gar zu sehr wegen der geringen Dienste, die wir Ihnen hier zu leisten uns so gern beflissen haben.*) — Sie fangen also wirklich an, die Schritt von der Pest vorzunehmen und werden auch nicht vergessen, sie

*) Kolage war im Juli zum Besuche in Hamburg, und durch Reimarus Vermittelung in „Stadt Kopenhagen" einlogirt gewesen. Ebenso Frau v. d. Recke.

A. d. H.

recenſiren zu laſſen, ob auch etwas von Freiwerden darin anſtößig wäre? Ich habe auch ſchon an meine verſprochene Vorrede gedacht und nehme alſo zur Abwechſelung bald den Blitz, bald die Peſt vor, jedoch beides, um es abzuwenden.*)

Von einer boshaften Schrift gegen Spartacus und Philo hat mir Albrecht geſagt. Wir haben ſie aber noch nicht erhalten können. Ich wüßte indeſſen nicht, was Ihnen eine ehemalige Verbindung mit Weishaupt**) noch ſchaden könnte. Auf alle Fälle wird unſer Generaldefenſor wieder bereit ſein.

Ihr Werk über Schriftſtellerei, dafür ich noch ergebenſt zu danken habe, iſt von mir, bei unſerem Theetiſche mit wechſelſeitig mitgetheiltem Vergnügen genoſſen worden, und wir fanden es bald wegen ſcharfſinniger Bemerkungen, bald wegen witziger Laune intereſſant.

Herr Daſſel nimmt Ihr gütiges Anerbieten wegen der Empfehlungsbriefe mit Dank an. Den Herrn Procurator Görber zu empfehlen, werde ich das Meinige beitragen. Ich denke, er wird dann auch etwas bei der hannöveriſchen Regierung vermögen, um billiger gegen unſere Stadt geſinnt zu ſein. Die Sillern'ſchen

*) Es handelt ſich hier um die Schrift: Antrechan, von der Peſt, mit einer Vorrede von Reimarus Hamburg, bei Bachmann.

A. d. H.

**) Stifter des Illuminatenordens.

A. d. H.

Erben sind so gut gewesen, mir den Antrechaus schon vor der Auction auszuliefern. Ich sende ihn also zur Austauschung hierbei. Dieses war um etlicher Bleistiche willen, die ich, wo ich etwas mir Merkwürdiges fand, bezeichnet habe, dahingegen der Syndicus andere nach seiner Absicht bemerkt hat. Da ich in der Vorrede vielleicht einige Stellen des Werks anführen möchte, so müßte ich nun doch wol die deutschen Ausdrücke gebrauchen und möchte mir also die Bogen, sowie sie fertig sind, zu diesem Zwecke ausbitten.

Vale! Vale! et memento
Tui
Raimari.

32.

Hamburg, den 8. Novbr. 93.

Den Empfang Ihrer trefflichen Uebersetzung bescheinige ich hiermit. In künftiger Woche, denke ich, soll mit dem Druck angefangen werden.

Was Kant's Aufsatz betrifft, so sind freilich die Aeußerungen (p. 255. 259. 262.) hart, daß dem Unterthanen kein Widerstand, keine Gegengewalt gegen Bedrückung, ja, gegen offenbaren Bruch der Bedingungen, gegen das Oberhaupt erlaubt wäre. Der Mann scheint es aber aufrichtig aus seinen Principien gefolgert zu haben und entweder nicht auf den Begriff eines vom

Volke Bevollmächtigten Rücksicht zu nehmen, oder doch auch dabei die Schwierigkeit zu finden, wer in gegenwärtigem Falle entscheiden solle. In der That müssen wir doch auch gestehen, daß die Sache, wenn es auf gänzliche Veränderung des Verhältnisses ankommt, sehr bedenklich ist; weniger im Widerstande gegen einzelne Bedrückungen, Werbungen, Auflagen u. dergl., daß aber doch der gute Kant nicht schmeicheln wollte, sondern frei seine Meinung sagen, zeigen andere Stellen, z. B. p. 280 wegen der Kriegserklärung, so p. 265 wegen Freiheit der Feder und der Religionsmeinungen — ja, die Bedrohung der Gewalt (p. 270) und der Begriff der persönlichen Freiheit (p. 235) gegen die Staatsvormünder. — Sie wären mit seiner Moral nicht zufrieden? Vielleicht meinen Sie seine Schrift über die Religion, welche überhaupt sehr sonderbar, erst scholastisch, dann frei und vernünftig, und wiederum fast schwärmerisch ist, so daß man meinen möchte, er habe sich Allen anschmiegen wollen. Meine Weise wäre so freilich nicht; er scheint aber zu solchen Spielen oder Kunststücken des Witzes geneigt zu sein. Seine Moral können wir nicht anders, als rein und ernsthaft finden, nur sehe ich nicht, wie er sie auf dem von ihm angenommenen Grunde erbauen kann. „Die Vernunft gäbe sich selbst, unabhängig, ihre Gesetze" — denn hier möchten wir auch fragen: wessen Vernunft? Da das Urtheil schon sehr verschieden ist, und dann, wer soll entscheiden, wenn sie mit der Sinnlichkeit, die uns doch auch angehört,

im Streite ist? Uebrigens ist das, was er p. 226 u. f. sagt, wohl und brav ausgedrückt. Nun noch von Ihrer Angelegenheit. Die Frau von der Recke wird nächsten Sonntag zu uns kommen. Wie steht es doch mit dem guten Fürsten von Nassau-Saarbrück?

Ihr

Reimarus.

33.

Hamburg, den 22. Novbr. 1793.

Erlauben Sie mir, lieber Herr Baron, heute, da mein Mann abgehalten wird, den Theil Ihres Briefes zu beantworten, der nicht die Kant'sche Philosophie, sondern die Philosophie des Lebens Ihrer guten Tochter betrifft. — Ich gestehe ein, daß jeder andere Plan des Lebens für sie mir lieber gewesen wäre, als der des Hoflebens, versteht sich, jeder vernünftige Plan, wie Sie ihn sich als Vater bilden konnten. Indessen, da Sie anders gewählt haben, gebe ich meine Vernunft gefangen und bezeuge, daß die Frau von der Recken die theilnehmende Freundin ist, der man ein solches Geschäft auftragen muß. Ob sie aber, bei allem guten Willen, etwas wird ausrichten können, ist eine andere Frage; sie will an den Augustenburger Hof schreiben. Nach Copenhagen, bei der Prinzessin Louise Auguste, meint sie, ginge es gar nicht, dort wäre Alles besetzt und der feste

Grundſatz, nur Landeskinder zu nehmen; auch der Gräfin Münſter, die doch jetzt Güter dort hat, wäre dieſes für ihre Stieftochter geantwortet. Die Prinzeſſin Louiſe, Schweſter des Prinzen von Auguſtenburg, ſoll ſehr gebildet, ſehr gut und liebenswürdig ſein; könnte Ihr Fräulein Tochter mit Der leben, ſo wäre gewiß am Beſten für ſie geſorgt und an ſie ſchreibt unſere v. d. Reden. In den Händen dieſer Frau möchte ich die liebe Philippine gern ſehen, leider, daß ſie nicht kann, wie ſie möchte. Dem fehlt Geld, Dem guter Wille — ſo iſt Mangel an allen Ecken. Gut, daß Ihre Tochter ſo erzogen iſt, daß für ſie nie Mangel da ſein kann und in ihrer Ausbildung das ſchönſte Capital in ſich faßt.

Nun von der Peſt. Mein Mann, der jetzt ganz in dieſer Landplage wühlt, hat Ihre Hefte ſchon dem Buchführer gegeben; ſie werden nicht hier, ſondern auswärts gedruckt und ſind recht zeitbedürftig; deswegen eilt mein Mann mit der Vorrede. — Nun endlich halten die amerikaniſchen Schiffe Quarantaine und die Sachen ſollen ausgelüftet werden; es hat aber ſchwer gehalten, die Rathsherren, die zugleich Kaufleute ſind, dahin zu bringen. Sie wollen gern alle Peſtnachrichten verlöſchen. Gewinn! Gewinn! iſt der Gott, dem ſie Alle huldigen. Es hat meinem Manne viel Mühe gekoſtet, die Leute hier aufmerkſam darauf zu machen, daß Alles verloren wäre, wenn man die Anſteckung nicht verhinderte. Jetzt haben die Zeitungen aufgehört, vom gewöhnlichen gelben Fieber zu reden, wovon auch in

den Philadelphischen Zeitungen die Rede ist. Heute sagt der Correspondent die Wahrheit zuerst.

Ueber Frankreich mag ich gar nicht reden; wann werden die schrecklichen Zeiten enden? Und wie weit sind die Franzosen auf der guten und bösen Seite gekommen! Daß 21 Menschen unschuldig hingerichtet wurden, ist entsetzlich, aber daß sie so entschlossen sterben konnten, ist groß. —

Mein Bruder setzt das Journal, wie Sie in der Anzeige gesehen haben, fort und bittet die Auserwählten um Beiträge. Wenn er es mit seinem Namen schreibt, wird er sich doppelt versehen müssen, nicht zu dreiste Aufsätze aufzunehmen und das ist schon schlimm. Im Dänischen soll ein sehr hämisches Buch, ich glaube „das Blutgericht" gedruckt sein, plump und boshaft; — im Braunschweigischen eins: „die Revolution der Schöppenstedter," auch unartig und beleidigend gegen den Herzog. Man hat hier ausgefunden, daß tückische Aristokraten dergleichen Bücher veranstalten, um die Preßfreiheit zu untergraben. Brave Männer müssen Alles thun, um das zu verhindern und also laut dagegen auftreten.

S. Meimarus,
geb. Hennings.

31.

Hamburg, den 20. Decbr. 1793.

Wären wir doch da, wo es Frühling und gute Menschen giebt, die wieder zu einander kommen! Manche

Zeit der Grausamkeit, manche Guillotine-Scenen wären auch dann übersprungen. Was das für Köpfe sind, die wieder in Straßburg heruntergemußt haben? Wer wollte das? Doch ehre ich mir mein menschliches Gefühl! Um ruhig und mit Zutrauen über das Alles zu urtheilen, muß man mit der Geschichte sich dreißig Jahre weiter hinausſetzen, beim Zurückblicken wird das Auge dann alle Grausamkeiten, die dazwiſchen liegen, überſehen und nur Sclaverei am Anfange, und Glück und Freiheit am Ende erblicken. Wüßten doch die Könige, daß Alles, was ſie dagegen thun, den Geiſt der Sache ſtärker treibt, daß keine Cenſur, kein Verbieten der Leſegeſellſchaften in Wien etwas helfen wird. Claudius iſt auch an Hennings zum Retter geworden, hat aber von fremder Hand ſeinen Ausputzer bekommen; mein Bruder verhält ſich leidend in der Sache, wer wollte auch mit überſichtlichen Schwärmern fechten.

S. Reimarus,
geb. Hennings.

33.

Hamburg, den 8. Januar 1794.

Erlauben Sie mir, daß ich mich an meines Mannes Stelle der „Peſt" annehme und Ihnen die erſten Bogen Ihrer vollendeten Arbeit ſchicke. Die Vorrede iſt auch ſchon weggeſchickt und ich hoffe, daß wir bald das Ganze haben werden.

Frankreich macht Riesenschritte — ob zum Frieden? Weiß Gott! Die Verbündeten stehen da, wo sie voriges Jahr um diese Zeit standen, vielleicht noch weiter zurück. Machen sie nicht bald Frieden, so werden die Franzosen das, was die kräftigen, wilden Deutschen einst waren, und rauben und erobern, was ihnen behagt. In Frankfurt ist Alles voll Schrecken, Alles flieht — in Tenlen wird man noch schrecklich wüthen, in Paris wird noch mancher gute Mensch guillotinirt. Fürchten muß man die Franzosen, ihre Grausamkeiten müssen vielleicht sein, aber sie sind schrecklich! —

S. Reimarus,
geb. Hennings.

36.

Hamburg, den 7. Februar 1794.

Wenn Sie nicht Philosophie des Lebens haben, lieber Herr Baron, so giebt es keine; — unter Leiden und körperlichen Schmerzen einen komischen Roman zu schreiben, ist Alles, was ein ehrlicher Mann leisten kann und ich biete allem Zwang und allen Censuranstalten Trotz, einen Geist, wie den Ihrigen, zu unterdrücken. Ihr Brief und Ihre Art zu handeln, hat uns Allen viel Freude gemacht, wird aber doch nichts helfen. Wo wäre das Licht, welches die geblendeten Augen sehen machte! Schlimm ist es, daß die Menschen einen con-

sufen Gedanken dabei haben, daß auch die Gerechtigkeit mit einer Binde vor den Augen gemalt wird, und am Ende wol gar glauben, sie machen's Recht. Dergleichen erfährt mein Bruder auch, gegen den tritt Claudius auf, wie die Stimme eines Predigers aus der Wüste, weiß zwar noch nicht, was der „Genius“*) sagen will, schreit aber doch aus vollen Kräften gegen ihn. Erst wollte er ein Wochenblatt dagegen schreiben, jetzt, höre ich, wird es ein Buch — ähnelt es dem letzten Theile seines Werks, so wird es nicht viele Leser finden. Und doch vielleicht, in der Schwärmerei hat Jeder seine Auserwählten. In Copenhagen ist auch, bei Gelegenheit der Schmettau'schen Secte, die Frage gewesen, ob man nicht die Presse einschränken müsse? Da hat aber ein ehrlicher Mann geantwortet, er sähe nicht ein, wie man Recht hätte, der Nation Das zu nehmen, was ihr gehörte — und so ist es unterblieben. Deswegen ist auch des Königs Geburtstag in Altona mit großem Jubel gefeiert und Unzer hat bei der Gelegenheit ein Gedicht gemacht, das Sie freuen wird, wenn es im Genius erscheint. Es hat im Altona'er Adreßblatt ohne seinen Namen gestanden und der Genser soll sich erschrocken haben, wie man ihm begreiflich machte, was es sagen sollte. — Ihre Aufsätze finden Sie im Februar — und der Genius und Hennings bitten um neue Geisteszufuhr.

*) „Genius der Zeit“ hieß das Journal von Hennings. A. d. H.

Das Publikum wird Sie sehr schnell mit Beifall bezahlen und auch Hammerich hat den Auftrag, nicht das Ende des Jahres abzuwarten, um die Mitarbeiter zu befriedigen. Bleibt Ihnen also noch etwas komische Laune übrig, so theilen Sie auch mildthätig dem Genius mit. — Der Knabe (Vignette) hat mir ein zu ernsthaftes Gesicht und ist doch noch in den Kinderjahren. Freilich muß das Kind vorsichtig sein, wenn es nicht fallen will, aber unschuldig lachen kann es doch.

Alle Friedenshoffnung ist hier nach den letzten englischen Nachrichten verschwunden, doch soll Preußen nicht gutwillig Truppen hergeben wollen, wenn der Kreis, für den sie fechten, sie nicht bezahlt, und die armen Leute waren doch nicht Schuld an dem Kriege. Ferner hat auch dem Unglücke unterliegen müssen, wol mehr dem häuslichen, als dem politischen. Im Moniteur ist sein Tod gemeldet und Vieles zu seinem Lobe gesagt. Ein junger Mensch, der kürzlich nach Paris gegangen ist, schreibt: jetzt bin ich mehr als jemals überzeugt, daß Nichts Frankreichs Freiheit unterdrücken kann, Alles ist voll Muth, voll junger Mannschaft, die gern ausmarschirt. Brod haben sie genug, weil es mit Vorsicht vertheilt und für Zerstörung gesichert ist, nur hat man jetzt schwarzes, statt weißes Brod, das bei Todesstrafe verboten ist. Daß Todesstrafen jetzt so vertheilt werden, wie sonst Ruthenschläge, finde ich nur schrecklich.

Von meinem Manne die herzlichsten Empfehlungen;

er schreibt, wenn er die vollendete „Pest" schicken kann. Jetzt nimmt ihm die Correctur des „Blitzes" manche Zeit weg. Wenn dieser Brief undeutlich und confus ist, so muß es Sie nicht Wunder nehmen; Ramsay über America wird im Zimmer laut vorgelesen.

S. Reimarus,
geb. Hennings.

37.

Hamburg, den 13. Mai 1794.

Sie sind meinem Bruder entgegen gekommen, lieber Herr von Knigge; er schreibt mir heute: „bitte Herrn v. K. mir etwas von seiner Reise zum Genius zu erzählen." — Zur Antwort habe ich Ihren Aufsatz eingeschickt, aber die Hoffnung, daß Sie ihm etwas erzählen werden, bleibt ihm doch, nicht wahr?

Reinhold's Besuch war uns sehr lieb; mit ihm war ein junger, wackerer Graf Burgstall und ein Dr. Kollmann die Reisegesellschaft. Wie sie da war, hätte sie mit der Kant'schen Philosophie versöhnen müssen, wenn man auch einen Groll gegen sie gehabt hätte. Sokrates unter seinen Schülern konnte nicht einiger wandeln, wie diese Leute mit einander fortgingen, so brüderlich, so ganz ohne Egoismus. Kiel mag sich des neuen Lehrers freuen, ob er sich der neuen Schüler, die Alle das Indigenat der Vernunft haben, freuen

wird, ist eine andere Frage! — Und dann das feine Autodafé über Cramer — nein, Ihr guten Schriftsteller, es brennt allenthalben kein helles Feuer der Aufklärung, sondern dicker Rauch und Dampf, der Euch zu ersticken droht! — Schöne Ermahnungs-Edicte an Cramer und Wöllner, recht wie aus dem 16. Jahrhundert. Luther würde sich wundern, wenn er aufwachte, daß wir nicht weiter gekommen sind. Nur der kleine Unterschied ist da, daß so etwas im 18. Jahrhundert nicht mehr hilft.

Freund Lavater hat seine Reise beschrieben; bis Nürnberg ist er gekommen; der zweite Theil wird ihn wol bis Copenhagen bringen. Bernstorff hat ihn geladen, das sagt er in der Vorrede; wer eine Schwäche mit ihm begangen hat, findet sich hier silhouettirt; sonst ist er sich auch hier völlig gleich, ein Schwärmer, ein Sprüchleinschreiber ꝛc. in der ewigen Wiederholung seines Ich's; tolerant dabei, aber auch wirklich Toleranz fordernd. — Der Jünger Johannis, meint er, lebt noch und seine (Lavater's) Freunde haben es so veranstaltet, daß in 12 Stunden des Tages sich 24 Leute abwechseln, wovon Jeder eine halbe Stunde für ihn betet, so lange er auf der Reise ist — also ein permanentes Gebet. — Was die Leute sich für eine Idee von Gott machen! Welcher Mensch könnte Glockengeläute den ganzen Tag aushalten!

Daß Sie nach Ihrer Reise nicht unter Schmerz- und Jammer, sondern geheilt und glücklich einen Roman

schreiben mögen, gebe der Himmel und daß der Pegasus Ihnen durch seinen Reichthum statt eines Pferdes vier wiedergebe. Wir Alle denken noch oft des vorigen Sommers, wo Ihre Brunnenreise nach Hamburg ging. Vogt ist noch auf der Reise nach Schottland und wird nicht vor August zurückkommen; er freut sich des Wohlstandes, den Reichthum und Ruhe dort hervorbringen, und der in der Cultur des Landes und in der Einrichtung der Fabriken sichtbar wird. Und dann das unglückliche Wort: Krieg — und selbstgewählter Krieg — welcher Mißton! Die arme Baring in Hannover kriegt ihren 19jährigen Sohn von der Armee zu Hause, er war wohlgebildet, jetzt ist er scheußlich entstellt, mitten in's Gesicht fuhr der Schuß, bei der Nase hinein und fiel durch den Gaumen in den Mund; er kann nicht ferner dienen. Dies ist einer von Tausenden, die wir nicht kennen — und warum? wozu?

S. Reimarus,
geb. Hennings.

Nachschrift.

Mit Reinhold haben wir verschiedene Tage sehr vergnügt zugebracht. Was meinen Sie? Lavater hat des Ministers Bernstorff Gewissen beruhigt, daß er den Reinhold, ohne Gefahr für die Religion, nach Kiel berufen könnte. — Was doch große Männer sind! Cramer ist seinen freien Meinungen, Schriften oder Hand-

lungen wegen wirklich abgesetzt, doch mit Beibehaltung der halben Pensien, die er, so lange er sich nicht weiter versündigt, auch ausser Landes, nicht aber in Kiel, verzehren könnte.

Daß meine kleine Abhandlung Beifall gefunden hat, höre ich mit Vergnügen. Die von Ihnen erwähnte Meinung wegen der Beckendrüsen ist eine der theoretischen Grillen des berühmten Hoffmann. Ich habe sie (p. LXI.) nur im Vorbeigehen berührt und Unzer hat sich gewiß zu viel Mühe gegeben, sie so ausführlich zu widerlegen, daß ich es nicht habe durchlesen mögen. Ihre Bemerkung von dem alsdann widersinnigen Zwecke solcher Drüsen ist auffallend gegründet; die vorgegebene Ursache der Nichtwiederkehr der Krankheit, wegen der zerstörten Drüsen, wird offenbar durch die Einimpfung widerlegt, da wir sehen, daß die Seuche ebenso wenig wieder haftet, es mögen zehn oder mehre solcher Maschinen aufgeopfert werden, als wenn tausend und mehr der Drüsen zerstört worden sind. Wie viel tausend menschlicher Maschinen müssen dann aufgeopfert werden, um die Seuche des Krieges erst wiederkehren zu machen? Das mögen unsere Enkel erfahren. Indeß Friede sei mit Ihnen, lieber Weltbürger.

Reimarus.

38.

Hamburg, den 8. Juli 1794.

Eben erhalte ich einen Brief aus Plön — Gr. Schmettau ist gestorben. Wohl ihm, weil er sich nach Ruhe sehnte! Mein armer Bruder verliert durch seinen Tod Alles, was ihn noch in dem menschenleeren Plön aufrecht erhalten konnte. Schmettau ist wie auf seinem Posten gestorben, hat nicht widerrufen, er hat wol noch mehr gethan. Das letzte Promemoria, was er für seine Freunde geschrieben, ist noch sein stärkstes Stück, voll von Geist, Gefühl seines Rechtes, voll von der Ueberzeugung, daß die Nachwelt eine Waage hält, woran keine Chikane reicht und wo doch, vor Jedermann's Augen gute Thaten ihren Werth erhalten. „Seht den unbestochenen Richter!“ — kann jetzt sein Geist den Gegnern zurufen und der Minister und der Prinz und die gedungenen Bravo — Alles mag sich schämen. Man muß keine Zeitungen lesen, wenn man heiter bleiben will, muß taub und blind werden, um es mit den Welthändeln auszuhalten. Und Friede! Wo ist der, wo soll man ihn finden? Mir kommt es vor, als ob Alles jetzt erst angehen, im Chaos durcheinander brausen und eine neue Schöpfung erstehen müsse. —

Dank für Ihren „Gutmann“ — den haben wir Alle bei'm Theetisch gelesen.

S. Reimarus,
geb. Hennings.

39.

Hamburg, den 9. Septbr. 1794.

Wie Ihr Brief ankam, würdiger Mann, waren just Prof. Büsch und Ebeling bei uns. — Ersterem sagte ich Ihren Wunsch wegen Affsprung — Büsch wollte gern dienen, wenn er könnte; er hatte von einem Rectorate in Oldenburg gehört. Alles, was ich von Affsprung gehört habe, bezeichnet ihn als einen guten Mann, daß ich ihm auch ein gutes Pred wünsche. Wäre er recht ortheder, schwärmte er mit Lavater, wollte ich ihn an Fritz Stolberg verweisen, der würde dann gewiß für ihn sorgen. Bei ihm haben fast ein halbes Jahr vier Brüder Droste gelebt, wovon drei katholische Geistliche sind und auch mitunter Messe gelesen haben. Davon ist denn dem armen Stolberg der Kopf so heilig verdreht, daß er erst sein Gedicht an die Westphalen schrieb und nachher eine höchst unglückliche politische und religiöse Existenz hat, die ganze Welt im Verderben und die Hölle im Hintergrunde erblickt, darüber jammert, daß er Kinder hat, die so zu Grunde gehen müßten, und einen Hofmeister wegschickt, weil er den Kindern bei der Geschichte der Kreuzzüge sagte: sie wären durch betrügerische Schwärmer veranlaßt. Was in St.'s Reise im 2. Theil bei Gelegenheit des erbetenen Regens steht, wird Sie auch Wunder nehmen. Dabei sagt doch mein Vetter: Stolberg ist ein guter Mann, wenn man nur seinen Schwärmereien aus dem Wege geht. Nicolai's sind

hier gewesen und haben sich ausgeweitert, um nun wieder die Berliner Nebeldünste ertragen zu können. Es mag der Lunge ganz wohl sein, wenn sie einige Zeit laut reden darf. — Reinhold hat versprochen, uns dies Jahr noch einmal von Kiel aus zu besuchen. Es geht ihm dort recht gut, so sagte Cramer gestern; so ist noch kein Mensch allgemein geliebt worden, wie Reinhold, aber er verdient es auch wirklich. Cramer will seine Hütte unter uns aufschlagen, er hat sich bei dem Unrecht, das ihm geschehen ist, bewunderungswürdig gut benommen, fast zu duldend. Doch hat er jetzt für seine Freunde seine Erklärung an die Canzlei über die Ankündigung drucken lassen und das war sehr nöthig, denn seine Feinde rissen Stellen heraus, verdrehten sie und so erschien Cramer strafwürdig.

Kommen Ihnen die Franzosen nahe, so wissen Sie, wer Sie gern in seinen Mauern sieht. Wie die Polen Fliegengifte zu machen und die . . . . . zu lügen wissen! — Ich wette, in dem Fäßchen ist Wundwasser gewesen, denn von einem Gifte, das einen ganzen Brunnen vergiften sollte, hätte doch wol der Hund, an dem es blos versucht wurde, sterben müssen; das that er aber nicht, sondern der Bleizucker machte ihm Brechen.

S. Reimarus,
geb. Hennings.

10.

Hamburg, den 24. Octbr. 1794.

Cramer hatte mir, wie er von Ihnen kam, theurer Herr von Knigge, freilich Manches erzählt — aber über Ihre Gesundheit freueten wir uns Alle. Von seiner Ausweisungsgeschichte glaubte ich nicht viel, rechnete sie zu einem neuen Zusatz, dem er seinem Märtyrerthume anhängen wollte, und da er von Anekdotensammeln sprach, konnte er wol eine aufgelesen haben. Also ist es doch wahr? Wahr, daß wir aus Furcht vor Freiheit bald Alle in einem großen Gefängniß sein werden? Heute spricht man hier viel von Frieden — Gott gebe ihn! Erlangen wir diesen Himmel nicht bald, so sinken wir alle in eine Hölle, die nicht so eingebildet ist, wie die von unseren Ammen gemalte — wovon wir die Teufel alle kennen, ihre Krallen, ihre Rehaldöblicke, ihr Zähneklatschen längst in der Ferne sahen und dann immer schwerer und schwerer fühlten. Gut nur, daß diese Hölle keine Ewigkeit hat und daß gewiß bessere Zeiten kommen werden. Das denken Sie, lieber Mann, und ärgern Sie Sich nicht todt über die jetzigen.

In Altona haben wir auch eine schöne Dummheits-Scene gehabt; war's aufgereizter, bezahlter Unsinn, oder war's eigene Pöbeltollheit? das frägt sich noch. Ein Schlachter in Altona hatte Fleisch an auswärtige Mächte zu liefern gehabt, hatte geschlachtet, gepökelt — amerikanische Schiffe verfahren es. Uebermuth und Preß-

sprecherei hatten dem Schlachter den Neid einiger Mitbürger zugezogen. Nun gab er den amerikanischen Schiffscapitains ein Fest, steckte die amerikanische, französische, dänische und schwedische Flagge aus und nahm sie nicht gleich ein, als er von der Obrigkeit gewarnt wurde. Nun entstand um 6 Uhr Nachmittags ein schrecklicher Lärm, wofür die 30 Schiffcapitains, welche im hinteren Zimmer aßen, freilich nichts konnten, denn sie haben sich so richtig verhalten, wie möglich. Vorn in der Wirthsstube (der Mann ist auch Gastwirth) zankten sich ein amerikanischer und ein englischer Matrose: der Amerikaner hatte auf ein Brett geschrieben: God save America — der Englische wischte Amerika aus und schrieb King dafür hin, nun schrieb der Amerikaner „Damm" daver, darüber geriethen sich die Kerls in die Haare, es flogen Steine in's Fenster, Bouteillen wurden hinausgeworfen, im Augenblick war das Haus voll von Plünderern, die friedlichen Capitains wurden aus ihrem Zimmer herausgerissen, die Treppen hinunter zum Hause hinausgeworfen, geschlagen, verwundet, völlig beraubt, dem Einen fehlten 1000 Guineen, sie haben Alle nichts behalten. Dem Schlachter ist Alles gestohlen, Fleisch in Tonnen, einige 1000 Centner. — Betten, Hausgeräthe ꝛc. Alles war fort, von dem Hause stehen nur die Wände, sogar alle Tapeten sind boshaft abgerissen.

Hülfe hätte man freilich eher leisten können; ob der Vicepräsident den Kopf verloren hatte, oder er es dem Schlachter gönnte, ist noch ein Problem. Die Husaren

kamen um 1 Uhr und sahen in gehöriger Entfernung zu, wie geplündert wurde. „Schonet die Nachbarhäuser“ — hieß es — „oder wir hauen ein!“ Dafür sagen jetzt die dummen Leute, der Oberpräsident habe die Plünderung befohlen und der arme Mann kann vielen Verdruß haben; die Amerikaner sind fürchterlich böse. Er hat freilich die Schuld, daß er nicht schnelle Befehle zu geben wußte, sonst aber wohl keine, ob ich gleich glaube, daß das Ganze von Andern angerichtet war. Franzosen ist auch nicht Einer bei dem Feste gewesen — sehr glücklich, sonst würde das heilige Römische Reich in Harnisch kommen und alle Inseln und Halbinseln. Jetzt liegt eine verstärkte Garnison in Altona und Alles ist ruhig. Nur die Amerikaner fordern laut Gerechtigkeit und die muß ihnen werden, oder es könnte sonst schlimme Folgen für Altona's Handel haben.

Reinhold von Kiel ist bei uns gewesen; die Bekanntschaft des Mannes macht uns Alle sehr glücklich, er ist so gut, so herzlich, so klug dabei; wäre er nur recht gesund — ich wünsche ihm eine recht lange Bahn. Viele Schüler werden auf seinem Wege besser und glücklicher werden. Unter den Flüchtlingen, die der Krieg zu uns gescheucht hat, sind auch Jacobi's aus Düsseldorf; sie wohnen in Wandsbeck bei Claudius und kommen nur zuweilen nach Hamburg. Ich wollte, es geschähe öfterer. Jacobi ist ein höchst interessanter Mann, ein helles Adlerauge, an dem man immer die Flügel merkt und doch bleibt er ganz schlicht bei der Erde.

Wer könnte die Ueberspanntheit in seinen Schriften wegleugnen? In seinem Wesen merkt man sie nicht, er ist der natürlichste Mensch, den ich kenne; seine Tochter ist ein kluges, gutes, gebildetes Mädchen, Stinchen*) und sie haben sich recht lieb — und Schwester Lene ist eine Schwester, wie es wenige giebt, schnell und rasch im Befehlen wie ein General, ordentlich und für Alles sorgend, wie eine Hausmutter und witzig und liebenswürdig wie ein junges Mädchen, ob sie gleich nur die alte Tante sein will. Es kommt noch eine Schwester nach; beim Bombardement haben Alle die Stadt verlassen, doch steht Jacobi's Haus noch.

Einen Corrector der Bibel hat, glaube ich, Bohn schon und es ist mir leid, daß ich für Affiprung keinen Ausweg finden kann. Hamburg ist kein Ort, den man jetzt aufsuchen muß, um darin zu leben, er ist jetzt unbeschreiblich theuer. Die Frau von der Recke geht jetzt nach Dessau und wird den Winter mit der Fürstin hinbringen. Hier haben wir den Prinzen von Augustenburg gehabt, der voll guten Willen ist, menschlich zu handeln, keine Herrschergrundsätze, keine Aufklärungsfeindseligkeit äußert. Ließe man ihm nur freie Hände, würde gewiß was Gutes bewirkt werden; so steht ihm aber Mancher hindernd im Wege.

Auch folgt noch anbei ein anonymer Brief, den mein Bruder mir schon längst Ihnen mitzutheilen ge-

*) Stinchen ist Reimarus Tochter. A. d. H.

ſchickt hatte, den ich aber ſchön in meinem Pulte vergeſſen habe, ein Schickſal, das billig alle Briefe ohne Namen haben ſollten, wenn ſie nicht liebenswürdiger ſind, wie dieſer. Sein Verfaſſer ſcheint eine fürſtliche Staubbürſte zu ſein, die alle Flecken abfegen will und ſich dabei ſchon ganz verfegt hat, ohne daß der Flecken weniger geworden wären; alſo Frieden mit dem Schmutzhaufen. — Neulich fand mein Mann im Buchladen, brühwarm angekommen, eine Freimaurer-Rede, die wol Zimmermann zum Verfaſſer haben könnte, oder ſeinen Knappen Merz .... Den Titel weiß ich nicht recht, da Reinhold ſie mitgenommen hat. Die Illuminaten werden darin zu Anſtiftern der franzöſiſchen Revolution gemacht. Bode und ein gewiſſer B. wären nach Paris gereiſt und da wäre Alles ſo gekommen; auch Ihrer wird oft und hämiſch gedacht und Mehrerer. Vielleicht iſt der Wiſch auch bei Ihnen zu haben. Daß doch dieſe Feuerbläſer nicht fühlen wollen, daß es kein ſchenſlicheres Weſen giebt, als ſie —

Die armen Polen! ich glaube, es iſt aus mit ihnen; ihr König wird ſich durchwinden wie ein Aal und der eiſerne Scepter der großen Catharine reicht immer weiter. Warum hat ſo mancher auch ſein Ende.

S. Reimarus,
geb. Hennings.

11.

Hamburg, den 19. December 1794.

Vor ungefähr drei Wochen erhielt mein Mann einen gedruckten Bogen, worin Sie Sich auf eine sehr gerade, edle Art gegen einen elenden Verleumder vertheidigen, so rechtfertigen, daß jeder Mann von Gefühl auf Ihre Seite treten muß, und, wer auch nur halben Verstand hat, die jämmerlichen Winkelzüge durchschauet, die so ganz den ritterlichen Feind bezeichnen.

Die Freimaurerrede hatte meinen Mann schon vorher in Harnisch gesetzt und er schrieb deßwegen an einen Freund, von dem er wußte, daß er auch Illuminat gewesen war, daß man doch wenigstens in Recensionen die Scheußlichkeit dieser Rede zeigen müsse und Männer rechtfertigen, wovon der eine nicht reden könnte und der andere nicht dürfte. Wie Sie etwas thun konnten, wußten wir nicht; die Wendung, die Sie genommen, fiel uns nicht ein und sie ist so vortrefflich, so ruhig und kalt, daß Jedermann damit zufrieden sein muß und Ihre Gegner sich darüber todt ärgern möchten. Das laß sie denn thun, lieber Freund, und Sie legen sich nun ruhig hin und ärgern sich nicht weiter, thuen aber auch nichts mehr, was die Hunde auf's Neue kläffen machen könnte — nichts, darum bitte ich, was auch gekränkte Rechtschaffenheit, Unmuth, selbst Witz Ihnen eingeben könnten. Wenn es das Publikum auch mit noch so großem Behagen aufnähme,

Ihre Freunde würden es mit noch größerer Angst lesen, weil sie immer den Feind sehen würden, welcher im Hinterhalte lauert und nichts vorbeigehen läßt, wodurch er Ihnen schaden könnte. Sie müssen Sich auf Freunde verlassen, die Ihre Sache durchfechten, und auf die allgemeine Aufklärung, welche zwar langsam, aber sicher jeden Winkel erhellt und alle Bosheit an den Tag bringt. Ich begreife die Feinde wol, die man haben kann, wenn man witzig Jämmerlichkeiten bemerkbar macht und dabei mitlacht und sich wohlbefindet. Wenn aber ein böses Stündlein kommt, ein hämischer Satansstreich nach dem andern uns niederdrückt und unsere unschuldige Laune vergällt, o! dann wünscht man alles Vorige nicht geschehen. Lieber Knigge, lachen Sie nicht über meinen Propheteuton, ich weiß nicht, warum es mich heute anwandelt, aber ich weiß wol, daß meinem Bruder sehr oft dergleichen begegnet ist und ich finde zu viel Aehnliches in Ihrer Beider Betragen, um nicht meine Bemerkungen auch Ihnen mitzutheilen.

Cramer lebt jetzt hier, verhält sich ganz ruhig, wird doch noch, wie ich hoffe, ein ordentlicher Mensch werden. Man hat Nitrum in sein kochendes Blut geworfen; wenn das Fieber vorüber ist, kann er gesunder werden; Gifte, sagt man, vertreiben das Fieber, aber es waren nicht wohlthätige Aerzte, sondern Giftmischer, die es hier austheilten. Böse ist Cramer gewiß nicht, unüberlegt leider, aber lächerlich war es doch, ihn nicht in Bremen dulden zu wollen. Ein Secretair aus Co-

renhagen mußte nach Kiel schreiben, Cramer hätte nun in Kiel bleiben können, man würde es nicht bemerkt haben. Das ließ die Regierung unter der Hand schreiben und hatte doch befohlen, daß er gleich nach seiner Absetzung den Ort verlassen solle. So habe ich meine Kinder nicht erzogen.

Unzer's Schicksale werden Sie wol gehört haben; er hat sich von seiner Frau geschieden und mußte es thun, weil das Weib ein Inbegriff aller Scheußlichkeiten war. Zwei Kinder hat sie mitgenommen, die will er aber wieder haben, und nun kann es dadurch zur gerichtlichen Handlung kommen und das giebt eine ärgerliche Oeffentlichkeit. Die Geschichte des letzten Jahres der Dame ist sehr scandalös und sie ist 12 Jahre wenigstens alt.

Wann es Frieden giebt? davon wissen wir Reichsstädter nichts; ich ärgere mich aber, daß unsere Agenten in Regensburg nicht laut dafür gesprochen haben. Die Kälte spricht jetzt sehr laut für's menschliche Elend, wenn die Ohren der Großen nur hören wollten! Hier wimmelt Alles von Ausgewanderten aller Nationen, dadurch wird der Preis der Lebensmittel theuer und die Moralität gewinnt nicht durch den Luxus der reichen Polen und Holländer. Arme Emigranten sind auch da, wer ihnen nur mittheilen könnte.

Albrecht lebt mäuschenstill auf dem Lande, so daß wir Alle nichts von ihm wissen; es soll ihm aber gut gehen, er banet das Feld und läßt die Feder ru-

ben. Jacobi hat einige Zeit unter uns gelebt, jetzt sind sie Alle bei Revenklev's in Emkendorf und bleiben bis zum Februar dort.

Tausend Grüße ꝛc.

S. Reimarus,
geb. Hennings.

12.

Hamburg, den 2. April 1795.

Daß Sie wieder bei Ihrer Familie sind, wissen wir durch die ehrliche Haltermann, sie schrieb es am Morgen, wo Sie abgereist waren, mit einer Stafette, die von Stade war abgefertigt worden. Wird es ruhig bleiben oder wird man Sie noch mehr chikaniren? Schreiben Sie mir darüber, was Sie können und schicken uns den Brief durch Thorbeck's, der Schnüffler wegen. Man wird so klug, so schlangenklug und argwöhnisch! Pfui! es ist ein häßliches Wesen! Seit gestern sind hier die Friedensgerüchte sehr lebhaft — und wie die Aristokraten hier doch noch reden, wenn sie den Frieden nicht wollen und des Mordens und Elends nicht genug kriegen können! Alles ist hier voll von Fremden, theils sind die Emigranten scheußliche Menschen, einige Duchessen von unbegreiflicher Frechheit — was war Frankreich für ein Nest, wo alle diese Menschen drinnen waren!

Man sagt hier, Zimmermann hätte sich ein Haus in Eutin gekauft, um beständig dort zu leben; Aufklärung wird er dort nicht finden, also auch keine Reue. Stolberg, der wol viel besser ist als er, wird aber doch zur Verstockung auf ihn wirken, der Eine wird ehrlich, der Andere aus Schein am Gebäude des Glaubens bauen und, so wie weiland die Kirche, Scheiterhaufen daneben, wobei sich Jeder seiner eigenen Seligkeit freuen und andere ehrliche Leute quälen wird.

S. Reimarus,
geb. Hennings.

43.

Hamburg, den 24. April 1795.

Im Namen aller Ihrer Freunde, Unzer's, Poal, Sieveking und meines Mannes soll ich Ihnen für Ihre ausführlichen Nachrichten danken. Herumgeworfen haben die Menschen Sie schrecklich, aber Sie sind doch auf den Füßen stehen geblieben, haben gezeigt, daß Sch . . . . . nicht Männer überwältigen können und zur Sicherheit, daß die Regierung Sie gegen Freytag schützen will, dient, deucht mir, die Willigkeit, womit sie die Erlaubniß zu Ihrer Rückreise gab. Sie waren freilich schon abgereist, aber man hätte doch einige Anmerkungen darüber machen können. Sind die Herren nun eben so willig, Ihnen eine Reise nach Hamburg

anzutragen, so will ich mich mit der hannöverschen Regierung versöhnen. Nur mit dem General Freitag versöhne ich mich nicht, der hat unser Nitzebüttel gewiß ebenso eigenmächtig genommen, wie er Bremen besetzt hat und wie er Sie zu Tode ärgern will. Alles das scheint mir aus seinem Gehirn zu kommen — wozu sonst der Spektakel, jetzt, da der Friede so nahe ist und nahe sein muß, wenn England nicht Hannover auf immer verlieren will! — Der Friede mit Spanien ist nach den gestrigen Nachrichten auch da, also noch ein Bundesgenosse weniger für England; Hessen, Braunschweig und viele mehr werden sich an Preußen anschließen — was will nun General Freytag bramarbasiren?

Wir könnten Alle eine liebliche Frühlingsaussicht haben, wenn nicht die bösen Herren noch böiere Diener hätten und wenn es keine Pitt's und Freytag's gäbe!

Zimmermann ist moralisch todt und, was noch mehr ist, er hat sich selbst anatomirt, man weiß auf ein Haar, was an dem Menschen war, kennt seine Lunge und seine Leber, wovon die letztere schrecklich voll Galle war. Nun hat aber seine Zergliederung auch das Nützliche für die Nachwelt, daß man sich vor seinen Krankheiten hüten wird und es wird nicht leicht ein zweiter Zimmermann kommen; so sei denn Frieden mit seiner jetzigen Vegetation. Sie haben Recht gehabt, Ihre Sache mit ihm so zu Ende zu bringen. Jetzt lebt er in Eutin, hat anfangs bei Stolberg's logirt

und nicht begriffen, daß ein Mensch ihm noch einen Bissen Brod gäbe; er hatte gedacht, daß man die Thüren vor ihm zuschlagen würde. Die Heftigkeit, mit der er schrieb und handelte, hat seinen Verstand aufgerieben. — Mein Bruder in Plön meinte, ob etwas von Ihrem Prozesse bekannt gemacht werden dürfte? dazu rathe ich nicht, es könnte Ihnen neuen Verdruß bringen und Jedermann weiß, daß Sie gesiegt haben, dies, deucht mir, ist Alles, was Sie zu Ihrer Beruhigung brauchen.

Wenn Sie wieder schriftstellern mögen, so lassen Sie Sich den „Genius“*) empfehlen sein. Mit den „Horen“ fällt es klatrig aus; so viele große Männer zu Mitarbeitern, eine so pompöse Ankündigung in der litterarischen Zeitung und dann Aufsätze wie der über die Ausgewanderten, der sich zum Vademecum herabwürdigt. — Albrecht's letzten Aufsatz in Dialogen mag ich auch nicht — er lebt sonst sehr vergnügt unter dänischem Schutze und ist mehr Landbauer als Schriftsteller. Wer das Brod so zu Munde bringen kann, thut wol am Klügsten daran und nährt sich am Besten. In Altona erscheint jetzt ein Journal von Frankreich, das viel Authentisches über die Revolution enthält; es kommt ihm aber ein anderes von eben dem Schlage in die Quere, das in der Schweiz erscheint und wol noch

*) Genius der Zeit, redigirt von Hennings.

A. d. H.

mehr Nachrichten darüber hat; so schnürt Einer dem Andern die Kehle zu.

Leben Sie wohl, theurer Mann, und machen Sie, daß wir unter Sieveking's grünen Bäumen uns Alle zusammen treffen.

J. Reimarus,
geb. Hennings.

11.

Hamburg, den 12. Mai 1793.

Was Sie wünschen, habe ich schon besorgt; ein Freund von mir, der Correspondenz mit den Reichszeitungen hat, wird eilen, daß der Aufsatz eingerückt werde, nur werden wir geradezu sagen: der so sehr mit Unrecht gemißhandelte Mann ist unser Freund Knigge. Ohne Ihren Namen hülfe Alles nichts; man würde hin und herrathen und immer nicht gewiß wissen, daß Sie es wären und das soll man doch. Im künftigen Stück vom „Archiv," das in Berlin gedruckt wird, kommt auch etwas über die Sache, das hat mir Reinhardt gesagt. Als Sie in Stade sein mußten, war er hier, briefwechselte mit dem Schiffscapitain Müller in Stade und nun theilt er Auszüge aus den Briefen mit, die bis zu Ihrer Rückreise nach Bremen gehen. Also nur noch eine kleine Geduld und ich hoffe, aller Trug wird an den Tag kommen. Freytag ist denn, wie es

es sein muß, verhaßt, ich habe fast keinen Menschen gut von ihm reden hören und im Elysium muß man ihn auch nicht lieb haben, sonst wäre er längst hinübergehelt. Vorausgeschickt hat er Menschen in Menge, er könnte völlig als General da fortleben, aber die Schatten würden keine Kanonen mehr fürchten und da wäre er denn freilich ein elendes Wesen.

Man begreift hier die Langsamkeit der Friedensunterhandlungen nicht, aber daß der Krieg in Deutschland aufhören müsse, darüber ist nur eine Stimme. Ihre Bremer sind hier, die Lübecker sind auch angekommen, nun werden sich die drei Städte ja wol dem Frieden anschließen und es nicht mit Frankreich verderben. Aus Ritzebüttel sollen die Hannoveraner weg sein, weiß aber nicht, was der sonderbare Heereszug gesollt hat. Hier schrieb Einer, der König von England hätte das kleine Ritzebüttel bei Nacht eingenommen —

Wir haben hier von Hand zu Hand ein Manuscript für Freunde verleihen müssen, worüber Lavater wol das Gallenfieber bekommen könnte. Es ist sehr witzig von Anfang bis Ende. Die Prierin wird griesgram, sie hatte schon voriges Jahr gesagt: „wie kann der Lavater behaupten, daß ich ihn gerufen habe? Es ist mir nicht eingefallen!" — Lesen Sie doch das kleine Büchlein und rathen der Prierin, was sie jetzt dabei thun solle, damit sie nicht thue, was ingraziös wäre. — Der Reisegenius wache doch über Alle, die reisen und die gegen Reisen schreiben, aber auch über unseren

Heß, der jetzt den dritten Theil seines Buches in die Welt schickt. Was ich darin gelesen hat mir sehr gefallen, ist kernhaft dreist, und mit einer Allmacht geschrieben, als ob er auf dem Sterbebette läge. Aber ich fürchte alle Fehden. Freilich bringen Sturm und Drang oft eine neue Schöpfung, die wohl ihr Gutes haben mag, nur muß das Alte, wenn man es geliebt hat, dabei nicht in Trümmer gehen.

Schreiben Sie recht bald etwas für den Genius der Zeit und werfen Sie Sich, dem Schicksale zum Trotz, in Ihre gute Laune, das wird uns Alle interessiren und dem Genius der Zeit wohlthun. Als sich die „Hexen" mit lautem Trommelschlage ankündigen ließen, dachte ich: „zur Wiege mit Dir, Du guter Genius, wir wollen Dich in Schlaf lullen, und schon sorgen, daß Du nicht wieder aufwachest, wenn solche mächtige Schwestern herrschen und Alles mit ihrem Witz, ihrer Fülle überströmen werden!" — Als ich aber weder Witz noch Fülle merkte, war mir's recht lieb, daß der Genius nicht einschlafen wollte. Die Unterredung über die Ausgewanderten sieht just aus wie ein Trupp Emigranten, hier ein lautes Geschrei, anmaßend, unverschämt, dort Lumpen, welche die schmutzige Blöße aufdecken, so daß jedes bescheidene Auge wegsieht und kein rechtschaffenes Ohr mehr zuhören mag. Wer es geschrieben habe, der krieche in einen Winkel und denke: „der Stab über deinen Geschmack ist gebrochen." —

Zimmermann soll sich erholen — sorgen Sie nicht

für seine physische Besserung, wäre ich nur seiner moralischen so gewiß. — An Prinz Adolph wendete ich mich doch selbst, dreist und ehrlich, dagegen kann kein Pfuscher ein Recept schreiben, dies rathe ich Ihnen, wenn Sie glauben, daß Sie etwas thun müssen, sonst ist Schweigen besser. Kommen Sie zu uns, wir wollen schon sorgen, daß Sie alles Böse vergessen. Die Freundschaft hat auch ihre Lethe.

S. Reimarus,
geb. Hennings.

43.

Hamburg, den 9. Juni 1795.

Seit einigen Tagen glaubt man hier mit Gewißheit an den Frieden, ungeachtet des Kaisers doppelzüngigen Manifesten in England und Regensburg, ungeachtet der russischen Flotte, ungeachtet der Bosheit der Jacobiner, die jetzt in Toulon den Meister spielen, wohl mit den Royalisten Eins sind und Alle von England bezahlt werden. Sonderbarer Contrast! Von den Stiftern der Republik zum Vertheidiger der Königswürde! Ich glaube in der jetzigen Politik Alles, was unmöglich scheint. —

Meine Tochter hat gestern ein Schiff gesehen, das nach Amerika gehen wollte und 300 Wittgensteiner Unterthanen an Bord hatte, die Alle, von Bedrückungen

ermüdet, dem Lande der Freiheit zuzusegeln wollten. Einer von ihnen, der gefragt wurde, woher sie kämen, antwortete: „aus dem Reiche der Todten und nun gehen wir nach dem Lande der Lebendigen, nach Amerika!“ — und die Andern auf dem Verdecke jauchzten dazu. Alle sind Ackersleute und Handwerker. Amerika scheint seine Leute-Werbung der Verlobung aufgetragen zu haben; wenn man es anderswo nicht mehr aushalten kann, sorgt sie für den Gedanken, daß es in Amerika besser sei. Hier ist es so voll Fremder, daß wol 100 Schiffe damit befrachtet werden könnten, eh sie aber Alle für das Land der Freiheit taugen, weiß ich nicht.

Vogt ist noch immer in England und sein schönes Klotbeck grünet und blühet nicht für ihn. Wir sind neulich mit Jacobi's dagewesen — sie gehören zu den guten Ausgewanderten, die uns der Krieg zuführte.

S. Reimarus,
geb. Hennings.

46.

Hamburg, den 16. August 1795.

Wenn ein Tag Muße da ist, so wird er auf Sievcking's Garten verlebt; da ist mein Bruder wieder gelenkig durch Freundschaft und Heiterkeit geworden und hat dort einen guten Theil Bitterkeit verloren. Könntet Ihr guten, biederen Menschen mit uns auf einem freien Boden wohnen, Euch würde ganz anders zu Muthe

sein! Aller Menschenhaß muß da zerrinnen, wo Keiner dem Andern Qualen schaffen kann, weil Keiner vom Andern abhängt. Wollte auch ein Nachbar den andern chikaniren, nun, so leben wir nicht mit einander. So ist es in Amerika, so muß es in Frankreich werden. In England, schreibt Vogt, hätte er ein paar sonst ganz vernünftige Menschen über das tausendjährige Reich reden hören, sie hätten ganz ernsthaft gemeint, es käme zu Ende des nächsten Jahrhunderts. In die Freiheit haben die Narren es nicht gesetzt, sonst wüßten sie, wo es wäre! — An den Ufern unserer Elbe sahen wir gegenüber bei Harburg die weißen Gezelte blinken, wo jetzt Emigrirte den letzten Rest der armen Landleute auffressen. Wie kann das von der Regierung geduldet werden! Reisende, die von daher kommen, sagen: das Jammern darüber wäre unbeschreiblich und man spräche noch nicht vom Einschiffen. Hier ist Alles doppelt so theuer, wie vor vier Jahren, nur Kaufleute und Handwerker gewinnen; in Wien und Berlin, versichern Freunde, sei es lange nicht so theuer, wie in Hamburg. Gott Lob! die Roggen-Erndte ist im Hause und das Korn soll allenthalben gut gewachsen sein. — Ein Ungar, der hier ist, um die große Geldanleihe in's Kaiserliche zu transportiren, sagte, in Ungarn sei das Korn so schön gewachsen, daß er Felder, die voriges Jahr verdorret und zum Brachliegen untergepflügt wären, jetzt von selbst in der alten Saat aufgehen und voll reifen Korns gesehen hätte.

Die Summen von Millionen in's Kaiserland, die über dreißig große Frachtwagen wegführen, dienen nicht, um Korn, sondern um Menschen zu verkaufen. Das thut derselbe Mensch, der sich bedenkt, ob er die Prinzessin von Frankreich, göttlichen Ursprungs, gegen andere Menschen einlösen will, und der, wenn er es auch nachgiebig thun wollte, doch Favette ausnimmt, der nie dem Könige übel wollte. Sehen Sie auch nur eine Spur von Vernunft in diesem Gewirre?

Cramer will jetzt nach Paris, hat schon nach Grouvelle geschrieben, um einen Paß zu erhalten; wie er es in Frankreich treiben wird, weiß ich nicht, vielleicht weiß er es auch nicht; wohlfeil kann in Paris jetzt leben, wer baares Geld hat. —

Meinem Bruder schicke ich Ihren Aufsatz morgen; just über Bülow, dessen Schicksal er schon im Genius der Zeit gerügt hatte, gab ihm Prof. Ebeling eine ähnliche Geschichtserzählung, auch mit der letzten Beförderungs-Anekdote. Da meinte er, er wolle es in die Annalen der leidenden Menschheit aufnehmen, weil der Genius schon über Bülow gesprochen hätte. Der Genius der Zeit hat sich ziemlich gehalten und wird es noch mehr thun, wenn keine Fürsten ihm die Flügel lähmen. Fremde Schriftsteller müssen das Elend bekannt machen, im Lande thut es Keiner — und Rehberg beweist vielleicht, daß kein Elend da ist. Haben Sie in den Beiträgen zur französischen Revolution die Ausfälle gegen Zimmermann gelesen? Im letzten Stücke, das

Ihre Reise berichtete, wurde es mit ihm noch schlimmer; ich denke, Leichsenring, um den er's wohl verdient hat, wird's geschrieben haben. Otoner soll das Journal herausgeben, es ist wohl noch besser, als Reinhard's Frankreich, weil es in der Schweiz geschrieben wird, hat es die französischen Nachrichten früher. Wer giebt die „Clio" heraus? Darin glaube ich Sie und Baggesen zu finden, er arbeitet auch an den Beiträgen. Jetzt lebt er bei dem Herzoge von Augustenburg ruhig, ist aber sonst ein stürmisches Meer, das jetzt nur eine Größe ahnen läßt, die man kennen lernen wird, wenn man drinnen einen ruhigen Hafen findet. — Böttcher aus Weimar ist jetzt hier; Reinhold, den müssen Sie kennen lernen und würden ihn gewiß ebenso lieb haben, wie wir. Hat denn die hannöversche Regierung Ihnen jetzt keine Aufträge nach Hamburg zu geben? Voght kommt am Ende des Monats aus England zurück, hat noch für 18000 Thlr. Land in Flottbeck gekauft, wird einen botanischen Garten dort anlegen, neue Ackergeräthe dort einführen, und Pflanzen aus Amerika und Botany Bai anpflanzen; wir Alle freuen uns auf seine Rückkunft, des Mannes Kopf war schon so voll und er hat noch recht viel eingesammelt.

Die berühmte Frau von Genlis habe ich kennen gelernt; sie faßt viel in sich, kann viel zur Unterhaltung hergeben, treibt Musik, Malerei, Alles vollkommen; könnte durch ihren Verstand auch die größte Tugend in sich hervortreiben, aber erzog Alles zur

herrlichſten Außenſeite. Die Briefe ihrer Zöglinge beweiſen, daß ſie ſie lieb haben, auch der Duc de Chartres, der auch ein guter Menſch ſein ſoll. Sonſt — welche Verderbung unter den Ausgewanderten! Nur Atheismus oder dumme Bigotterie.

Behalten Sie lieb ꝛc.

S. Reimarus,
geb. Hennings.

47.

Hamburg, den 13. Octbr. 1795.

Ihr langes Nichtſchreiben, lieber Herr Baron, beunruhigt uns Alle; in einer Welt, wo Alles in banger Erwartung iſt, muß man ſich wenigſtens ſeine engeren Kreiſe ſo ruhig machen, als man kann und, wenn Alles Lager und Gezelt zu werden ſcheint, aus ſeiner ſtillen Hütte gucken und ſagen: mir geht es hier recht gut. — Bald wird es, wie ich hoffe, in Bremen ruhiger werden, die Emigranten müſſen bis zum 17. Octbr. aus dem Lande, ſo fällt auch die Einquartirung von hannoverſchen Truppen weg, wofern nicht Gewalt vor Recht geht. Aus Stade ſchreibt mir eine Freundin: „Ach! der Genius hat unſere Leiden nicht zur Hälfte geſchildert! Alles iſt dort aufgezehrt — aufgebrannt hätte es auch ſein können, wenn der Himmel es mit den Marquis und Chevaliers gehalten hätte, die die Baracken anzünden laſſen.“

— Hier sind Fremde, Emigrirte, Prinzessinnen, arme Leute, Alles durcheinander, kein Haus mehr zu haben, alle Zimmer sind besetzt, Alles flüchtet zu uns und nirgend ist es so theuer. Wie sie es nun machen, wenn sie nichts mehr haben, ist unbegreiflich, aber der Himmel ernähret sie doch — aus unseren Taschen, wie ich fürchte — diesen Winter. Von Unsicherheit der Wege hört man schon, bald wird man auch von Diebstahl in den Häusern und Gassen hören, weil unser wohlgezogener Rath viel zu höflich ist, irgend Jemand auszuweisen. — „Ich wundere mich, so viele Emigrirte in Unisormen hier anzutreffen" — sagte Reinhard, der incognito als französischer Minister hier lebt. Dieser Reinhard ist ein Deutscher, worüber wir uns Alle freuen, er scheint sehr vernünftig, kalt und ruhig, völlig seinem Amte gewachsen. In den „Beiträgen zur Geschichte der französischen Revolution," die wol in Ihrem Bremer Museum gehalten werden, ist in einem der ersten Stücke ein Gedicht: „im Angesicht Roms," das von ihm ist. Diese Beiträge sind wol eins der besten Journale über politische Angelegenheiten. Von der Klio habe ich noch kein Stück zu sehen bekommen können, aus der Anzeige aber scheint es mir, als ob ich Ihre Feder unter den Mitarbeitenden erkannt hätte. Es giebt Lichter, denen man geradezu folgt, sicher, daß es nicht irre leitet. So die „Rückblicke über Krieg und Frieden." — Die Wahrheiten, welche hier gesagt werden, könnten als unumstößliche, wenn auch bittere, ein kräftiges Heil- und

Vorbeugungsmittel für die Zukunft sein, wenn es nicht fürstliche Unheilbarkeiten gäbe, wie Trinker, die nie zur Nüchternheit zurückkehren. —

Vogt ist wieder unter uns, nachdem er fast zwei Jahre in England zugebracht hat. Bereichert an Kenntnissen aller Art ist er zurückgekommen, partheiisch von der Industrie eingenommen, die der Britte bis zur höchsten Vollkommenheit treibt. In Edinburg hat er Chemie studirt, Philosophie getrieben, Kunstwerke gesehen, nachher Irland bereiset, dort Ackerbauverbesserung gewünscht und in England dessen größte Vollkommenheit gesehen, wie überhaupt jede Art von Cultur. Das ganze Ausland blühet in den Gärten. Was er für Abdrücke von Pflanzen mitgebracht hat, welche Zeichnung und was für Farben! Unsere Kupferstecher mögen sich verkriechen. Ueber Politik, die denn freilich nicht mit so lieblichen Farben dargestellt werden kann, läßt er sich nicht ein. Unser enger Zirkel hat durch Vogt's Zurückkunft und manchen interessanten Durchreisenden viel gewonnen; nun schürt man bald das Feuer im Ofen und rückt näher um ihn zusammen. Könnten wir uns doch liebliche Mährchen der Zukunft erzählen, das Ende alles Krieges aus der Ferne sehen! Nun, was die Vernunft nicht vermochte, werden Armuth und Unvermögen bewirken — sagt mein Mann — und so wird die Waage in der Hand der Vorsehung gehalten, um auszugleichen.

Cramer ist nach Paris gereist, Reichardt wie-

der nach Giebichenstein — das war das Klügste, was er thun konnte. Hamburg's Theuerung, ein Haus voll Kinder und kein bestimmter Erwerb gingen nicht zusammen. Herzliche Grüße.

S. Reimarus,
geb. Hennings.

48.

Hamburg, den 27. Octbr. 1795.

Mein Bruder bittet sich, wenn es sein kann, die Briefe Ihres amerikanischen Correspondenten aus, oder auch nur einen Auszug, damit man sehen könne, welche Deutsche sich unter einem Chef in ein Lager versammeln und warum sie einen Weg durch den Wald bahnen wollen. Noch ist kein ewiger Frieden denkbar, den Kant für Republiken so möglich macht. Lesen Sie ja die kleine Schrift; am Ende bleibt er uns noch einen Aufschluß schuldig, doch sagt er uns recht viel Gutes und recht dreist, wie ein Mann, der in seiner stillen Würde dasteht, sich wohl bewußt, daß sie ihm nichts anhaben können, weil er die Wahrheit gesagt, zum allgemeinen Besten, ohne Bitterkeit und Egoismus. Mein Mann hat den Kant deswegen sehr lieb gekriegt — lassen Sie Sich das Büchlein gleich holen. Sie haben auch meine Neugier gereizt; — Sie schreiben ein Buch, meinem Manne soll es dedicirt werden, ein ganzes Stück

zum Umgange mit den Menſchen — Alles dies muß meine Erfahrungsluſt auf's Höchſte bringen und doch erfahre ich nichts und habe in Ihren Kenntniſſen ein ſo großes Feld zu rathen vor mir. Sofern Sie alſo einige Nachſicht mit Frauenzimmer-Neugierde haben, ſo theilen Sie dies große Feld in kleine Fächer ein, was es ungefähr wohl ſein könnte, dann will ich ſchon rathen, will Politik, Handelswiſſenſchaft, Weisheitserfahrung, auf Zettel ſchreiben und verſuchen, ob ich den rechten herausziehen kann.

S. Reimarus,
geb. Henning.

49.

Hamburg, den 4. Decbr. 1795

Ueber das Manifeſt,*) was Ihren Brief begleitete, können wol nur Eingeweihete urtheilen. Reinhold hat etwas Aehnliches unter den Händen — Verſuch eines Einverſtändniſſes — heißt ein kleiner Aufſatz, der neulich gedruckt worden iſt, gewiß gute, reine Zwecke hat, aber doch, wie mein Mann glaubt, nicht ausführbar oder wenigſtens nicht von dem Nutzen iſt, den Reinhold erwartet, und woran er in ſeiner Gutmüthigkeit von gan-

*) Manifeſt einer nicht geheimen Verbindung. Wien, 1795. A. d. H.

zer Seele hängt. Ich bin faſt gewiß, daß Sie nicht in den Bund treten.

Haben Sie unter den Fremden einen Oberſten Hompeſch kennen gelernt? Er iſt ſehr klug und ehrlich ſcheinend, doch läßt er ſich von England bezahlen, um gegen Frankreich zu fechten, dem er gut iſt; er dient zweien Herren, ſagt ſelbſt: „ich fechte und laſſe mich bezahlen, weil die Sache ſchlecht iſt, für eine gute Handlung würde ich ja kein Geld nehmen.“ — So verdreht iſt der Menſch und ſo kann er ſich in alle Formen paſſen. Reinhold hat alſo wol recht, daß er die Pflicht in Ehren halten und die Menſchheit beſſern will, wäre es nur möglich!

Herr von Heß iſt jetzt in Aachen und gewiß ein beſtochener Beobachter, er ſpricht in allen Briefen von dem edlen, unbezweifelt guten Benehmen der Franzoſen und von der Unmoralität, die dabei in den Armeen ausgebrochen ſei. Zweihundert Weiber ſind bei einem Regimente, und als ſie vor drei Jahren ausgingen, waren kaum zwei Wöchnerinnen dabei. Man hat den Troß fortſchaffen wollen, aber die Officiere wollten ihre Schönen behalten, nun hielt der Soldat ſeine mit Gewalt zurück.

Wie ſind Sie mit Henning's Heereszug gegen Claudius zufrieden? Ich wollte, er hätte es blos bei der Fabel gelaſſen. Kant's ewiger Friede iſt in Berlin verboten, aber ſo wie der Teufel nicht alles Gute zurückhalten kann, ſo waren ſchon 2000 Exemplare da-

von verkauft und eine neue Auflage von 1500 gemacht; dies letztere schrieb der Buchhändler Nicolovius aus Königsberg an Jacobi, der jetzt in Eutin lebt — und daß Kant und er wünschten, es möge eine französische Uebersetzung zu Nutz und Frommen der Franken davon gemacht werden. Jacobi hat noch keinen Uebersetzer finden können; der französische Gesandte, sagte er, würde für's Erste ein deutsches Exemplar nach Paris schicken. Fühlten Sie zu dieser Uebersetzung einen inneren Beruf, so dürfen Sie es nur an den Regierungssecretair Nicolovius in Eutin melden, damit derselbe seinem Bruder in Königsberg davon Nachricht giebt; aber nach dem Verbote darf es vielleicht kein preußischer Buchhändler verlegen. — Seit den Kaiserlichen Siegen wüthet der Bannstrahl mächtig in Berlin. Ein Kriegsrath S. und der Exprediger Niem sind beide über die Grenze gebracht, letzterer wurde über Nacht von Frau und Kindern gerissen und Beiden, beim Hängen, das Zurückkehren verboten. Reinhard ist in Berlin gewesen; weil er sehr frei spricht, haben seine Freunde für ihn gezittert und sind froh gewesen, wie sie ihn wieder in Giebichenstein wußten. Pensionen hat er denn auch nicht erhalten. Freund Kramer ist so glücklich, wie er in seinem menschlichen Leben noch nicht gewesen ist. Er lebt in Paris, hat dort ein Haus gekauft, viermal größer, als meins, berechnet, wie das Milchtopf-Mädchen, die Miethe, die er dafür erhalten kann und daß er für die 12000 Thaler, die das Haus ihm kostet,

nicht allein umſonſt wohnen, ſondern ſich noch beluſtigen kann. Frau und Kinder reiſen ihm Oſtern nach. Buchhändler will er vielleicht werden, wäre es auch nur, um ſeine eigenen Werke zu verkaufen. Im Auslande wird jetzt an franzöſiſchen Büchern viel verdient; man hat ſie in Paris ſehr wohlfeil kaufen können, aber es ſind zur Erntezeit zu viele Schnitter gekommen.

Meinem Manne iſt ein Geſchenk mit der Encyclopädie gemacht worden, die neue Ausgabe par ordre de Metières, worüber er eine große Freude hat. Madame Genlis neuer Roman iſt Ihnen wohl ſchon vor die Augen gekommen und ſeine Zucht- und Ehrvergeſſenheit auch; und dieſe reſpectable Dame ſpricht nur von Zucht und Tugend. Sie lebt eine Meile von hier auf dem Lande, hat den General Valanan und ein junges Frauenzimmer bei ſich, ſpielt die Fromme und taugt gewiß nichts, iſt aber mächtig klug. Der Herr Miniſter Reinhard ſcheint ein braver Mann zu ſein, etwas kalt und rückhaltend, aber gewiß vom beſten Willen. Iſt Ihr Fräulein Tochter ſchon in Caſſel? Behalten Sie uns Alle lieb; in dieſer böſen, trüben Zeit müſſen Freunde ſich feſt an einander ſchließen.

S. Reimarus,
geb. Hennings.

30.

Hamburg, den 13. Febr. 1796.

Mein Bruder dankt für Alles, was Sie ihm für seinen „Genius“ geschickt haben und will es sehr bald im Journal aufnehmen. Was K... über die Kant'sche Philosophie sagt, ist gut vorgetragen, schreibt mir Hennings, aber wer von Beiden Recht hat, sollen Sie jetzt entscheiden, lieber Herr von Knigge. Dazu fordere ich Sie auf durch meines Bruders Duellgeschichte, die ich Ihnen hier überreiche. Machen Sie davon eine Recension, in einem Journale, das Ihnen das würdigste dazu scheint. Der Mercur, die Horen ꝛc., was Sie meinen, auch in Form einer Abhandlung. Mir ahnet, daß Sie das Sujet abhandeln werden, wie sich's gehört. Sie sind Edelmann, haben die Chimäre der Ehre in allen Fächern durchlaufen und kennen gottlob als Weiser und Mensch die wahre Ehre, deren Rechte Hennings vertheidigt. Dabei ist die Gewandheit, der Welt-Sprache, Ihrer Feder natürlicher, als der eines Stubengelehrten. Kurz: wenn G... pöbelhaft sagt, ich schlage mich nur mit dem Degen, mit der Feder will ich es nicht, so werden Sie ihn zu nehmen wissen, wie sich's gehört. Golzens Dummheit ist freilich sehr arg; zur Antwort auf dies Buch über das Duell, worin Hennings wiederholt versichert, daß er sich nie schlagen werde und, wenn er auch kommen müsse, er auf sich schießen lassen würde, ohne wieder zu schießen, weil er den für einen Mörder

halte, der es thäte — zur Antwort schickt er H. eine neue Ausforderung. H. hat natürlich darauf, wie zuerst geantwortet, und jetzt die Sache an die Regierung, den Kronprinzen und Bernstorff geschickt. Ein Advokat Koch in Kiel, der sich auch schlagen wollte, wurde deswegen fiscalisch belangt und wie er sich damit entschuldigt, daß er geglaubt habe, das Duelliren sei hier in den Königlichen Landen erlaubt, weil man Golz und Maasbach nicht zur Strafe gezogen habe — nahm man die Antwort für Trotz und, ob er sich jetzt gleich entschuldigt, und um Begnadigung gebeten hat, glaubt man doch, daß er bestraft werden wird. Mit einem General und Grafen ist es aber etwas anderes und ich fürchte, Golzens Benehmen wird so hingehen, die Sache mit Königlicher Huld niedergeschlagen werden, Hennings den Aerger und langen Verdruß hinnehmen müssen, den ein solches Betragen der Regierung giebt, und nur den Trost haben, daß edle Menschen auf seine Seite treten, die seine Geschichte lesen und sie zu beurtheilen fähig sind.

Es ist eine dumme Welt! Sie scheint, wenn man die Natur betrachtet, zur Eintracht und Stille geschaffen und doch ist überall Lärm. Freilich ist der eigentliche Friede wol nur in der Pflanzenwelt, kein Baum schlägt den andern, ohne Neid wachsen liebliche Blumen nebeneinander — aber geht es in das Thierreich über, so frißt schon eins das andere, und Erdbeben und feuerspeiende Berge werfen das Mineralreich durcheinander. Guter

Kant! wie soll es mit dem ewigen Frieden werden! Ich fürchte, die Einrichtung der Vorsehung ist nicht danach gemacht. So lieb uns Kant's kleine Schrift war, so urtheilte doch mein Mann gerade wie Sie, fand auch am Ende kleine Widersprüche, indessen wirkt sie gewiß ihr Gutes. Reinhard, der französische Gesandte hier, hat sie in's Französische übersetzt, und zum Bewundern gut; verständiger, als das Deutsche, und Manches ist weggelassen, was unlocal für Frankreich war. So ist sie, wie ein Landeskind, in Sieye's Hände gekommen, der sie drucken lassen oder se behalten kann. Reinhard ist das ganz gleich, er wollte nur in die hellsten Köpfe dort einen Begriff bringen, wie unsere Philosophen die Sache ansähen und wie sie glaubten, daß nur in Republiken der Stoff zum dauernden Glücke läge. Aus Sieye's Antwort sieht man, daß er von Kant's früheren Schriften und Lehrmeinungen wenig weiß, aber hineinkommen wird er bald, das zeigt sein richtiges Urtheil über das Büchlein. Daß Reinhard hier erst recht festsäße, nicht mehr vom heil. römischen Reiche chikanirt würde, wünschen wir herzlich. Er ist ein sehr wackerer Mann und paßt sich als Deutscher zu uns; er hat, weil das Gouvernement es wünschte, sein Creditiv übergeben müssen, der Rath wollte ihn gern annehmen, sieht aber aus, wie ein Schulknabe, der die Ruthe fürchtet, und hat Vorstellungen nach Paris abgeschickt. Werden die nicht angehört und besteht man auf Anerkennung des Ministers, so weiß ich noch nicht, wie ein Ausweg

gefunden werden kann. Die Kaufmannschaft hält sich für verloren, wenn die Handlung mit Frankreich unterbrochen wird. Grouvelen hat geschrieben, er würde vom Dänischen Hofe als Minister öffentlich angenommen werden und Klopstock hatte auch deswegen Nachricht. Der ist überglücklich durch seine schöne, goldene Dose mit dem Emaille-Gemälde, worauf Thusnelda dem Sieger Hermann den Kranz überreicht. Das Ganze ist unbeschreiblich geschmackvoll gearbeitet; das Gemälde allein ist 400 Thlr. werth, sagte ein hiesiger Künstler. Wer es ihm geschenkt hat, möchte Klopstock gern wissen, auf seine Frage in der Neuen Zeitung ist aber noch keine Antwort erfolgt.

Vielen Dank für das Buch über Delins; ich habe es Sievecking mitgetheilt, der fühlt mit mir den Werth des guten Herzens, das eines Bedrängten Vertheidigung übernahm, glaubt aber, die Andern hätten auch was für sich zu sagen — ich verstehe nur, daß Delins unglücklich ist und Knigge zu helfen sucht. Daß Sie dabei immer genug zu thun haben, begreife ich auch. So haben wir einen Rebmann hier, der die „Nelkenblätter" geschrieben hat, am „grauen Ungeheuer" arbeitet und „Anselmus Rabiosus Reisen" vielleicht auch schrieb, dadurch bewies, daß er Genie hatte und auf's Blut verfolgt werden mußte. So auch ein Dr. Grüneisen — Beide sind eingekerkert gewesen, letzterer über ein Jahr. Die „Geschichte der politischen Verketzerungssucht", hoffe ich, hat er Ihnen geschickt, weil im An-

fange über den Illuminatenorden Aufschlüsse sind, von Philo, Stark, den Schriften Grolmann's, von Minos, Ptolomäus ꝛc. die Rede ist.

Also Ihre Düchesse*) heirathet? Und wen?

S. Reimarus,
geb. Hennings.

51.

Hamburg, den 4. März 1796.

Diesen Brief schicke ich mit einem Freunde, mit dem ich ihn lieber nicht schickte, da ich ihn sehr ungern nach Bremen reisen sehe. Reinhard wird Ihnen sagen, warum er zu Ihnen kommt und daß unsere hochweisen Herren den Weg der Thorheit gehen. An den Gedanken, daß er gar nicht wieder nach Hamburg kommt, kann ich mich nicht gewöhnen, und wenn auch Bomben und Kanonen dazwischen kommen, so wollen wir keinen anderen Minister, als Reinhard. Kommt nicht Frieden und macht Gott nicht gut, was der Rath verdorben hat, so wird es uns ziemlich übel gehen.

Ich habe in diesen Tagen der Deductionen aus Regensburg, des Reichsvertrages, der Anhänglichkeit an den Kaiser so viel gehört, daß ich es satt habe und nun

*) Die Ducheſſe Louiſe von Dillingen, Reichsgräfin von Oſtweiler, befand ſich bei Knigge in Penſion.

A. d. H.

begreife, daß nicht eine Spur von Vernunft in dem Allen iſt. Hätte man vor einem halben Jahre einen vernünftigen Mann zum Vermittler nach Paris geſchickt, ſo würde Alles abgewandt worden ſein, man hätte Hamburgs Handel benutzt, ohne ihn zu ſtören. Reinhard wäre auf dem alten Fuße noch einige Zeit bis zum Frieden geblieben und wir Alle wären glücklich geweſen. Zu dieſer Vorausſicht kommt aber ein Hamburgiſcher Rathsherrenkopf nicht, und wenn es einer beſſer machen könnte, ſo wird er Statsrath. — Iſt das nicht eine ſchöne Geſchichte mit Voght's Rangerhöhung? Wenn vernünftige Leute mit Titel und Ariſtocratie in ein Mauſeloch kriechen möchten — wie wir ihm darüber nichts ſchenken, wird Ihnen Reinhard ſagen.

Segne Sie der Himmel für das, was Sie für meinen Bruder ſchreiben wollen; der hat auch in ein ariſtocratiſches Weſpenneſt geſtochen, daher noch aller Verdruß, der ihm angethan wird und wovon ich leider das Ende nicht abſehe. Er iſt neulich ſehr krank geweſen von dem moraliſchen Gifte, was ihm täglich aufgetiſcht wird. Peel und Reinhard haben mir auch eine Recenſion verſprochen. Der Gemeingeiſt der Vernunft iſt am Ende auch noch der einzige, der etwas ſichtbar iſt. An einen andern, der im Blute, mit dem man aufgewachſen, ſein ſollte, glaube ich in Deutſchland gar nicht. Das denke ich täglich, wenn ich ſehe, wie die Leute es hier mit den Stadthändeln treiben, man ſieht nichts von Patriotismus, Jeder ißt, trinkt keine Minute kürzer, ſchläft

eben so lange, tanzt, läuft den Schauspielerinnen nach, gähnt in Concerten, macht Landparthien, als ob nichts wäre, sagt wol gar: es ist doch schlimm, daß jetzt zwei Partheien werden und Rath und Bürgerschaft, oder Rath und Oberalten nicht einerlei Meinung wegen der Anerkennung des französischen Ministers sind.

Mit Herrn von Reden ist Reinhard bei Professor Busch in Gesellschaft gewesen, der kann also von ihm erzählen. Bei uns ist der Schnüffler nicht gewesen, es waren aber noch mehr Hannoveraner hier, auch ein Herr v. d. Wense, der hatte Sieveking gefragt, wer eigentlich die „Annalen der leidenden Menschheit" schriebe, auch von dem Majestätsverbrechen der bekannt gemachten Acten gesprochen. Oelzen's Bosheit muß doch arg sein, weil sogar die Brüder Freimaurer sie verdammen. Der Schauspieler Schröder, der sonst sein partheiischer Anhänger war, sagte, als er die Duellgeschichte gelesen hatte: „der G. ist ein .... Hennings muß das bis auf's Aeußerste durchfechten." —

Cramer hofft Alles jetzt von der besseren Einrichtung der Finanzen in Paris, scheint aber dabei Heimweh zu fühlen und spricht mit Entzücken von den schönen Elbgegenden und den Leuten, die da wohnen; er druckt, schreibt und übersetzt immerfort. —

Wie ist Affsprung zur Professorstelle gekommen? Zum festen Brote schien er mir keine Anlage zu haben. Dr. Deneck's, der aus Bremen zu uns gekommen ist, scheint ein herzlich guter, sehr überspannter Mann zu

sein, hat verlassen, was er hatte, ohne zu berechnen, ob es schlimmer war, als was er kriegen konnte. Er kann nicht bestimmt angeben, warum er nicht in Preußischen Diensten bleiben wollte, klagt nur, daß nicht Alles gerade und recht wäre und er doch gehorchen müsse. Nun will er Jurist sein — Prozesse führen — lieber Gott! ist denn da Alles gerade und recht? Sein Freund in Paris, Reinhard's Stiefsohn, der ihm wol zuerst den Floh in's Ohr setzte, arbeitet jetzt bei Israel Werms im Comtoir. Cartouche war kein ärgerer Schelm als W..., das habe ich Venecken gesagt und ihm bewiesen, daß die Welt sich allenthalben gleich und der ehrliche Mann wie Gold sein kann, das immer seinen Werth behält. Wüßte ich ein paar junge Leute, die reisen wollten, so müßte man suchen, D. als Hofmeister zu ihnen zu bringen.

Den 16. März.

Ich habe diesen Brief wieder aufgebrochen, weil Reinhard noch einige Tage bei uns bleiben konnte. Nun muß er fort — Sieveking reiset nach Frankreich, soll Alles vermitteln und gut machen — wird er es können? — Vorige Woche erhielt ich Ihre Recension der Duellgeschichte, wir haben sie so kernhaft brav gefunden, fühlen so sehr, wie wohl sie meinem gekränkten Bruder thun wird. Ungedruckt darf er sie nicht sehen, weil ein despotisches Reskript des Königs ihm (und Goltz doch auch) die Niederschlagung der Sache befiehlt und

den Druck von Allem, was darüber verhandelt werden könnte. Das ist aber gottlob kein Gesetz für's Ausland. In dem Journal „Deutschland" wird eine derbe Recension kommen, die an Reinhard eingeschickt ist, — Ihre, denke ich, soll in's Archiv der Zeit — oder soll sie in das neue Journal, das unter Freiheitsprivilegien bei dem Juden Michaelis im Mecklenburgischen herauskommt? Gegen das „graue Ungeheuer" habe ich zu erinnern, daß es mehr eine Sammlung alter Aufsätze ist. Reinhard ist auch Mitarbeiter vom Archiv der Zeit.

S. Reimarus,
geb. Hennings.

52.

Hamburg, den 17. Decbr. 1791.

Sie werden mir erlauben, vortrefflicher Mann, daß ich, wenn ich in Zukunft Gelegenheit haben sollte, an Sie zu schreiben, dies mit Weglassung der gewöhnlichen Titel thue, über welche Sie weit erhaben sind. Jetzt habe ich die Ehre, Ihnen die „Neue Zeitung" zu senden, die, nebst Dero Aufsatze, einen von dem .... Kotzebue enthält. Ihr Aufsatz sollte schon der gestrigen Zeitung einverleibt werden, aus Versehen aber strich ihn der Censor ebegestern Abend weg und ließ ihn doch im Correspondenten stehen. Gestern Morgen beschwerte man sich darüber und er ward also den noch nicht abgedruck-

ten Stücken einverleibt. Es ist mir nun gewissermaßen lieb, da gestern der Aufsatz von Kotzebue einging und nun durch beider Einrückung der Contrast um deſto mehr in die Augen fällt.

Die Geschichte des Herrn Etatsrath von Schaafskopf habe ich mit Vergnügen gelesen. Der Herr Verfasser (man giebt hier Sie dafür aus) hat Recht gehabt, daß dem elenden, kriechenden Schirach seine Verdrehungen eine Vermehrung seiner Pension zu Wege bringen würden. Gestern hat mir Herr Graf von Lüttichau gesagt, daß er wirklich eine Zulage von 400 Thalern erhalten hat und also nun 1200 Thaler zieht. Was soll man von einer Regierung denken, die bei einer großen Schuldenlast, elenden Finanzzuständen und bei einer, in Vergleich mit anderen Mächten kleinen und doch die Unterthanen sehr drückenden Einnahme, das Geld, das Mark der Bürger, so wegwirft? Dem Redacteur des Correspondenten thut der Verfasser darin Unrecht, daß er ihm die Einrückung der medicinischen Avertissements Schuld giebt; er hat nichts damit zu thun, lieset sie ebenso wenig, wie ich die der Neuen Zeitung, die Einnahme derselben fließt bloß den Eigenern der Zeitung zu; in Ansehung der eigentlichen gelehrten Artikel möchte obengedachter Herr Verfasser Recht haben.

Für das, meiner Vaterstadt in der Aufklärungsgeschichte Abyssiniens ertheilte Lob empfangen Sie meinen wärmsten Dank. Es ist wahr, obgleich auch unsere Einrichtung nicht vollkommen ist. Das Geschmeiß der

Notare (meistens gewesene Schuhputzer), welchen die Betreibung der Sachen außergerichtlich auf des Prätors Diele*) aufgetragen wird, sind wahre Blutegel. Diese Leute pachten die Diele jährlich für 80 oder 100 und mehr Mark und für diese elende, der Kammer zufließende Summe kann ein solcher Mensch große Bubenstücke ausüben. Man ist jetzt darauf bedacht, dieses Geschlecht aussterben zu lassen. Unsere eigentlichen Advokaten sind größtentheils auch Leute, die nicht viel werth sind. Ueberhaupt versucht man es hier viel mehr durch Gelindigkeit, als durch zu große Härte, wie denn der ganze Lärm der Handwerksburschen im vorigen Sommer durch zu große Nachsicht oder vielmehr Sorglosigkeit des präsidirenden Bürgermeisters entstand. Hätte dieser seine Pflicht gethan, so wäre es nicht nöthig gewesen, drei bis vier Unschuldige zu erschießen und Andere zu Krüppeln zu machen. Einige unserer Bürger, ein Bartels, Vater des Dr. Bartels, der über Calabrien geschrieben, ein Vogt, haben sich bei dieser Gelegenheit hervorgethan, haben auf öffentlichem Rathhause als wahrhaftig freie Männer gesprochen und gewiß ebensoviel, als Flinten und Kanonen, vielleicht noch mehr, zur Herstellung der Ruhe beigetragen. —

Sie wissen es vielleicht schon, daß die Allgemeine deutsche Bibliothek jetzt hier in Pohn's Verlage gedruckt wird. In Berlin hat man es nicht länger lei-

*) Diele, niedersächsischer Ausdruck für: Hausflur. A. d. H.

den wollen, daß Berlin und Stettin auf dem Titel stünde.

Dero gehorsamster ꝛc.
Wittenberg.

XB.

Leipzig, den 2. Mai 1785.

Hochwohlgeborener,
Hochgelehrter Herr Baron!

Ist irgend Jemand in der Welt, den ich hochschätze, so sind Sie es, dessen Schriften voll Aufklärung ich mit vielem Vergnügen gelesen. Darf ich mir schmeicheln, daß Sie, als ein aufklärender Gelehrter, meinen Beifall nicht für Schmeichelei ansehen, so darf ich getrost sagen, daß ich durch dieses Schreiben auch Dero Beifall erwerben werde. Sie sind Schriftsteller, ich diene den Gelehrten, die da Schriftsteller sind, darum erfordert es meine Schuldigkeit, daß ich Ihnen meine Dienste anbiete. Sie mögen mich nun in der Welt brauchen oder nicht. Ich sende Ihnen hier zwei neue Pieçen, um Ihnen von dem grossem Unternehmen Nachricht zu geben, welches so viele Liebhaber Christi unter den Katholiken wünschen, so viele Liebhaber Christi unter den Protestanten von Gott erbitten. Lesen Sie meine Grundsätze; meinen Sie, daß meine Lehre und Gesinnung verwerflich sei, wohlan, Verehrungswürdiger, belehren Sie mich. Wo ich einen Menschenfreund,

wo ich einen Christusfreund entdecke, (und leider haben sich aus den Katholiken so wenige als unparteiische Freunde Christi gezeigt) den ergreife ich und fordere ihn auf, an der Christussache Theil zu nehmen. Der Lohn ist groß, der auf einem Friedensstifter ruhet. Ich suche nichts, als Dero Achtung, Beitritt, Prüfung, Aufmunterung, Theilnehmung; ich suche nichts Anderes von Ihnen, denn mir hilft es nichts, denn ich bin im Dienste des Herrn, der aber wol hätte Freude auf Erden haben, aber er duldete den Kreuzestod und achtete der Schande nicht, ist aber gesessen zur Rechten Gottes. Mir hilft nur das, wenn ich Ihm, Ihm — nicht der Kirche diene, denn Kirche hin, Kirche her, die kennt mich nicht, die giebt mir nichts, die macht mich nicht selig — sondern Christus, dem ich diene. Mir ist's auch einerlei, ob Einer katholisch oder protestantisch sich nennt. Ich bin im Dienst des Herrn, darum rede, darum lehre ich. Prüfen Sie alle meine Schriften und gönnen Sie mir in einem Schreiben Dero gnädiges Urtheil.

Verlegen Sie selbst Schriften, so bitte ich mir sogleich davon 50 Exemplare aus in Commission. Von Messe zu Messe lege ich den Gelehrten Rechnung ab. Thuen Ew. Hochwohlgeboren dieses nicht, und wollen Sie geruhen, mit mir in einige Correspondenz zu treten, so lege ich Ihnen hier eine Vollmacht bei, welche ich von Ihnen unterschrieben und untersiegelt wieder zurück zu erhalten wünsche. Ich empfehle mich Ew. Hoch-

wohlgeboren mehr als gewöhnlich Jemanden, und bitte Gott, er wolle Eure Gnaden in seinen heiligen Schutz allezeit nehmen — ꝛc.

Ew. Gnaden
unterthänigster Diener
Magister Gottfried Lebrecht,
Nathanael Masius,
Correspondent auswärtiger Gelehrter
auf hiesiger Akademia.

Hierauf antwortete Knigge.

Hannover, den 29. Juli 1783.

Ich bitte Sie, es keiner Nachlässigkeit Schuld zu geben, wenn ich erst jetzt auf Ihren Brief antworte. Es ist mir derselbe nach neunmonatlicher Abwesenheit erst vor wenig Tagen zugesendet worden. Von den Ausdrücken Ihrer gewogentlichen Gesinnungen gegen mich bin ich dankbarlichst gerührt, und ich fühle, daß wenn Liebe zum Guten, Verehrung der reinen Religion und Gefühl für Wahrheit mir in Ihren Augen Werth geben können, Sie mich bei genauerer Bekanntschaft Ihrer Güte nicht unwerth finden werden. —

Aus den mir mitgetheilten schönen Schriften erkenne ich den Verfasser als einen einsichtsvollen, für die Ehre der Religion und die Reinigkeit des apostolischen Christenthums warmen Mann. Ob ich mit diesen Sätzen einverstanden bin, ob ich allen Sectengeist, alle

kirchliche Spaltung haſſe und nur Eine Religion Chriſti anerkenne, darüber mögen meine Schriften, und insbeſondere meine Predigten, vorzüglich die letzteren im Pfähleriſchen Verlage zu Heidelberg in dieſem Jahre herausgekommenen zeugen. Nun aber, was die Möglichkeit einer allgemeinen Vereinigung betrifft und was deſfalls angeführt wird, iſt nicht juriſtiſch bewieſen. Erlauben Sie mir folgende Anmerkungen.

Ich glaube nicht, obgleich Viele der Meinung ſind, daß die römiſche Kirche einen zuſammenhängenden, feſten, ſeit langer Zeit prämittirten Plan habe, die proteſtantiſche Kirche durch Schleichwege auszurotten. Proſelytenzeit iſt von jeher im Papſtthum herrſchend geweſen und iſt den katholiſchen Grundſätzen angemeſſen; einzelne Pfaffen in einzelnen Gegenden üben auch Intoleranz und die proteſtantiſchen machen es nicht beſſer, wo ſie Macht dazu haben, allein noch einmal, an einen ſolchen feſten Plan glaube ich nicht. Dem ſei nun aber, wie ihm welle, ſo wäre eine Vereinigung freilich höchſt wünſchenswerth; allein die Schwierigkeit dabei iſt vielleicht unüberwindlich. Nicht leicht wird die römiſche Kirche gänzlich das Gebäude ihrer Hierarchie aufgeben; das Tribunal des Papſt-Biſchofs in Rom und der Conſilien wird vielleicht in ſeiner Macht eingeſchränkt, aber nie gänzlich abgeſchafft werden, weil ſonſt der ganze Begriff von Kirche aufhörte, den die Katholiken doch aus den erſten Chriſtengemeinen herleiten, wo nicht jede Gemeine ſich ſelbſt

regierte, sondern unter Bischöfen, und diese unter Inspection der Apostel standen. Die Protestanten hingegen freuen sich ihrer Freiheit im Denken, Forschen, Auslegen, Accommodiren und werden schwerlich sich eine bestimmte, feste Form aufdringen lassen. Sie stehen also wirklich weit auseinander. —

Doch wollen wir darum nicht verzweifeln. Wenn ich nach meinen schwachen Kräften zu Etwas, das ich als wirklich gut anerkenne, nützlich sein kann, so wirke ich gern mit, auch da, wo ich die größten Schwierigkeiten vor mir sehe. Alles kommt nun freilich auf die Grundsätze an, welche das jetzt herauskommende Werk der mir unbekannten Herren Gottesgelahrten gebauet. Ich ersuche Ew. ꝛc. daher gehorsamst, mir dasselbe nebst dem Gemeindeboten, sobald er fertig gedruckt sein wird, zu übersenden. Den Preis dafür, sowie für die mir übersandten Schriften, werde ich Ihnen in nächster Herbstmesse durch die Andreä'sche Buchhandlung dankbarlichst erstatten lassen. ꝛc.

51.

Leipzig, den 4. Septbr. 1786.

Mit innigem Vergnügen habe ich Ew. — gnädiges Schreiben durchgelesen. Ich finde Sie immer als den verehrungswürdigen Mann, der dem Symbole auf seinem Petschaft schnurstracks gleichbleibt. Wüßten Sie,

wie viel Gutes Sie durch Ihre Schriften stiften und welch ein Muster Sie so vielen Anderen geworden sind, ohne daß Sie ein Staatsreligions-Amt bekleiden. Freilich finden sich auch Menschen, deren Raisennement oft nicht nach unserem Wunsche und Herzen ist, die mit feindseliger Grille solche Schriften anschauen — aber die Freudigkeit bleibt Ihnen dennoch, Sich Ihres großen Guten wahrhaftig und mit gewisser Ueberzeugung bewußt zu sein. Und das muß, meines Erachtens, für einen Mann von Stande, von Ansehen und Vermögen die größte Wonne sein. Ganz anders ist es mit unangesehenen, armen Leuten; in Bezug auf Ihre Unangesehenheit heißen Sie Narren und in Bezug auf Ihre Armuth verdammt sie die Welt bei ihren guten Unternehmungen mit dem Verwurf, sie würden durch Armuth und Noth dazu gezwungen. — Um deste verehrungswürdiger, göttlicher sind die Männer, welche, bei Erhabenheit und Vermögen, Gutes und Glückseligkeit über das Menschengeschlecht verbreiten.

Sie haben freilich Recht, daß zu einer Christenvereinigung die beiden Partheien so weit auseinander sind. Aber es giebt so viele einzelne Individuen, die einander in ihren Grundsätzen so nahe sind! Darum rechne ich über 100 Jahre hinaus, wenn ich mir eine Vereinigung wirklich denken soll. Mittlerweile muß nach meiner Intention immerfort gebauet werden. Lassen die Bauleute, Zimmerleute und — Maurer — nicht ab, so wird die Sache schon weiter gefördert werden.

Sie erhalten hiermit das II. Quartal des Gemeinde-Boten und das Buch der Vereinigung. Mein apoſtoliſcher Wunſch iſt der, daß Sie ſchon weit über die ſieben Grade der apoſtoliſchen Vollkommenheit erhaben ſind. — ꝛc.

Magiſter Maſius.

53.

Mannheim, den 1. Septbr. 1781.

Theuerſter Freund! Heute erhielt ich Ihren theuren Brief; danken möchte ich Ihnen gern, aber meine Worte ſind zu ſchwach, um auszudrücken, was mein Herz bei Ihrer väterlichen Sorge und den großen Bemühungen um mich fühlt. Ich habe nichts mehr gewünſcht und nach nichts mehr getrachtet, als an einem Theater als Muſikdirector angeſtellt zu ſein, und bin ganz glücklich, daß ich durch Ihre gütige Sorge dieſen Wunſch erreicht habe. Schätze verlange ich keine, es liegt alſo nur mein Glück darin, daß ich eben an einem ſolchen Platze in der Muſik mehr, als beim größten Meiſter lernen kann. Bevor mich Vogler zu ſich ruft, kann ich mich gerade dieſen Winter über vervollkommnen. Auf das, was Sie ſo gütig waren, anzuführen, daß 1. eine ſolche Verſorgung nur von der Lage des Schauſpieldirecters abhänge, 2. daß ſehr viel Arbeit dabei ſei, 3. daß das dortige Orcheſter zu dirigiren Anſehen er-

fordere, 4. daß 8 Gulden die Woche in Hannover nicht viel sei — darauf antworte ich, daß ich dies 1. nicht als eine völlige Versorgung ansehe und bis mich Vogler abruft, es nur diesen Winter dauern möge, daß ich 2. gewiß Arbeit liebe, daß ich 3. hoffe, mein Betragen und meine Liebe gegen Jedermann werden mich bei dem Orchester in jene Achtung setzen, die zum Dirigiren nothwendig ist, und daß ich 4. mit meinem Gehalte zufrieden bin, da ich auf der anderen Seite den Nutzen und Gewinn betrachte, den ich in meiner Kunst erhalte. Wollen Sie so gütig sein, dem Herrn Großmann zu versichern, daß ich unfehlbar bis zum 20. d. in Hannover eintreffen werde.

Kränzl, dessen Operette hier mit vielem Beifall aufgeführt ist, empfiehlt sich Ihnen und wünscht, daß Sie mit Großmann wegen der Partitur seiner Operette sprächen, er verkauft sie zu 8 Dukaten. Ihr ꝛc.

Anselm Weber.

36.

Offenbach, bei Frankfurt, den 7. August 1788.

Ich freue mich herzlich, daß es unserem lieben Weber so gut geht. Er schrieb vor einiger Zeit an mich und verlangte meine Oper „die Luftballe" für Großmann, der dieselbe in Braunschweig bei Gelegenheit der Luftreise des Blanchard aufführen lassen will.

Auch schicke ich Ihnen hier 6 ganz neue Clavier-Sonaten von Pleyel, die äußerst schön sind.

Vere —

Ferd. Fränzl.

57.

Frankfurt, den 23. April 1784.

Theuerster Freund!

Wie leben Sie in Ihrer freiwilligen Einsiedelei? Ich lebe leider in einer unfreiwilligen; der Tod hat mich zum Einsiedler gemacht, hat mir mein Weib und mit ihr die Glückseligkeit meines Lebens genommen. Oede und wüste ist Alles um mich her und herber Schmerz füllt die Leere meines blutenden Herzens.

Freund! ich habe eine Bitte und einen Auftrag. — Bitte: mir Ihre Schriften sämmtlich zum Geschenk zu machen, oder, wenn Sie sie nicht mehr besitzen, mir sie nur anzuzeigen, damit ich sie mir anschaffen kann. — Auftrag: Genaue Erkundigung von dem Herkommen, Erziehung und Aufführung einer Demoiselle Magdalena Schroth einzuziehen, welche, wenn ich nicht irre, als Sängerin bei dem heiligen Geist-Kloster zu Heidelberg angestellt gewesen. Herzliche Empfehlung an würdige Gattin und liebenswürdige Tochter.

Ewig der Ihrige,

Großmann.

58.

Hannover, den 23. März 1790.

Sie sind und bleiben doch ein lieber, dienstfertiger Mann. Bei all Ihren Geschäften gedenken Sie meiner kleinen Aufträge. Sie haben Briefe aus London erhalten. Möchten Sie die gänzliche Erfüllung Ihrer Wünsche bringen. Wird Ihnen alsdann die Landrathsstelle noch willkommen sein?

Von Unger haben Sie befriedigende Antwort erhalten. Die Frau war, wie sie mir schrieb, in die Seele ihres Mannes etwas empfindlich, daß Sie auch nur einen entfernten Argwohn hätten hegen können, als würde er zurücktreten. — Ist's Ihnen bekannt, daß Sie es ist, die die ersten Theile der Confessions übersetzt hat?

Nun von Altona. „Schröder soll sehr empfindlich darüber sein, daß ich nach Altona gehen will. Lieber Gott! man sucht sein Brod, wo man kann. Wüßte ich aber, daß es ihm großen Schaden thäte, so bliebe ich lieber weg. Sie gehen wahrscheinlich zuweilen in's Schauspiel und können mir also sagen, wie der Zulauf ist. Ob die Concurrenz zweier so benachbarter Theater nicht Eins dem Andern höchst nachtheilig sei."

Schleppegrell hat mir die verlangten Erläuterungen gegeben; Freund Schirach grüßen Sie doch. Wie hat er Ihnen behagt? Könnte dieser nicht erfahren,

was Schröder meinetwegen an den Präsidenten in Altona geschrieben?

Haben Sie Zimmermann gelesen? Viel, viel Egoismus, viel Verunglimpfung solcher Leute, die er sonst in den Himmel erhob. Das sollte er nicht, er würde unendlich gewinnen. Ich danke Ihnen, daß Sie den Talisman nicht vergessen; wir haben den ersten Act bereits probirt und das macht uns natürlich nach der Fortsetzung lüstern. Madame Tedi hat mir viel Schaden gethan; ich verliere in dieser Fastenzeit über 100 Louisd'or.

Der Kammerherr Hasmund (was ist's für ein Mann?) aus Cassel ist hier und wirbt für den Landgrafen um die Stimme zur Kurwürde. Graf Hazfeld wird auch erwartet, um die Kaiserwahl anzusagen. Wer doch nach Frankfurt kommen könnte. Es hängt von Pappenheim ab — haben Sie keinen Kanal zu ihm? —

Busch, Weber und meine Frau grüßen Sie.

Großmann.

39.

Cassel, den 8. October 1790.

Ich weiß nicht einmal, wohin ich Ihnen schreiben soll. Ich wage, diesen Brief nach Bremen laufen zu lassen, um Ihnen meine Glückwünsche zu überbringen.

Gott weiß, ich habe mich innig gefreuet, daß Sie endlich für Ihre Thätigkeit in einen, wie ich hoffe, angenehmen Wirkungskreis gekommen sind. Ich bin es leider nicht. Cassel ist nicht mehr Cassel, ich glaube schwerlich, daß ich den Contract erneuere, wenn der Landgraf nicht ein Beträchtliches zulegt. Nach Bremen habe ich schon lange getrachtet. Melden Sie mir doch, wie jetzt der Theaterbarometer steht. Ist's wahr, daß ein neues Schauspielhaus gebauet wird? Der Bürgermeister Ike ist gut für mich gesinnt, von Doctor Schütte könnten Sie die Stimmung des Magistrats erfahren. Herr von Brints wird auch gern mitwirken und Sie, mein Vester, spannen gewiß Alles an.

Ich habe mit Kotzebue eine recht angenehme Reise nach Baiern gemacht. Eine Schwester von ihm ist in Bremen an den Doctor Wildemeister verheirathet. Es ist eine treffliche Frau.

Herzlich umarmt Sie Ihr

Großmann.

60.

Hannover, den 8. Juni 1792.

Es ist nicht zu leugnen, daß Ihr politisches Glaubensbekenntniß Ihnen, besonders unter dem Militair, viele Widersacher erweckt hat. Das Gelindeste, was

man sagt, ist: „er hätte, als Königlicher Diener, es nicht schreiben sollen.“ — Wenn etwas Gefährliches in der Schrift ist, so wird es durch den populären, leicht faßlichen Vortrag noch gefährlicher.

Ihre Aussöhnung mit Campe macht mir Freude. Ich erkenne es mit Dank und als einen schönen Zug Ihres Charakters, daß Sie mir diesen Vergang melden; es versüßte mir das Bittere Ihres Zwistes, bei dem ich, als Beider Freund, nicht wenig litt.

Seigneur Hofmann's Wortsprecher sind nicht mehr so laut; der Antihofmann hat die Lacher auf seiner Seite. Gerade um die Zeit, wenn mein Gesuch in Bremen zum Vortrag kommt, werden Sie in Neudorf sein; ich bitte Sie also, vorher nach Umständen zu thun, was Sie für heilsam halten und den Herrn Reichshofrath v. Brints um seine kräftige Verwendung zu ersuchen. Was sagt der würdige Mann zu der Unternehmung? Die Offenheit, womit Sie mir die Schwierigkeiten darstellen, die meiner warten, zeugt von Ihrem Wohlwollen für mich. Ein Schauspielunternehmer ohne festen Gehalt von einem Hofe oder einem Ort wie Hamburg, der seinen Mann nährt, ist ein beständiger Lottospieler, der seinen Einsatz beim Publikum macht und von den Launen desselben Nieten oder Treffer erwarten muß. So betrachte ich nun auch Bremen. Vielleicht ziehe ich einen Treffer. Wann denken Sie eigentlich in Neudorf zu sein? Man sagt, Sie würden ein Liebhabertheater dort errichten. — Haben Sie keine

Beiträge für das Mainzer Theaterjournal? Man bittet Sie darum.

Ihr

Brosmann.

61.

Hamburg, den 19. Octbr. 1775.

Hochgeborener Herr! Zu viele Stücke dieser Art hindern mich, das gegenwärtige anzunehmen, welches außerdem viel Gutes hat. Das Gemälde der Dürftigkeit, Ernst und Lucinde Silvain — haben sehr viel Gleiches mit diesem. Es sollte mir unterdessen leid sein, wenn der Verfasser dadurch abgeschreckt würde, seine künftigen übrigen Stunden dem Theater zu widmen — eine Uebersetzung des „juge" haben wir noch nicht, sollte sie gut sein, so will ich sie von Herzen gern annehmen. Französische Opern werden hier sehr wenig aufgeführt, doch wünschte ich wohl die beiden Geizigen auf dem deutschen Theater zu sehen; es thut als Farce gute Dienste. Ich bin ꝛc.

H. L. Schröder.

62.

Hamburg, den 12. Decmbr. 1775.

Ich statte Ihnen für die Gütigkeit meinen ergebensten Dank ab. Die Uebersetzung des „juge" ist so ver-

trefflich gerathen, daß sich unsere besten Uebersetzer nicht schämen werden zu bekennen, daß sich die gnädige Frau kühn an ihre Seite stellen kann. Es wird die erste Vorstellung nach Advent sein, ich bin überzeugt, daß das Publikum so gut, als ich, die Gütigkeit der gnädigen Frau für unser Theater erkennen wird. Wenn ich so kühn sein dürfte, die Uebersetzung des „vindicatif" bei müßigen Stunden vorzuschlagen, so hoffe ich, daß der Beifall der Mühe entsprechen wird. Ich erwarte die beiden Geizigen mit einem Herzen des gehorsamsten Dankes und bin ꝛc.

F. L. Schröder.

63.

Hamburg, den 26. März 1776.

Ich danke Ihnen, gnädiger Herr, auf's Verbindlichste für die neue Gütigkeit, die Sie mir unbekannter Weise erzeigen. Ich wünschte, daß Ihr Beispiel unserem deutschen Adel einleuchtete, so würden auch nach und nach unsere Fürsten — Deutsche und Patrioten werden. Ich bin übrigens von Herzen erfreuet, daß Sie den „vindicatif" nicht bekommen haben, Sie hätten sich einer undankbaren Mühe unterzogen — es ist fast gar nichts daran. — Die beiden Geizigen sollen so bald als möglich auf der Bühne erscheinen. Da ich

selbst Balletmeister bin, so kann mir Dero gütiges Anerbieten nicht anderes, als sehr willkommen sein. ꝛc.

K. L. Schröder.

61.

Hamburg, den 21. August 1789.

Es ist mir wahrhaft empfindlich, daß Ihre Fürsprache, mein Herr Baron, vergebens sein muß. Aber wahrlich, wenn ich auch ganz von dem innern Werthe abstrahire, das Stück ist nicht für Hamburg. Daß ein Vater, ein sonst vernünftiger Mann, der mit seinen Dienstboten so vertraulich lebt, lieber sieht, daß sein Sohn ein Mädchen entehrt läßt, als sie heirathet, weil sie bürgerlich ist — das kann Bürgern nicht wohl behagen.

Es wird mir äußerst angenehm sein, Sie hier zu sehen und einen Mann persönlich kennen zu lernen, für den ich in mehr als einer Rücksicht unbegrenzte Hochachtung habe. Ich bin ꝛc.

K. L. Schröder.

63.

Hamburg, den 16. März 1791.

Meinen besten Dank für Ihre Bemühung bei der Oper. Den 4. April wird sie zum erstenmale aufge-

führt werden. Daß Sie noch nicht ganz wieder hergestellt sind, kränkt mich. Auch ich hoffe auf den Sommer zu meiner völligen Wiederherstellung, und will mich daher ein paar hundert Meilen herumkutschiren lassen — und hoffe Sie bei meiner Zurückkunft in Bremen zu sehen.

Bei dem ersten flüchtigen Durchlaufen hielt ich Zimmermann selbst für den Verfasser des eisernen Pasquills; Manvillen giebt die höchste Evidenz. Aber, wenn es auch juristisch bewiesen wird, was kann ihm unter dem Reifrocke der Russin geschehen?

Ei, ei! Sie führen Komödie in Bremen ein und untergraben dadurch die christliche Religion! Und wollen noch, daß ich Antheil nehmen soll? Das erlaubt mein Gewissen nicht. Ihr ergebenster

Schröder.

66.

Hamburg, den 2 Februar 1791.

Die Unterlage ist so vortrefflich, daß ich Figaro zur ersten neuen Oper gewählt habe, und bitte nur um den Rest, doch gelegentlich, denn vor April soll sie doch nicht gegeben werden.

Ist man dem infamen Schmierer noch nicht auf der Spur? Hier sagt man, daß es Barth selbst sei, aber das ist mir unglaublich. Ich behaupte überall,

daß ein Rosenkreuzer der Verfasser sei. Ich habe seit ein paar Tagen Ihren Philo und die Illuminatenakten wieder durchgelesen und bedauere nur, daß mir mein Gedächtniß bei Ihrem Hiersein nicht treuer war und ich mir nicht Aufschlüsse über Verschiedenes von Ihnen erbeten habe. Wissen Sie von dem Weimarer Circulare zur Vereinigung aller deutschen Logen? Bode ist Mitarbeiter, vermuthlich auch Weishaupt. Ich kann Ihnen die Sachen auf acht Tage schicken. Unveränderlich Ihr

Schröder.

67.

Hamburg, den 14. Octbr. 1793.

Ueberbringer dieses, Herr Otto von Axen, mein genauer Freund, ein rechtschaffener, thätiger, aufgeklärter Mann, Logenmeister — wünscht sich durch mich die Gelegenheit zu verschaffen, Sie zu besuchen und näher kennen zu lernen. Er verdient nebst seinem Begleiter, dem Oberauditeur Mai, dieses Vergnügen. Diese zwei Brüder werden Sie von unseren Absichten bei der Freimaurerei unterrichten. Empfehlen Sie mich ꝛc.

Schröder.

68.

Hamburg, den 30. Octbr. 1793.

Leider haben mir meine Freunde schon von Ihrer fortdauernden Krankheit Nachricht gegeben. Sie sollten um anderer Menschen willen noch lange leben, wenn auch Sie selbst diese närrische Comödie satt hätten. Sie bestätigen es, da Sie Sich in Ihren Umständen eines Mannes annehmen, auf den Sie nichts halten können. Lesen Sie, was dieser Unbesonnene drucken ließ. Da dieses Briefchen zum Nachtheile des Herzogs kann ausgelegt werden, so ist es höchst schändlich von ihm, daß er es dem Drucke übergab. Ich werde es freilich auf diese Zeiten deuten, wo alle Verhältnisse umgekehrt werden. Haben Sie die Güte, dem rechtschaffenen Manne zu sagen: daß ich es Kotzebue abgeschlagen, ihm die Stücke zu schicken — er kann sich an Kotzebue's Buchhändler in Leipzig wenden. Auch bitte ich Sie, ihm den Brief, den er mir für Kotzebue geschickt hat, zustellen zu lassen. Ich wechsele nie wieder eine Zeile mit diesem Manne, dem ich wirklich viele Gefälligkeiten erwiesen habe. Bis jetzt kann ich die Partitur einer Oper nicht zurückbekommen, die ich ihm vor 3 oder 4 Jahren geliehen.

Es trifft sich so unglücklich, daß ich gerade in zwei neuen Stücken spiele, die dem Publikum gefallen, und Mozart's Zauberflöte anzuordnen habe — sonst

sollte mich nichts abhalten, Sie zu sehen. Mit den herzlichsten Wünschen für Ihre Besserung ꝛc.

Schröder.

69.

Hamburg, den 15. März 1794.

Verzeihen Sie, mein edler Freund, wenn ich Ihnen durch diese Zeilen auch nur im Mindesten beschwerlich falle. Der Ueberbringer nennt sich Laubca, ist einer der größten Clavierspieler und Mozart's Schüler. Er bat mich so dringend, ihm die Ehre Ihrer Bekanntschaft zu verschaffen, daß ich es ihm unmöglich abschlagen konnte. Ihr

Schröder.

70.

Hamburg, den 7. Juni 1794.

Nehmen Sie meinen innigsten Dank für Laubca's gütige Aufnahme. Ich werde suchen, ihn nach und nach auf seine Fehler aufmerksam zu machen. — Den Talismann werde ich noch in diesem Jahre geben lassen. Ich habe Ihre Uebersetzung schon vor verschiedenen Jahren von Greßmann bekommen. The Country-Wife ist schon in London umgearbeitet, das sittenloseste Stück,

was ich kenne, und als Country-Sire gegeben. Das Letzte ist schon lange übersetzt und dann wieder von d'Arien umgearbeitet worden. The Impostors und The Pannel sind Possen und kaum der Uebersetzung werth. Könnte ich Ihnen doch einen Theil meiner verrenden Gesundheit abgeben, ohne Bedenken würde sie diesem Briefe einverleiben Ihr

Schröder.

71.

Hamburg, den 14. November 1794

Ich muß für gewiß annehmen, daß Ihnen ein Ding unter dem Titel: „Endliches Schicksal des Freimaurer-Ordens" bekannt ist, in welchem Sie und Bode auf eine schändliche Art angegriffen sind. Werden Sie nichts darüber sagen? Dies soll ich Sie im Namen einiger Männer fragen, die Sie ehren und Bode's Freunde waren. Es würde auffallen, wenn der verstorbene angegriffene Theil vertheidigt würde und der lebende durch sein Stillschweigen die Vertheidigung entkräftete. Die Schmähschrift ist von einem gewissen Böchhausen in Eisenach, Verfasser der Weltbürger-Republik. — Ihr

Schröder.

72.

Hamburg, den 24. November 1794.

Ich danke Ihnen, mein theurer Bruder, für die Mittheilung zurückfolgender Schrift. Sie haben geschrieben, wie man es von Ihnen erwarten konnte. Ich bemerke freilich mit Betrübniß, daß der Zwist, in welchem Sie seit einigen Jahren mit Bode lebten, etwas Einfluß auf Ihre Rechtfertigung gehabt hat, indem Sie des mit Ihnen Angeklagten mit keiner Silbe erwähnen und schlechte Menschen daher den Schluß ziehen können, Bode habe allein den beschuldigten Plan ausgeführt. Bode's Freunde, die sein Journal kennen und deren Eines er selbst besitzt, könnten das Alles leicht und deutlich widerlegen, aber es ist nicht rathsam, eine Blöße zu- und andere aufzudecken. — Ist doch noch mein Hauptwunsch erfüllt, der lebende Beschuldigte mußte sich zuerst vertheidigen. Auch werden Bode's Freunde nicht eher schreiben, als bis Ihre Schrift bekannt ist, um auf diesem Fundamente fortzubauen. Leben Sie wohl, Ihr treuer Bruder

Schröder.

73.

Hamburg, den 27. Febr. 1795.

Sind Sie, theuerster Freund und Bruder, mit dem zufrieden, was hier im beiliegenden Merkur über Bode

geſagt wird, ſo wird es mich ſehr freuen.*) Wenn der Herzog das Journal der Pariſer Reiſe herausgäbe, ſo

*) Die betreffende Nummer des Merkurs vom Januar 1795 enthält Folgendes: Am 18. Januar 1795. Hamburg.

Vorgeſtern feierte hier ein kleiner, aber auserleſener Zirkel von Männern und Frauen den Geburtstag eines Verſtorbenen, ſo wie ſie es bei ſeinen Lebzeiten zu thun gewohnt geweſen; gewiß ein ganz unzweideutiger Beweis von Hochachtung, die in unſeren Tagen, wo die durch Martyrologien und Kalendarien geweihten Heiligenfeſte immer mehr verſchwinden, nur wahrhaft guten und edlen Menſchen zuerkannt werden. Und dieſer Verſtorbene, deſſen Geburtstag wir jetzt noch ſo lieb haben, iſt der am 13 Decbr. 1793 in Weimar entſchlafene Bode, einer der redlichſten Männer unſeres Zeitalters, der in der thätigſten und merkwürdigſten Periode ſeines Lebens unſer allgemein geachteter Mitbürger war und auch, nachdem er längſt unſere Stadt verlaſſen hatte, das volle Zutrauen und die treue Liebe aller guten Menſchen, die ſeinen reifen Einſichten ſo manche Belehrung, und ſeinem nie verſiegenden Witze ſo manche Erheiterung zu verdanken gehabt hatten, ununterbrochen genoß. Sie ſehen daraus, daß wir wenigſtens hier in Hamburg keine Spitze von alle Dem für wahr halten, was ſeit Jahr und Tag ein Haufen Meſſwurz bedürftiger und mondſüchtiger Illuminatenriecher in namenloſen Flugſchriften und Zeitblättern dem nicht unterrichteten Publikum vorzuſchwatzen ſich vergeblich bemüht haben. Es war gegen die Würde eines ehrliebenden Mannes, mit ſolchen Gegnern, die nur dem todten Löwen den Bart zu zupfen ſich erdreiſten konnten, aber bei jedem ſeiner Blicke ſich

würde es sehr leicht sein, die Pasquillanten zu beschämen — aber dieser gute Fürst ist anderer Meinung.

---

hinter die Tonne versteckt hätten, einen sehr ungleichen Kampf zu beginnen. Meines Wissens haben auch die sämmtlichen gewiß sehr zahlreichen und über Deutschland verbreiteten Freunde des wackern Bode solche Angriffe bis jetzt durchaus keiner Antwort gewürdigt. Seine Rechtfertigung, wenn es bei Männern einer bedürfte, liegt in seinen schätzbaren und sorgfältig aufbewahrten Papieren, die einer der edelsten Fürsten und Wahrheitsfreunde unseres Vaterlandes, besonders in der Absicht an sich genommen hat, damit sie, wie in einem Archive, der Wahrheit zum Zeugniß, unverfälscht erhalten würden. Es dürfte daraus nur das Tagebuch, das er an Ort und Stelle über seine gewiß sehr unschuldigen, maurerischen Verbindungen in Paris niederschrieb, nur einige seiner, in dieser Zeit geschriebenen Briefe bekannt gemacht werden, und die ganze, sechs-mal wiederholte und immer auf's Neue zusammengeknetete Lüge dieser, an Geist und Herzen armen Gelichters eines planvollen Obscurantenordens wäre ganz in ihrer schmählichen Blöße dargestellt. Wir bleiben hier dem Andenken unseres deutschen Bode gewiß hold und getreu und leben der festen Zuversicht, daß auch bei Ihnen, wo er die letzten 14 Jahre seines thätigen und gemeinnützigen Lebens zubrachte, dem redlichen Mann gegen den Nachruf, mit welchem ein Herder in seinen Briefen über die Humanität einen unverwelklichen Kranz um seinen Todtenhügel wand und gegen die Zueignung, womit Nicolai ihm noch im Schattenreiche ein Geschenk gemacht, etwas eingewendet haben werde. Hier ist das Lied, das bei seiner Geburtstagsfeier vorgestern in unserer Mitte abgesungen wurde.

Ich kenne dies Journal, so wie Bode's geheimste Schriften — nicht ein Gedanke von dem Angeschuldig-

Ist es auch nur ein anspruchloses Winterblümchen, so streuete es doch ungeschminkte Freundschaft, nicht Eitelkeit und Prahlsucht, auf seinen bescheidenen Grabhügel. (Folgt das Lied.)

Zusatz von **Wieland.**

Mit Freuden ergreife ich diesen Anlaß, wenigstens einen kleinen Theil der Gesinnungen meines Herzens für einen Mann öffentlich kund geben zu lassen, den ich stolz bin, unter meine Freunde in der engeren Bedeutung dieses Wortes zu zählen, dem ich in der langen Reihe von Jahren, die wir in Weimar mit einander durchlebten, so viele frohe und in mancherlei Rücksicht interessante Stunden vertraulichster Unterhaltung des Geistes und Herzens zu danken hatte, und dessen Andenken auch mir, so lange ich noch zu leben habe, theuer und unvergeßlich sein wird. Aus innigstem Gefühle stimme ich in Allem ein, was in dem vorstehenden Auszuge eines Briefes aus Hamburg gesagt wird, um die Freunde unsers verewigten Bode darüber zu rechtfertigen, daß sie es für eben so überflüssig als seiner und ihrer unwürdig halten, in einer ausführlichen Rechtfertigung seines Namens und Charakters gegen die verächtlichen Verläumdungen, deren in diesem Briefe erwähnt wird, sich einzulassen. — Auch ich habe den sel. Bode genau genug gekannt, habe in einem Umgange von mehr als 15 Jahren oft und tief genug in seiner Seele gelesen und Gelegenheiten genug gehabt, mich von der Rechtschaffenheit seines Herzens und von der Gesinn-

ten ist in ihnen zu finden. Sein Steckenpferd war die Jesuitenriecherei, diese suchte er auch den französischen Brüdern zu beweisen. Ihr

Schröder.

71.

Hamburg, den 10. April 1795.

Wie höchst angenehm hat mich Ihr lieber Brief überrascht! Der Teufel sitzt in dem großen Haufen der Menschen! Vielleicht hab' ich Unrecht, Ihnen das infame Gerücht zu melden, aber Menschenbosheit ist Ihnen ja nicht fremd. Mit sehr vielen Umständen ist hier ausgesprengt worden, Sie wären auf Befehl der Regierung aus Ihrem Bette geholt und gefänglich nach Stade ge-

---

heit seiner Grundsätze zu überzeugen, um moralisch gewiß zu sein, daß er auch in seinen geheimen Ordensverbindungen (an welchen ich zwar bekanntermaßen keinen Theil nehmen konnte, da ich selbst niemals in einer solchen Verbindung gestanden) mit der ganzen Energie seiner feurigen Seele immer und allein an Veredelung dessen, was der letzte Zweck aller edlen und guten Menschen ist, arbeitete und, bei allem seinem Enthusiasmus für das allgemeine Beste der Menschheit, des kleinen Strankens unfähig war, dasselbe jemals durch unrechtmäßige und auf gewaltsame Umkehrung der gegenwärtigen Ordnung der Dinge abzielende Mittel befördern zu wollen ꝛc.

Anmerkung d. Herausgebers.

bracht werden und zwar — der Greßmann'schen Unbesonnenheit wegen; man hätte Briefe von Ihnen bei ihm gefunden ꝛc. Wie sehr wünsche ich, Sie hier zu sehen — aus vielen Gründen! Mein Schwager handelt wie ein Wahnsinniger, vielleicht könnten Sie ihn zur Vernunft bringen!

Daß ich das Theater nach Ostern aufgebe, ist Ihnen vielleicht schon bekannt. Ich bedarf nachgerade der Erholung, der Ruhe. Ein Theil des Senats, und zwar eine kleine Minorität, hat einem französischen und englischen Schauspieldirecter mit mir gleiche Rechte gegeben, macht aus dem französischen eine Art von Hoftheater ꝛc., das kann ich als Deutscher und als Künstler nicht vertragen; ich trete von dem Schauplatze der Stadt und des Theaters und will auf dem Lande suchen, was mir fehlt. Ewig Ihr ergebenster, treuer

Schröder.

73.

Altona, den 8. Februar 1791.

Es ist wahr, lieber Knigge, daß ich den letzten Brief von Dir erhalten und noch nicht beantwortet habe; aber ich dachte, Du nähmest das so genau nicht und würdest mir wohl wieder einmal von Deinem Leben und Befinden schreiben. Ich habe, seitdem Mademoiselle Jollikofer nach überstandener Krankheit unser Haus ver-

lassen, weder von ihr selbst etwas, noch durch sie von Dir gehört. Ich habe eine Halskrankheit ausgestanden; meine Familie ist wohl. Grüße Heldberg und halte Dich von meiner Freundschaft überzeugt.

Unzer.

76.

Altona, den 16. Mai 1791.

Ich stecke in Geschäften und Kummer so tief, daß nur mündliche, nicht schriftliche Unterhaltung mit meinen Freunden Diversion machen kann und zu Allem, was ich auf dem Herzen habe und Dir insbesondere gern schreiben möchte, fehlt mir wahrlich Muße. Dein Buch, wofür ich herzlich danke, habe ich noch lange nicht durch, aber ich erkenne Dich auf jeder Seite und stimme in den Beifall Deutschlands mit ein. Möge es fruchten! —

Der Zustand Deiner Gesundheit beunruhigt mich. Wärest Du nicht in den besten Händen und stände nicht der Sommer bevor, ich wollte Dir meinen Rath anbieten. Wenn Deine Prinzessin*) ein gutes Reizgeld giebt, so ist Alles erfüllt, denn Deinen Bildungstrieb (si venia verbo) scheint wenigstens Undank zu verfolgen. —

Wenn mich nicht Kummer an meine Existenz erinnert, so wüßte ich nichts davon. Ich lebe weder dem

*) Vergleiche Anmerkung zu Brief 50. A. d. H.

Herzen, nach dem Kopfe, nach dem Bauche. Ein Faden Freundschaft läuft durch mein Leben und ein Theil davon hält es an Bremen.

Dein und Heldberg's
Unzer.

77.

Altona, den 19. August 1791.

Alles möchte gut sein, lieber Freund, wenn Du nur gesund wärest! Von unseres Heldberg's vollkommener Einsicht und seinem besten Willen sind wir ja wol beide überzeugt, aber wenn er nur einmal Herrn Dr. Dunze mit zu Rathe nähme, der so sehr viel Ruf hat und mir sehr vortheilhaft bekannt ist? — Denn zu dem Magnetiseur kann ich doch unmöglich rathen.

Ich bin, wie ich war — habe entsetzlich viel Kummer und Verdruß, der mich aufreiben würde, wenn Geschäfte, die mich wieder, nur anders, aufreiben, es nicht halbwege verhinderten. Mein einziges, aber seltenes Vergnügen ist, mit Voght und Poël zu singen: Ah! ça ira, ça ira!

Düring, der Oberforstmeister, hat mich nach Horneburg eingeladen. Was meinst Du, wenn wir uns dort sähen?

Unzer.

78.

Altona, den 23. Novmbr. 1788.

Ew. Hochwohlgeboren

verbinden und beschämen mich durch die gütige Uebersendung eines Werkes, für dessen Werth der Name des berühmten Verfassers bürgt. Tiefes, oder irgend ein Buch, welches Nachdenken erfordert, zu lesen, bin ich jetzt unfähig. Ich bin herüber zu meinem Bruder geflohen, um in der ungestörtesten Stille den Tod meiner Frau zu beweinen, welche die Wonne meines Lebens war.

Lassen Sie mir die Gerechtigkeit widerfahren, versichert zu sein, daß es mir Erfüllung einer sehr angenehmen Pflicht sein würde, je etwas zur Befriedigung eines Mannes beitragen zu können, für welchen ich Gesinnungen der vollkommensten Hochachtung habe, mit denen ich verbleibe —

F. L. Stolberg.

79.

An Frau von Knigge.

Altona, den 12. April 1789.

Hochwohlgeborene, gnädige Frau! Euer Gnaden sehr gütiges Zutrauen würde mich in eben dem Maße erfreuen, als ich mich dadurch geehrt finde, wenn ich

hoffen könnte, es durch etwas mehr, als bloßen Antheil und Wünsche verdienen zu können.

Der Fürst-Bischof, dessen Dienste ich neulich verlassen habe, gehört gewiß zu den wenigen erleuchteten und edlen seines Standes, und Niemand kann den Wunsch, in seine Dienste zu treten, besser begreifen, als ich. Er ist aber noch kein einziges Mal von dem Grundsatze, keine bloßen Titel, welche nicht mit wirklichen Bedienungen verbunden sind, zu ertheilen, abgewichen.

Den Titel eines Geheimenrathes führt allein der Herr Graf von Holmar, des Fürsten dirigirender Minister.

Zur Zeit des seligen Fürst-Bischofs ward mir, als ich zum Gesandten am dänischen Hofe ernannt wurde, der Titel eines Oberschenken verliehen; diese Stelle wird aber eingehen.

Ich habe nicht die Ehre, Ihren Herrn Gemahl persönlich zu kennen. Die Verehrung, welche ich für ihn hege, theilt gewiß der Fürst-Bischof mit dem ganzen aufgeklärten Publikum, und da ich ihm also nichts Neues zu sagen wüßte, hätte ich auch kein Recht, Ihren Herrn Gemahl ihm anzuempfehlen, um desto weniger, da der Bischof gern mit eigenen Augen sieht und keiner Empfehlung irgend eines Andern Rechte einzuräumen pflegt. Ich kann also Ew. Gnaden schätzbares Zutrauen nur mit derjenigen Aufmerksamkeit erwidern, welche oft einem ehrlichen Manne allein übrig bleibt,

wenn er ſeinen Wünſchen kein Genüge thun kann. Ich habe die Ehre, mit ehrerbietiger Hochachtung zu verbleiben

Ew. Gnaden
gehorſamſter Diener
F. L. Graf zu Stolberg.

80.

Cassel, le 28. Mars 1775.

Mon cher Gentilhomme de la Cour de Knigge, J'espère, que vous arrangerez vos affaires de sorte, que vous puissiez rester en service, étant trés content de vous. Vous êtes habile et diligeant. Je souhaite donc, que vous vous tranquilisez. Au reste je saurai, quand l'occasion se présente, vous prouver, que je suis toujour

Votre affectioné
(unterzeichnet) Frédéric L. D. Hessen.

81.

Hannover, den 2. Julius 1792.

An den Oberhauptmann von Knigge in Bremen.

Unſere freundlichen Dienſte zuvor, Edler, Veſter, günſtiger, guter Freund!

Wir haben mit dem größten Befremden wahrge-

nommen, daß von euch, unter dem Titel: „Joseph von Wurmbrand's politisches Glaubensbekenntniß mit Hinsicht auf die französische Revolution" eine äußerst anstößige Schrift herausgegeben worden, in welcher die bürgerliche Ordnung und Verfassung sowol, als auch die Religion angegriffen und Empörung vertheidigt und gepredigt wird. So offenbar die darin von euch zu erkennen gegebene verkehrte Denkungsart und Grundsätze mit eurem Dienst- und Huldigungseide streiten, so viel mehr ist es von euch pflichtwidrig und anstößig, daß ihr, als ein in einem obrigkeitlichen Amte stehender Diener Sr. Königlichen Majestät, euch nicht entsehen möget, solche öffentlich an den Tag zu legen. Es ist dieses euer Benehmen entweder die ärgerlichste Unbesonnenheit, oder eine strafbare Vermessenheit und kann in beiden Betracht von Seiner Königlichen Majestät nicht anders, als mit dem höchsten Mißfallen bemerkt werden. Wir finden für jetzt nöthig, euch auf das im Jahre 1731 erneuerte Edict wegen der Censur der Bücher zu verweisen und befehlen nach dessen Inhalt euch hierdurch namentlich: hinführo, weder in- noch außerhalb Landes, irgend etwas, mithin auch nicht ohne Namen oder unter einem andern Namen, drucken zu lassen, was nicht vorher gehörigen Ortes zur Censur eingereicht worden und selbige passiret ist, bei der in dem Edict ausgedrückten Strafe und nach Befinden weiterer Ahndung. —

Wir sind euch zu freundlichen Diensten geneigt.

Königlich Großbritannische, zur churfürstlich Braunschweig-Lüneburgischen Regierung verordnete Geheimräthe.

(gezeichnet) v. Arnßwaldt.

Auf die Rückseite dieses amtlichen Schreibens hat Knigge mit unruhiger Hand und in den hastigen Zügen seinen Aerger verrathend, Folgendes, wahrscheinlich im ersten Eindrucke des Gelesenen, niedergeschrieben:

„„Diese Sch..... von Aristokraten erwidern mir also den Verweis, den sie, ihrer Nachlässigkeit wegen, einige Jahre vorher auf meine Klage von London erhalten haben. Sie wollen mich muthlos machen, damit ich meinen Abschied nehmen soll und sie nachher sagen können: ich sei ein unruhiger Kopf. — Ueber ein Buch, das mir die Achtung der weisesten Männer in und außer Deutschland erworben hat, fertigen sie mich ab wie einen Schulknaben. Sie wollen mich glauben machen, dies geschehe auf Befehl von London aus, indeß der beiliegende, gleichzeitige Brief von Hinrichsen das Gegentheil darthut. Doch sind die Minister nicht die Haupttriebfedern dabei, sondern der ..... Rutloff, und die Furcht vor dem General Freytag, der sich ein Verdienst zu machen glaubt, wenn er in seinem Briefwechsel mit dem Kammermädchen ꝛc. der Königin das Ministerium beschuldigt, es sei zu sorglos gegen die Volksaufrührer. Da wollen sie denn an mir ein Exempel zeigen, weil ich von Niemand, wie von mir selbst, geschützt bin.

NB. Daß sie auch ein andermal mich nicht Ihr nennen, da der König befohlen hat, dem Oberhauptmann in Bremen Denselben zu geben.“*

82.

Offenbach, bei meiner Rückkehr aus der Schweiz, im Mai 1792.

Wenn der Genius des Herrn von Knigge gewußt hätte, daß mein vieles Schreiben dem durch Ungerechtigkeit gestürzten Kanzler von La Roche — und den Studienjahren meiner jüngeren Söhne — zur Hülfe diente, so würde dieser Genius edelmüthig den mir so äußerst schädlichen Seitenblick des Geheimenraths Schaafkopf*) unterdrückt haben. Aber da es manchem Menschen Vergnügen geben konnte, so will ich denken, die Kosten eines kleinen Festes getragen zu haben.

Wittib von La Roche.

83.

Gießen, den 12. Januar 1792.

Dank Ihnen, verehrungswerther Freund, für Ih-

*) Des seligen Schaafkopf's Papiere. Breslau, 1792.

ren übersandten Roman „Schaafkopf," den ich mit vielem Lachen gelesen und mit Eifer hier bekannt gemacht habe. Man darf doch Ihren Namen dabei nennen? Lieber that ich es nicht. Daß Sie unseren Sik... und den Lebrecht in A. zeichneten, ist recht gut. —

Welche Bewandtniß hat es in Bremen mit dem dortigen K. K. Residenten? Ist der jetzige ein alter Mann? Was trägt die Stelle ein? Ist sie schon für die Zukunft vergeben?

In Hannover gefiel es mir 2 Tage lang schlecht, etwas besser in Göttingen, noch schlechter in Cassel. Empfehlen Sie mich ꝛc.

Dr. Krome.

87.

Bückeburg, den 17. Februar 1793.

Freund! Ich sende Ihnen anbei mein Buch vom Geschlechtstriebe und zwei Gesundheitskatechismen der verbesserten und vermehrten Auflage. Tragen Sie Alles dazu bei, daß der Gesundheitskatechismus in Ihrem Wirkungskreise in den Schulen eingeführt werde.

Friedlich und stille waren die Zeiten, Freund, da wir manche Stunde in einem freundschaftlichen Cirkel froh mit einander verlebten. Wir dachten nicht der nahen, jetzt gekommenen Zeit — sie ist so groß! Noch

größer wird die nächste, die kommende sein, aber, o Gott! wie groß, wie unaussprechlich groß wird auch das Elend sein, das Länder und Völker und Menschengeschlecht verheeren und verwüsten wird? — Wodurch könnte dies scheußliche Elend um sehr Vieles vermindert werden? Daß man vor und in diesen Convulsionen der Zeit das Trinken des tollmachenden Branntweins vermindere, wo möglich vertilge! O Freund, o Bruder! könnten wir diese Wahrheit doch den Völkern und dem Menschengeschlechte sagen. Knigge! rathen und helfen Sie! —

Ihr Freund
Hanft.

83.

Göttingen, den 5. April 1796.

Haben die Verstorbenen eine Ahnung davon, wenn sich die Hinterbliebenen ihrer erinnern, so mag solche ungefähr mit der angenehmen Empfindung verknüpft sein, die ich hatte, als mich Herr N. aufsuchte, um mir Ihren Gruß auszurichten. Da ich hier so selten auf Jemand treffe, mit dem ein Ideenwechsel möglich ist, so muß es mir doppelt willkommen sein, wenn bisweilen ein würdiger Fremder meinem Bedürfnisse abhilft. Wie sehr wünschte ich, daß ich mich geirrt hätte und wie sehr beklage ich, daß Ihnen Ihre philosophische Diät so undankbar soll gelohnt sein. Wenn bei einer so ern-

sten Sache, wie Gesundheit ist, Scherz an seiner Stelle wäre, so würde ich Ihnen einen Bußpsalm an den heiligen Ritter Zimmermann in Elysium anrathen, wo er doch keine Kenige zu kuriren, folglich für andere ehrliche Leute Muße haben wird. — Mit meiner Gesundheit geht es gottlob noch immer besser, als ich bei meiner schwächlichen Jugend und nicht ängstlich beobachteten Diät jemals meinem Greisenalter versprechen hätte. Und so komme ich, gegen alles Vermuthen, dazu, das letzte Decennium unseres Jahrhunderts zu erleben, ohne daß es mich gereuet. Da ich bei der jetzigen kriegerischen Lage das doppelte Glück habe, weder von Amtswegen Partei nehmen zu müssen, noch für meine Existenz oder Schätze zu zittern, so gewährt mir das schreckliche Schauspiel eine Art von heilsamer Erschütterung und hat vielleicht, während Andere darüber vor der Zeit grau werden, von Verstand kommen oder gar ersticken sind, Oel in das Lämpchen meines Lebens gegossen. Für die Versuchung, meine Beobachtungen auch nur in Zeitbriefen mitzutheilen, schützt mich der mit aller seiner Wuth ausgebrochene Verfolgungsgeist; diesem verdanke ich die Verschonung mit der furchtbaren Ehre des gefeierten Märtyrerthums (ungeachtet mein Name gewiß den heimlich geschriebenen Listen verschiedener Art eingeschoben sein mag) und habe mich im Besitze des Vergnügens erhalten, bei manchen, an sich traurigen Anlässen, meinem Herzen wohl zu thun, indem ich fremdes Leid zu mildern suchte.

Daß mich auch die Musen noch nicht ganz verlassen haben, davon will ich ich Ihnen hier ein paar kleine Proben hinschreiben:

Der Hund und die Katze.

Eine Fabel aus Veranlassung der neuesten Blätter der Ministerial-Zeitung.

Murner hatte der Köchin eine Bratwurst gestohlen und wollte sie sich unter dem Dache schmecken lassen, als der Hanshund dazu kam und die Beute am anderen Ende faßte. Die Katze murrte etwas vom Recht der ersten Besitzergreifung und dergleichen. — „Still!“ sprach der Hund — „ich garantire Dir Deinen Antheil!“

Der verhütete Mißverstand.

Ein Epigramm.

Verwechslung zu verhüten zwischen Schirach
Und jenem alten, weisen Juden Sirach —
Wißt: ein Herr von war nie der Jude Sirach,
Ein Weiser niemals unser Herr von Schirach.

Wenn Ihnen diese Schnurren ein Lächeln auf Ihrem Lager abgedrungen haben, so ist der Zweck ihrer Existenz erfüllt und sie können zum Anstecken einer Tabakspfeife dienen. Für's Publikum sind sie nicht bestimmt, ungeachtet doch noch so viel Poesie darin sein möchte, als in Vater Gleim's neuesten Kriegs- und Siegesliedern. Jetzt verzeihen Sie mir meine Genialität, sie gehört ja schon nach dem Horaz unter die Gebrechen des Alters. — Auch der Mühe der Antwort

sollen Sie überhoben sein; mir genügt an einem Gruße durch einen braven Reisenden, wo eine wechselseitige Mittheilung nicht in künftige Reisebeschreibungen eingeschaltet wird.

Ganz der Ihrige
Küttner.

86.

Stockholm, den 3. April 1791.

Stockholm gefällt mir außerordentlich wohl, sowohl die schöne, herrliche Lage der Stadt, als die gute, zuvorkommende Aufnahme, womit ich als ein Fremder überrascht wurde. Die Schweden sind wirklich recht gute Menschen und wenn sie auch etwas gegen die Deutschen eingenommen sind, so müssen wir, um unparteiisch zu sein, die Schuld auf unsere lieben Landsleute selbst legen.

Das Orchester hier besteht meistentheils aus Deutschen, aber kein Mensch macht mehr Kabalen und besonders unter sich selbst, wie unsere lieben Deutschen. Der König schätzt sie nicht sehr hoch, desto höher aber die Franzosen, und das französische Schauspiel ist hier vortrefflich. — Die große, ernsthafte Oper in schwedischer Sprache erfüllt Alles, was man von einem so großen Schauspiel für jeden Sinn nur fordern kann.

Meistens werden die Gluck'schen Opern gegeben und da hört man erst, was wirklich Gluck'sche Musik sei.

Ihre Schriften, mein lieber Herr Baron, werden hier sehr bewundert und Jeder zollt Ihnen, unbekannt, als Schriftsteller die verdiente Achtung, die der verdoppelt, der Ihre anderen vortrefflichen Eigenschaften kennt.

Nächstens werde ich an Großmann die Trauermusik für Lessing schicken, die zu verfertigen ich viele Mühe verwandte, weil sie mein erstes Werk ist, womit ich mich in meinem Vaterlande will bekannt machen. —

Mit dem hiesigen Orchester-Musiker Vörwald schickte ich Athalie, von Vogler's Composition, an Großmann. Abbé Vogler läßt sich Ihnen tausendmal empfehlen.

Weber.*)

*) In einem vorliegenden Briefe von Spazier, datirt: Berlin, den 15. Februar 1796, kommt die Stelle vor: Unser Weber, dessen stattlicher Leichnam nächstens einen ziemlichen Platz in der Welt braucht, hat jüngst den Rat des Kapellmeisters beim Prinzen Heinrich erhalten, selbigen aber nicht annehmen dürfen, und dafür, vermittelst einer Cabinetsordre, eine Zulage von 400 Thlr. erhalten, so daß sein Gehalt jetzt 1000 Thlr. baar beträgt. Er hat aber auch der hiesigen Theatermusik sehr aufgeholfen. —

A. d. H.

87.

Neuwied, den 7. Decmbr. 1795.

Mein neues Unternehmen: „die Flüchtlinge“ bitte ich mit Ihren Beiträgen zu unterstützen. So oft gute Beiträge einlaufen, soll ein Heft erscheinen; von Zeit zu Zeit sollen Kupferstiche von verfolgten Männern geliefert werden.

Wie gefällt Ihnen die Behandlung des Verlegers vom „grauen Ungeheuer?“ Ich wünschte Jemand in Erfurt zu haben, der mir die Geschichte der Verhaftnehmung erzählen wollte; sie muß in die Flüchtlinge und, meines Bedünkens nach, einfach erzählt, ohne alle Anmerkungen eingerückt werden. In dem ersten Stücke werden Sie eine Uebersetzung einer Schrift finden, die noch unter der Presse ist: Mémoire sur les moyens de pervenir les dangers d'une alliance entre la Russie et l'Autriche, par Marquis de Landsdown. — Der berühmte Expostitionsredner zeigt sich hier in seiner ganzen Kraft und Würde. Die Schrift hat bei einem P. Censurgerichte nicht Gnade gefunden, bei mir soll ihr der Schutz werden, den sie verdient. Mit reinster Hochachtung ꝛc.

Michaelis.

88.

Neustrelitz, den 7. April 1796.

So eben lese ich in der Nationalzeitung des Pater Kraß Verbannung aus dem Lande Hildesheim, welche ich nun auch schon habe abdrucken lassen. Ich bitte Sie also, dafür zu sorgen, daß der Pater dasjenige, was er jetzt etwa noch bekannt machen will, mir im Manuscript zusendet.

Von Leipzig aus, wohin ich morgen reise, sende ich Ihnen mein I. Heft. Ich hoffe, die Einleitung: „Geist der Opposition" überschrieben, in Ihrem Geiste verfaßt zu haben. Ich habe mich bemühet, das Wesen der Opposition auseinanderzusetzen, ich habe freimüthig und warm gesprochen, weil ich meinen Charakter nicht verleugnen mag. Wir wollen nun den Erfolg abwarten. — Das Manifest ist in Wien verboten, so schreibt man mir von dort.

P. S. Gern wünschte ich Nebemann's*) Aufenthalt zu erfahren. Stehen Sie etwa mit ihm in Verbindung? Es freuet mich herzlich, daß das Manifest seine Wirkung nicht verfehlt. Wäre es rathsam, es einigen Großen in die Hände zu spielen? Ich hätte leicht Gelegenheit, es bei dem Kronprinzen und Prinzen Heinrich von Preußen anzubringen.

Michaelis.

*) Vergl. Brief 50. A. d. H.

89.

Holzminden, den 24. März 1791.

Tausend Dank, bester Mann, daß ich Sie am 1. Juli umarmen soll. Kommen Sie über Hannover, dann nehmen Sie Ihren Weg am Besten über Elze, den zweiten Tag reisen Sie bis Holzminden und logiren in meinem Hause.

Der Pinselerden muß Ihnen nicht einen Augenblick mehr Kummer machen; welche Genugthuung kann ehrenvoller für Sie sein, als daß die Neids sich immer bestreben, Gerüchte von Ihnen zu verbreiten, die stets falsch sind?

Hier haben Sie vorerst mein Buch über die Lebenskraft. Ihr

Brandis.

90.

Braunschweig, den 21. Octbr. 1794.

Ich denke, lieber Freund, wir treffen Mitte Juni wieder in Driburg zusammen und machen eine gemeinschaftliche Speculation, um uns den Aufenthalt angenehm und lucrativ zu gestalten, schreiben z. B. eine Centurie Krankengeschichten, die erbaulicher werden könnten, als alle Hunderte in den Actis naturae curiosorum.

Mißlaunig müssen Sie aber, bester Mann, bei allen unangenehmen Vorfällen nicht werden. Sind die Kerls es wohl werth, daß sie eine gute Stunde eines rechtschaffenen Mannes verderben? Wenn man ihre Wirthschaft sieht, wie sie durch ihr unsinniges Lärmblasen das Unglück in der Welt vermehren, wie sie das unglückliche Mißtrauen zwischen Regenten und Volk immer durch ihre verdammte Jacobinerjägerei unterhalten, wie sie zum Theil dadurch die armen Regenten so irre leiten, daß diese das Unglück mit schnellen Schritten auch über Deutschland kommen machen, das sonst nicht einmal die unglücklichen Franzosen in dem Maße getroffen hätte, so möchte man freilich rasend werden. — Der elende Ritter von J. ist freilich einer der Aergsten unter ihnen, und ich glaube, Sie würden am Besten thun, wenn Sie ihn auch jetzt nicht schonten; das Urtheil der Edleren in Deutschland haben Sie auf Ihrer Seite, und was können Ihnen der König und das Ministerium thun, wenn Sie sich als rechtschaffener Mann ruhig vertheidigen und die Akten drucken lassen? Wenn Sie dabei die Folgen solcher boshaften Anklagen mit Ihren Feuerfarben schildern, Ihre Zwecke, die Sie damals durch den Orden der Illuminaten beabsichtigten, und Ihre jetzige Denkungsart über diese Sache freimüthig bekennen und so die Ideen der Schwächeren berichtigen, die solche nur aus den einseitigen Bekanntmachungen, z. B. den letzten Arbeiten des Spartacus und Philo und dem Nachtrage zu denselben kennen. Ich

habe diese Sachen in diesen Tagen lesen müssen, da ich auch hier von manchen Männern, denen ich sonst ein billiges Urtheil zutraute, meinen Freund hart beurtheilen hörte. Der Hauptgrund der Illuminaten sei Propagation des völligen Atheismus, Zueignung der ganzen Regierung ꝛc. gewesen, selbst unser vortrefflicher Herzog soll in der Meinung stehen. — Ich habe diese Schriften aufmerksam gelesen und finde nichts, was man von der Art auf meinen geliebtesten Freund bringen könnte. Ich bin freilich nicht mit der Art zufrieden, wie man das ganze Menschengeschlecht zum Guten gängeln will, das ist eine Arbeit, der kein Sterblicher gewachsen ist und es mag ja recht gut sein, daß das Gute in der Welt so nach und nach durch rasches Aufbrausen und langsame Gährung entsteht, wie der alte Wein. Sie aber wollten alten Wein durch eine einzige Operation machen. Aber wer wird den Mann hassen, der durch eine schuldlose, unschädliche Operation sich jetzt selbst überzeugt hat, daß so wenig allgemein gute und edle Menschen sich so schnell zum alten Weine machen lassen, sondern man nur durch die Zeit diesen Zweck zu erreichen Hoffnung hat. — Schonung von Ihrer Seite läßt einen großen Theil Menschen Schwäche und Heimlichkeiten argwöhnen, und selbe Feinde sind niederträchtig genug, dergleichen Vermuthungen zu nutzen und im Publikum durch ihre Helfer gangbar zu machen.

Sie haben, wie ich höre, in dem unwichtigeren Streite mit Campe und Trapp auch die Hand zum

Frieden geboten und die E.... haben gewaltig darüber triumphirt. Etwas Aehnliches ahne ich, wenn Sie Zimmermann den Frieden anbieten ließen. Was haben Sie zu befürchten? Nimmt man Ihnen widerrechtlich im äußersten Falle Ihre Stelle, so können Sie an einem einsameren Orte ebenso bequem leben, und auf wen fällt die Schande? Ich wünsche Ihnen alles Gute ꝛc.

Brandis.

91.

Braunschweig, den 28. Novmbr. 1794.

Daß ich mich in Ihre Sache gemischt habe, dafür bin ich schon hart gestraft. Der Himmel weiß, welche Hexe — (ich glaube gar die Kaiserin aller Reußen, die mit Zimmermann in genauem Bündniß stehen soll, so daß er an sie schreiben mußte, als ich ihn einst besuchte) hat mir da aus Rache einen Versetenfel zugeschickt, der mich geplagt hat, bis ich Reime machen mußte. Seinen Willen hat der Teufel gekriegt, daß ich sehr schlechte Reime gemacht habe, zuletzt gab er mir noch einen Stoß, daß ich vor Schreck Metrum und Reimart veränderte, aber dem Teufel zum Trotz habe ich doch die Wahrheit gesagt. Ueber meine Reimkrankheit, die noch wol curabel sein möchte, da sie mich zum Erstenmale befallen, habe ich frühzeitig berühmte Aerzte um Rath gefragt, unter Andern den geheimen Hofrath Gir-

tanner in Göttingen, denn geheim wollte ich meine Krankheit doch gern gehalten wissen — der hat mir denn den Rath gegeben: ich solle sein antiphlogistisches System fleißig lesen, so würde mir das Reimen wol vergehen.

Nehmen Sie das Ding für einen Scherz und bringen es nicht weiter. Hier ist es:

Der Königsarzt.

Um Friederich, den Einzigen, zu retten,
War seine Kunst zu schwach,
Er kam zu spät, sonst wollt' ich wetten,
Der Einz'ge lebte noch. Sein Eifer ließ nicht nach —
Dort über'm Meer wohnt noch ein König
Mit einer Hauptkrankheit —
Er lief an's Ufer hin, es fehlte wenig,
So ging er gar nach Kew in seiner Eitelkeit.
Es kam kein Ruf — nach langem, langem Harren
Merkt er, warum der Ruf verweilt —
Er hielt die Majestät für einen Narren,
Der König ihn, von Willis wohl geheilt.

„Das ist zu arg, das haben die Gelehrten
Mir angezettelt — doch nur nicht verzagt!
Glückt mir mein Plan, vielleicht verehrten
Sie mich wol gern — jetzt Alles nur gewagt!"
Der Herrscher Schicksal nahm er sich zu Herzen —
„Wer sieht es nicht" — sprach er voll banger Schmerzen
„Was meine Feinde da im Schilde führen —
Der Sturz der Throne sollte mich nicht rühren? —

Ich rette sie, ich bin von Eifer voll —
Zum Muster nehm' ich mir die Gänse vom Capitol,
Sie schreien früh und spät, bei gut und schlechtem Wetter,
Da wurden endlich sie durch Schreien des Staates Retter." —

Brandis.*)

92.

Helmstedt, den 6. Octbr. 1795.

In den mir gestern anvertrauten vier Heften einer lehrreichen, mit Scharfsinn ausgeführten Abhandlung wüßte ich, als Censor, mit Billigkeit nichts zu erinnern; als Recensent würde ich bei einer oder der andern Stelle die Möglichkeit einer Mißdeutung bei gewissen Lesern, besonders übelgesinnten, besorgen, aber ungern selbst diese Stelle, dergleichen man in jedem Buche, wenn man sie aufsucht, finden kann, bemerklich machen.

Wäre der Fall, daß meine Privatkritik vor dem Abdrucke gefordert werden könnte, so würde ich, als Mißverhältniß mit dem übrigen Adel des Ausdrucks, den wiederholten Gebrauch des Wortes „Pinsel" um so mehr wegwünschen, weil schon in anderen Schriften desselben Verfassers, die Leser ungern an die Schilderung

*) Derselbe wurde im Jahre 1795 herzoglich Braunschweigischer Hofrath und Aufseher des Medicinalwesens im Weserdistricte. Eine Anzahl vorliegender Briefe schildern namentlich das Leben in Holzminden. A. d. H.

eines gewissen Ordens, vermittelst einer unvermeidlichen Ideen-Association erinnert und dunkel gereizt werden, alle dort entwickelten Begriffe auch hier in dieses Werk hineinzutragen.

Vielleicht dürfte auch einem oder dem andern Leser es als Mißverhältniß auffallen, daß der Verfasser, nachdem er vorher einige Male solche Erläuterungen beigebracht hat, die wenigstens seine Gegner als Anfeindungen auf seine persönlichen, unangenehmen Erfahrungen auslegen werden, zuletzt ausdrücklich seine Person einmengt, welches am Wenigsten in einer antiegoistischen Abhandlung zu erwarten ist.

Verthuien.

93.

(Fragmente aus Knigge's Briefen an seine Tochter Philippine.)

Hannover, den 18. Juni 1789.

Nun ein paar Worte zu Dir, meine liebste Philippine. Zum ersten Male in Deinem Leben bist Du nun auf längere Zeit von Deinem Vater getrennt. Ich meine immer, ich hätte Dir tausend Dinge noch zu sagen, Dich noch um so Vieles zu bitten, aber die Ideen drängen sich aneinander, meine überhäuften Geschäfte zerstreuen mich. Befolge doch ja pünktlich meine In-

ſtruction und lies ſie zuweilen durch. Ein immer gleiches, edles, freundliches Betragen wird Dir gewiß Ehre machen. Man lobt und liebt Dich Deiner Beſcheidenheit wegen, laß Dich nicht verleiten gekünſtelt, verlaut und eitel zu werden. Was Du bis jetzt gelernt haſt, das iſt mein Werk — rücke jetzt weiter, aber es iſt nicht genug, die Stunden ſo zu verwenden, daß man darin die vorgeſchriebenen Sachen treibe, ſondern daß man nach jeder Stunde wenigſtens um etwas geſchickter ſei, als vor derſelben. Suche die Erlaubniß zu erhalten, Deinen jungen Freundinnen Unterricht zu geben. Ich habe durch Unterricht viel gelernt. — Man wird dadurch beſonders feſt in den erſten Grundſätzen, die man zu vernachläſſigen pflegt, wenn man weiterrückt. Errichte einen kleinen Tanzboden, gieb Unterricht im Zeichnen, in Muſik und im Italieniſchen — vernachläſſige Deine Figur nicht, gieb Acht auf Schultern und Stellung der Füße. Sei ſparſam im Geldausgeben, wir ſind nicht ſo reich — es war doch unrecht, daß Du dem armen Manne 3 Groſchen gabſt — wer freigebig iſt, entzieht ſich die Mittel, wohlthätig zu ſein. Du hätteſt mit 3 Groſchen drei armen Leuten einen frohen Augenblick machen können. Hier iſt ein Brief von der Düchesſe Louiſe*) an Dich; ſie will gern einen beſtändigen Briefwechſel mit Dir anfangen. — Antworte ihr bald. Du nennſt ſie: „Durchlauchtigſte Herzogin“

*) Siehe Anmerkung zum Briefe Nr. 30. A. d. H.

— in dem Briefe zuweilen: „Ihre Durchlaucht“ — zuweilen: „Sie“ und „Ihnen“ — unterschreibst Dich: „unterthänige Dienerin, Philippine, Freiin von Knigge“ — Du schreibst ihr in natürlichem, munterem Tone Allerlei über Detmold, die Gegend ꝛc. — legst den Brief ein an: Frau v. Bülow, geb. v. Mandelsloh in Saarbrück. —

Am 22. Juni 1789.

Versäumet die Figur nicht und die kleinen, conventionellen Manieren; sprecht fleißig französisch, badet täglich Eure Augen!

Der Graf von Detmold hat sich, unter uns gesagt, um eine von des Landgrafen von Cassel Töchtern beworben — man glaubt aber nicht, daß er sie bekommen wird.

Es hat sich eine vornehme Dame aus Dänemark bei mir melden lassen — der Mann, der sie anmeldete, war der berühmte dänische Dichter Baggesen; ich habe ihn auf diesen Mittag zum Essen gebeten.

Diesen Nachmittag, als ich bei meiner Arbeit saß (die fremde Dame hatte mir absagen lassen) hielt ein Wagen vor der Thür und sogleich stieg eine wahrlich sehr schöne Frau heraus, trat in mein Zimmer und machte mich nun freilich äußerst beschämt durch so viel Gutes und Schmeichelhaftes, das sie mir sagte. Sie blieb ein paar Stunden. Ihr Mann, der Justizrath Brunn in

Copenhagen, ist jetzt nach Rußland geschickt — sie ist des bekannten Geistlichen Münter's Tochter — ihre Mutter eine v. Wangenheim. Sie hat Verschiedenes geschrieben und ist in der That sehr liebenswürdig. Von hier geht sie nach Pyrmont. Spatzier und Baggesen sind in ihrer Gesellschaft. Sie ist ein Bischen überspannt, wie denn auch der Besuch zeigt, aber sonst interessant.

Ich bitte inständigst, meinen treuen Rath nicht zu vergessen, die vermaledeiten, steifen Schnürbrüste (die der Kaiser in seinen Ländern verboten hat) abzuschaffen. —

Am 28. Juni 1789.

Du hast Recht, die frechen Manieren der jungen Menschen aus Frankfurt ungezogen zu finden. Der Spaß mit dem angebrannten Korks ist ein gemeiner Musketier-Spaß, den man also einem Frauenzimmer nicht bietet, das sich mit einer anständigen Würde beträgt. Ich muß Dich bei dieser Gelegenheit inständigst bitten, in Deiner Aufführung Deine würdige Hausfrau Dir zum Muster zu nehmen. Ich beobachte genauer, als ich zu beobachten scheine. Den letzten Abend, als wir bei Ewald aßen, gerieth die Unterhaltung in einen Ton, der mir nicht gefiel; es war so etwas aus den Rheingegenden und auch etwas von dem Rheinweingeiste dabei. Der cynische Arzt wollte der Frau Rectorin das

Exemplar von einem Gedichte aufdringen, das in keiner feinen Schreibart verfaßt war. Die Manier, wie sie dies von sich wies, so ganz ohne Ziererei, erfüllte mich mit Ehrerbietung. Glaube mir, auch die ungezogensten Männer merken bald, welchem Frauenzimmer sie es bieten können. Die strenge Miene, zur Unzeit angenommen, macht es nicht aus. Wenn sie sehen, daß ein Mädchen immer schwankt zwischen einer erborgten, ehrbaren Rolle, einer falschen Ernsthaftigkeit und einem heimlichen Hange zu unbändiger Lustigkeit und Sinnlichkeit, so lassen die Männer sich nicht leicht durch die Maske täuschen, sondern erlauben sich Freiheiten, die man dem Frauenzimmer nie bietet, das in der glücklichen Mittelstraße zwischen Stummheit und betäubender Geschwätzigkeit, zwischen Trübsinn und Bacchantinnen-Jubel, zwischen Würde und Steifigkeit, zwischen abgeschmackter Sprödigkeit und Gemeinmachung, immer das nämliche Gesicht mit in die Gesellschaft bringt, in dem großen Zirkel gegen Männer, sowie unter vier Augen, und mit geradem, offenen Blicke sich keines Gedankens und Gefühls zu schämen braucht. Sei so, liebes Kind um Dein selbst, um meinetwillen. — Mangel an Achtung gegen Dich ist Geringschätzung gegen mich. — Respectire Dich selber zu sehr, um Dir verächtlich begegnen zu lassen — das heißt nicht, kleine erbärmliche Höflichkeiten vermissen, sondern verächtliche Begegnung erdulden, wobei man uns zeigt, daß man glaube, es fehle uns an feinem, sittlichen Gefühle und man in Be-

ſellſchaft nicht uns, ſondern mit uns ſich die Zeit zu vertreiben ſucht.

Man muß mit allen Menſchen leben können, aber gehe ſo viel als möglich mit Menſchen um, die an Leib, Seele und Sitten geſund ſind, oder wenigſtens mit ſolchen, wo es nicht an allen drei Seiten zugleich fehlt. Dieſe Krankheiten ſtecken an. Ich ſage es gerade heraus, die Juſtizräthin H.... hat mir in Detmold am Wenigſten gefallen — und ich weiß, warum ich das ſage. —

Am 18. November 1789.

Ich habe nun auch mit der fahrenden Poſt Deinen überſetzten I. Akt vom „Talisman" bekommen, allein ich geſtehe Dir, ein Blick iſt hinreichend geweſen, mich zu überzeugen, mit welcher unverzeihlichen Nachläſſigkeit Du gearbeitet haſt. „Die mageren Tage zu ſchmelzen?" — Iſt es möglich, etwas Mageres zu ſchmelzen? Fette Sachen laſſen ſich ſchmelzen, fondre — und nun ſchlage ich das Original auf und finde: — ingrassare — Mord Peſtilenz! Heißt denn das ſchmelzen? Gerade das Gegentheil — fett machen!

Allein über das Alles würde ich mich nicht ſo ärgern, wenn nicht wieder hier das vermaledeite, verfluchte, ſibiriſche Heſſen hervorblickte, das Land der Sch..... und Pinſel, dem ich alle meine häuslichen Leiden, dem ich's zu danken habe, daß aus Dir nichts wird. Dort

nennt man ſchmelzen — fett machen! — Aber ein Mädchen, dem ich die Cultur gegeben habe, ſollte doch wol nicht, wie Jungfer Gerſtungen, die Frau Förſterin, Frau von Baumbach — kurz, wie der Pöbel, ſprechen und ſchreiben! —

Ferner: „il legista etc.“ — heißt das: „die Profeſſerin?“ Der „Rechtsgelehrte“ heißt es, von legge — „il Galenista“ heißt der „Arzt“ von Galenus (alſo Schüler Galen's).

Ferner: „Vater, der Ihr mir ſeid!“ — Spricht irgend ein Menſch in der Welt ſo? Man ſagt entweder: „der Ihr mir Vater ſeid!“ oder: „Vater! denn das ſeid Ihr mir!“ — Ich mag nicht weiter fortfahren. — Schicke mir aber gelegentlich den II. Akt.

Am 29. November 1789.

Wieder ein ganz deutſcher Brief, und doch habe ich Dich ſo oft gebeten, mir franzöſiſch zu ſchreiben! — Ich ſchicke Dir hier ein übelſtyliſirtes Schreiben der Frau von Dmyteda — doch gut gemeint. Sammle Nachrichten über das Stift, ſchreibe mir, ob Du glaubſt, daß durch Denop's bei dem Grafen zu erlangen wäre, daß er eine von den Stellen, die er zu vergeben hat, uns ertheilte, oder ob vielleicht gar von Denop's Verwandtſchaft Eine darauf lauert.

Vergiß nicht, daß faſt eine Untugend ſo ſchlimm iſt, wie die andere, daß den Einen ſein Temperament

zu Verirrungen leitet, zu welchen der Andere gerade keinen Hang hat, ohne deswegen mehr werth zu sein. — Also Duldung und Wachsamkeit. Jede böse Eigenschaft kann im höchsten Grade den Besitzer und andere Menschen unglücklich machen. „Wollust führt die Kindesmörderin auf's Blutgerüst, Geiz den Dieb an den Galgen, Verschwendung den Straßenräuber auf's Rad. — Drei Männer sind auf verschiedene Weise unglücklich — den Einen macht seine Frau zum Hahnrei, erfüllt aber übrigens alle Pflichten einer Hausfrau; die Gattin des Andern versäumt sein Hauswesen, verschwendet sein Gut durch Unordnung, ist aber keusch; die Frau des Dritten macht ihm das Leben durch Unverträglichkeit oder Eifersucht zur Hölle — frage, welcher von Allen der Glücklichste ist." — Bestimme danach, welche von den drei Weibern die Verachtungswürdigste ist! Das wird schwer sein! —

Hier ist eine italienische Oper. Großmann plagt mich, sie zu übersetzen. Sobald Mildenburg fertig ist, werde ich anfangen, nämlich mit den Arien. Die Partitur habe ich. Indessen bitte ich Dich, die Uebersetzung in Prosa zu machen. —

Hamburg, den 15. Juli 1790.

Gestern, meine liebe Philippine, habe ich Deinen Brief erhalten, als ich eben von einem herrlichen, schönen Feste nach Hause kam. Es war ein Freiheitsfest

zu Ehren der französischen Revolution. Es wurde außer der Stadt gefeiert; Alles, was von rechtlichen, für Freiheit warmen Leuten in Hamburg lebt, war zugegen, kein Edelmann, außer mir, dem Grafen Dohna und Ramdohr aus Celle — kein Fürstenknecht war dazu eingeladen. Alle Frauenzimmer waren weiß gekleidet und trugen weiße Strohhüte mit dem Nationalbande, wovon ich Dir hier eine Probe schicke — auch Schärpen und Ordensbänder davon. Die Damen gaben dann auch den Herren Stücke von diesem Bande. Als ich mein Stückchen erhielt, machte ich meinen Orden los und heftete statt dessen dies Band an, welches allgemeinen Beifall fand. Wir hatten auch Musik. Ein Chor von Jungfrauen, die musikalisch waren, sang ein dazu verfertigtes Lied, dessen Refrain von uns Allen wiederholt wurde. Wir blieben von zehn Uhr des Morgens an den ganzen Tag zusammen. Die drei schönsten jungen Weiber sammelten für die Armen. Klopstock las zwei neue Oden. Bei Abfeuerung der Kanonen, Musik und lautem Jubel wurden Gesundheiten getrunken, unter anderen: auf baldige Nachfolge in Deutschland, Abschaffung des Despotismus ꝛc. Vor und nach Tische wurde getanzt. — Es war ein herrlicher Tag und es wurde manche Thräne der Rührung vergossen. Alle Amerikaner, Engländer, Franzosen und Schweizer, die hier sind, wurden dazu eingeladen. Ein gewisser Kaufmann Sievekking hatte das Lied gemacht, welches abgesungen worden ist.

Du wirst nun wol wissen, mein bestes Kind, daß ich sehr große Hoffnung habe, die Stelle in Bremen zu erhalten. Es scheint also, als wenn mir doch endlich etwas gelingen soll.

IV.

Aktenstücke und Documente

aus Knigge's Leben.

A.

In Angelegenheiten des Pasquills: „Barth mit der eisernen Stirn."

Hannover, den 1. September 1791.

Ich empfing Deinen Brief, hochgeehrter Freund, noch im Gasthof, von wo aus ich ihn nicht füglich beantworten konnte.

Die Justiz-Canzlei läßt die Barth'sche Sache keineswegs ruhen und kann es auch nicht, da sie einmal in ihren Händen ist, es wäre denn, daß die Regierung den Auftrag wieder zurücknähme, welches aber gewiß nicht geschehen wird.

Indessen ist gestern (im Vertrauen) nach mehrmaliger Erwägung das Verhör des Buchhändler Heunig in Greiz eingesandt, welcher auch nicht leugnet, die Gelder einkassirt zu haben; allein uns wieder einen anderen Verleger außer Deutschland angiebt.

Auch nach Riga (so viel ich mich erinnere) ist geschrieben, weil der Kupferstecher in Weimar gesagt hat, der dortige Professor Schulz (vielleicht ist es auch Reval) habe die Vignette bei ihm bestellt.

Bei diesen Umständen, liebster Freund, kann ich Dir keineswegs rathen, etwas dieser Sache wegen drucken zu lassen, denn Deine Suppositionen, daß man die Untersuchung eingestellt habe, ist ganz irrig, wie ich Dich als ein rechtlicher Mann versichern kann. Ich empfehle mich ꝛc.

v. Rühling.

Hannover, den 11. October 1791.

Auf Deinen Brief, den ich gestern empfing und sogleich in der Justiz-Canzlei ad acta gelegt habe, ist sofort ein Requisitionsschreiben an die Justiz-Canzlei zu Stade erlassen, um Dich über Dasjenige, was Du von dem Verfasser des Pasquills wissen möchtest, umständlich ad protocollum vernehmen zu lassen.

Von diesem Gerücht, was in Berlin über die Sache herumgeht, wußte man hier schon etwas, aber nur unter der Hand. Ich kann auch wol ungefähr denken, wer der Berlinische Briefschreiber, dessen Brief Du im Auszuge beigelegt hast, sei. —

Hoffentlich wird die Sache nun herauskommen und wenn ein Auswärtiger überführt wird, so ist doch dies, selbst auch dann, wenn er durch unsere Veranlassung

nicht bestraft werden könnte, Satisfaction für das indignirte Publikum genug.

Daß die Canzlei die Sache nicht werde einschlafen lassen, wenn kein Inhibitorium vom Ministerium kommt, kannst Du gewiß versichert sein. Doch ist es sonderbar, wer K., wenn er der Verfasser ist, die Beiträge wegen der hiesigen und Göttinger Personen gegeben hat?

v. Rühling.

Unsere freundlichen Dienste zuvor, Wohlgeborener, sonders günstig guter Freund.

Nach Anleitung des copiulich angeschlossenen Subsidialschreibens der Königlichen Justiz-Canzlei zu Hannover geben Wir Demselben hiermit auf, über dasjenige, was Ihm von dem Verfasser des Pasquills: Barth mit der eisernen Stirn bekannt sein möchte, sich baldthunlichst umständlich vernehmen zu lassen und sehen Wir darüber Desselben ausführlichen Bericht entgegen.

Wir sind Demselben zu freundlichem Dienste geneigt.

Stade, den 15. October 1791.

Königlich Großbrit. und Churfürstlich Braunschw. Lüneburgische, zur Justiz-Canzlei der Herzogthümer Bremen und Verden verordnete Geheimrath, Regierung-Räthe, Canzlei-Director und Justizräthe.

An
den Oberhauptmann v. Knigge
zu Bremen.

gez. Spilcker.

An

Königliche Justiz-Canzlei zu Stade.

Bremen, den 28. October 1791.

Ew. ꝛc. mir am nächstverigen Posttage zugegangenem Befehle zu schuldiger Folge, werde ich die Ehre haben, Alles, was mir über den Verfasser des Pasquills: Barth mit der eisernen Stirn — bekannt geworden ist, gehorsamst anzuzeigen.

Als jenes schändliche Produkt voll schmutziger Stellen und von Schmähungen gegen allgemein hochgeachtete Männer, deren einige meine besonderen Freunde sind, unter meinem Namen herauskam, da beunruhigte mich dieser Unfug sehr wenig. Die innere Ueberzeugung, daß in der Menge von Schriften, womit ich vielleicht die gütige Nachsicht des Publikums gemißbraucht habe, wenigstens nicht eine einzige Zeile steht, bei welcher eine keusche Wange erröthen müßte, oder in welcher der Name eines anderen Mannes gelästert wäre, gab mir den Trost, daß kein vernünftiger Mensch glauben könnte, aus meiner Feder seien solche Unsauberkeiten und Beschimpfungen geflossen.

Kaum aber war das Buch erschienen, als hier in Bremen allgemein gesagt wurde, der Herr von Kotzebue in Reval sei der Verfasser. Ich glaubte anfangs, das Gerücht rühre nur daher, daß der Schwager dieses Mannes, der hiesige Doktor Gildemeister, früher als die Buchhändler ein Exemplar davon in's Publikum

gebracht hätte; allein dieser Umstand einzeln bewies nichts.

Bald nachher erfuhr ich, daß der Herr von Kotzebue ein Jahr vorher, nämlich, als er das erste Mal von Pyrmont hierher kam, hier öffentlich in einer Gesellschaft gesagt hatte: er werde etwas zu Zimmermann's Vertheidigung schreiben und zwar sehr derb und in dramatischer Form; — dies gab einen Grad von Wahrscheinlichkeit mehr.

Der Herr von Kotzebue hatte in seinen neueren Werken, besonders in der gefährlichen Wette, eine so schmutzige Sprache geführt, daß man ihn schon fähig halten konnte, diesen Ton auch in anderen Schriften anzustimmen.

Als ich vor drittehalb Jahren über Pyrmont nach Meynberg reisete, lief mir ein junger Mann in den Weg und sagte mir viel Artiges über meine Schriften, ich bedankte mich, ohne nach seinem Namen zu fragen, erfuhr aber nachher, daß es der Präsident von Kotzebue gewesen. — Bei meiner Zurückkunft wollte ich ihn mit gleich höflicher Münze bezahlen, fand ihn aber nun sehr kalt. Er hatte indessen des Ritters von Zimmermann genaue Bekanntschaft gemacht — dieser und seine Freunde hatten ihm die Vermuthung entdeckt, ich sei der Verfasser von des „Hofe nachers vertraulichen Gesprächen mit dem Könige von Preußen." Um ihn gegen mich einzunehmen, hatte man ihm zugleich eine, in meinen dramaturgischen Blättern abgedruckte Recension seines

schlechten Trauerspiels: „Adelheid von Wulfingen" vorgezeigt. — Daher konnte nun seine Kälte rühren, daher sein gleich nachher hier geäußerter Entschluß, etwas zu Zimmermann's Vertheidigung zu schreiben, und daher der Gedanke dieses überhaupt höchst leichtsinnigen Menschen, sich an mir, durch Mißbrauch meines Namens, ein wenig zu rächen, wobei er vielleicht keine ernsthaften Folgen ahnte. —

In der Leipziger Ostermesse dieses Jahres wurde er auf einem Kaffeehause laut als Pasquillant ausgerufen; er war gegenwärtig, schlich fort und verließ schnell Leipzig. Nach der Brunnenzeit in diesem Jahre kam er abermals hierher, besuchte mich, behandelte mich mit einer so verdächtigen Zärtlichkeit und Schmeichelei, und sahe dabei so merklich aus wie ein Mann, der kein gutes Gewissen hat, daß dies meinen Verdacht sehr vermehrte; aber es war doch nur Verdacht — ich nahm ihn so auf, wie ich es jedem angesehenen Fremden, der mich besucht, schuldig zu sein glaube, bat ihn zum Essen und berührte die Saite nicht.

Bis dahin blieb Alles nur Vermuthung. Es wurde aber bald nachher in zwei öffentlichen Blättern und einer kleinen Comödie der Herr von Kotzebue öffentlich als der Verfasser jener Schandschrift genannt — und er vertheidigte sich nicht. —

Unterdessen hatte der Buchhändler Hennig in Greiz in der diesjährigen Ostermesse als Verleger das Geld für das Buch ohne Scheu eincassirt und dadurch die

Untersuchung, wer der Verfasser wäre, sehr erleichtert; zugleich war erfahren worden, daß der Rath Schulz bei Besorgung des Drucks oder (wenn ich nicht irre) einer Vignette, wirksam gewesen war. Jetzt kam dieser in den Ruf, als sei er der Verfasser. Er schrieb deswegen ernstlich an den Herrn von Kotzebue, er werde sich gezwungen sehen, ihn zu verrathen, um von sich selber den Verdacht abzuwälzen. Der Herr von Kotzebue bat ihn flehentlich, dies nicht zu thun, sondern vielmehr einen unbedeutenden dritten Mann in Riga zu nennen. Als Schulz hierzu nicht zu bewegen war, schrieb ihm endlich Kotzebue, den 25. Junius d. J. von Pyrmont aus, „er möchte, wenn es denn nicht zu ändern wäre, seinen Namen preisgeben, doch nur also, daß er diesen seinen Brief blos guten Freunden zeige, ihn nicht abschreiben, auch keinen Gebrauch vor Gericht davon machen ließe — übrigens wisse er aus sicherer Hand, daß man die Sache in Hannover wolle einschlafen lassen.

Diesen Originalbrief des Herrn von Kotzebue nun, worin er sich als den Verfasser des Pasquills: Barth mit der eisernen Stirn bekennt, schickte der Rath Schulz an den Buchhändler Friedrich Vieweg in Berlin, in dessen Händen er noch vor 14 Tagen gewesen ist und der ihn, nebst des Raths Schulz Brief an ihn, sehr viel Leuten in Berlin, Braunschweig und Halberstadt gezeigt hat. Einer meiner Freunde in Berlin, der mir aber verboten, ihn in die Sache einzumischen, hat beide Briefe selbst

gelesen und ist ein so sicherer und geachteter Mann, daß ich dreist seine Aussage beschwören wollte.

Nichts würde nun leichter sein, als den Buchhändler F. Vieweg in Berlin zu nöthigen, gerichtlich die Briefe zu produciren, die er so vielen Leuten gezeigt hat — oder wenn der Brief des Herrn von Kotzebue nicht mehr in seinen Händen sein sollte, wenigstens den Inhalt desselben einzugestehen; dann würde es für mich und die übrigen in dem Pasquill gelästerten Männer wol eine hinlängliche Genugthuung sein, wenn in öffentlichen Blättern bekannt gemacht würde, daß Herr von Kotzebue der Verfasser des Pasquills sei. Eigentliche Bosheit mag ihm wol nicht die Feder geführt haben, sondern vielmehr Muthwillen; der Herr Präsident ist ein junger Mann, und bei gewissen Dichtern und sogenannten schönen Geistern darf man es, glaube ich, mit der praktischen Klugheit und der Moralität ihrer Handlungen nicht immer so genau nehmen. —

Dieses ist Alles, was ich zur Erläuterung jener Sache beizubringen im Stande bin, der ich verharre ꝛc.

v. Knigge.

Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung, Nr. 23 — vom 18. Februar 1792.

Ein gewisser Professor Hoffmann in Wien hat den neueren Philosophen und Volks-Aufklärern den Krieg

angekündigt. Wie weiland Kreffing und Mafius giebt er dabei vor, mächtige und große Beschützer zu haben. Im zweiten Stücke seiner neuen Zeitschrift nun fällt er mich an und behauptet unerschämt: ich sei der Bundesgenosse des Herrn Doktor Barth und habe mit demselben gemeinschaftlich die sogenannte deutsche Union gestiftet, wobei er zugleich von Tubes Mantel u. s. w. redet. Da ich nun den Herrn Dr. Barth von Person gar nicht kenne, nie mit ihm in Briefwechsel, noch, so viel ich weiß, in irgend einer anderen Verbindung gestanden, von der deutschen Union aber nichts weiter weiß, als daß man mir, wie Tausend Andern, den Plan derselben vorgelegt hat, so hätte ich wol ein gegründetes Recht, den Verleumder bei seiner Obrigkeit zu belangen. Allein so viel Weitläuftigkeit zu machen, halte ich bei dieser Gelegenheit nicht der Mühe werth; ich begnüge mich also, hiermit dem Publikum anzuzeigen, daß ich gedachten Hoffmann für einen ehrlosen Lügner erkläre.

Adolph Freiherr Knigge.
Königl. und churfürstl. Oberhauptmann
zu Bremen.

BB.

Der Prozeß mit dem Ritter von Zimmermann.

An den Advokaten Heise in Hannover.

Neudorf, den 18. Juli 1792.

Ohne das Glück zu haben, Ew. Wohlgeb. persönlich zu kennen, hat der Ruf Ihrer Rechtschaffenheit und Geschicklichkeit mich mit dem Zutrauen erfüllt, in einer gewissen Angelegenheit Ihren Beistand zu erbitten.

Es hat nämlich der Hofrath und Ritter von Zimmermann in dem anliegenden sechsten Stücke der Wiener Zeitschrift sich Ausfälle gegen mich erlaubt, die ich nicht ganz ungeahndet hingehen lassen kann. Ich ersuche Ew. Wohlgeb. deßhalb gehorsamst, in meinem Namen baldigst eine Klagschrift bei Königl. Justiz-Canzlei einzugeben. Die Hauptpunkte der Anklage sind folgende: ꝛc ꝛc.

Anlage.

(P. S. Bis zum 28. d. M. bleibe ich in Leveste bei Hannover und kehre dann nach Bremen zurück. —)

An den Freiherrn Knigge.

Hannover, den 3. August 1792.

Ich beeile mich, Hochdenselben die Versicherung zu geben, daß ich nicht nur bereit bin, jene Klage zu übernehmen, sondern daß ich auch, bei der Ueberzeugung von dem unverantwortlichen Benehmen des Hofraths v. Z., dieselbe mit Eifer und frohem Muthe durchführen werde. Nur sei es mir erlaubt, die Beantwortung folgender Fragen zu erbitten:

1. Das Buch, worüber der Ritter v. Z. sich in der Wiener Monatsschrift so höchst unbescheiden äußert, wird allgemein Hochdenenselben zugeschrieben. Wiewohl nun das jene Injurie um nichts mindert, so erklärt sich doch leicht daraus, wegen der darin pag. 43 enthaltenen, nicht undeutlichen Aeußerung, des Hofraths Empfindlichkeit darüber. Da er nun eben dieser Stelle leicht sich bedienen könnte, um allerhand Einreden der Klage entgegen zu stellen, so wünschte ich zu wissen, ob Ew. Hochwohlgeb. es bekannt wissen wollen, daß Sie der Verfasser dieses Buches sind, oder ob ich mich auf diese, im Fortgange des Prozesses gewiß entstehende Frage gar nicht einlassen soll?

2. Habe ich vernommen, daß wegen des, ohne Censur gedruckten Buches: „Wurmbrand" ꝛc. eine Untersuchung bei hiesiger Justizcanzlei angestellt und dar-

auf Hochdenenselben ein Königliches Rescript darüber zugekommen ist. Da ich befürchten muß, daß auch dieses Umstandes der Hofrath Z. zu seinem Vortheile sich zu bedienen suchen möchte, so ersuche ich, mir gütigst anzuzeigen, welche Bewandtniß es eigentlich damit habe, damit ich auf alle Fälle gehörig darauf antworten und dem Gegner alle Entschuldigung nehmen könne. Mit ꝛc.

M. J. Heise.

Gemäßigte Klage und Bitte
abseiten des Oberhauptmanns, Freiherr Knigge zu Bremen, Klägers
wider
den Hofrath und Ritter Zimmermann, hierselbst
in pto injuriarum.

Hat Anlage A.

Exped. den 8. Aug. 1792.

An Königl. Ober-Hofmarschall-Amt in Hannover.

Aus der Anlage A und dem darin enthaltenen Aufsatze, pag. 30. — werden Ew. . . . mit Mehreren zu ersehen geruhen, welche unverantwortliche Verleumdungen und Beleidigungen der Hofrath und Ritter Zimmermann sich gegen mich erlaubt hat. Mit einer unverkennbaren, bösen Absicht nennt er mich vor dem ganzen Publikum

„einen deutschen Revolutionsprediger und Demokraten, einen der schlauesten Volksaufwiegler, der das Rebellionssystem unter uns ämsiger und mit größerer Arglist predigt, als irgend Jemand — einen Mann, der um des lieben Friedens willen unzählbare Pasquillen schrieb."

Kurz, dieser ganze Aufsatz ist durchaus mit den ärgsten Schmähungen und Invectiven gegen mich gefüllt und das Alles ohne die geringste Veranlassung, ohne allen Grund. Es bedarf wol keines Beweises, daß auf obige Ausdrücke der Begriff einer injuriae atrocis seine vollkommenste Anwendung leide, aber doppelt dreifach empfindlich müssen sie für einen Mann sein, der unter dem gerechtesten, gütigsten Monarchen ein öffentliches, obrigkeitliches Amt bekleidet, der unter dem Schutze einer, durch ihre milden Grundsätze allgemein verehrten Regierung, ruhig und zufrieden lebt, der seine Gesinnungen hierüber mehrmals laut und mit freiem Herzen gestanden hat und deßhalb höchst strafbar und undankbar sein würde, wenn jene, vom Herrathe Zimmermann ihm beigelegten Prädicate nur zum geringsten Theile so wahr wären, als sie in der That falsch, aus verstümmelten, offenbar in böswilliger Absicht zusammengestellten Sätzen hervorgesucht sind.

Mit gebührender Verachtung und dem ruhigen Bewußtsein meiner untadelhaften Denkungsart würde ich demnach das Alles übersehen, wenn nicht eben jenes Ei-

sentliche Amt, welches mir von Königl. Majestät allergnädigst anvertraut ward, die Erhaltung desjenigen Ansehens, das mir zur Erfüllung meiner Dienstpflichten so nöthig ist, und die Achtung, welche ich bisher von allen Mitbürgern und dem ganzen Publikum genoß — eine öffentliche Genugthuung und Ahndung für mich nothwendig machte.

Mit der gehorsamsten Ueberzeugung, in diesem so gerechten Verlangen nicht enthöret zu werden, ergeht an Ew. . . . daher mein gehorsamstes Gesuch:

> Dem Hofrathe und Ritter Zimmermann die gegen mich ausgestoßenen Injurien auf das Ernstlichste nicht nur zu verweisen, sondern denselben auch zu einem ebenso öffentlichen Widerrufe und Ehrenerklärung anzuhalten und die Erstattung aller verursachten Kosten ihm anzubefehlen.

(Der Beklagte versäumte nicht nur die ihm zur Entgegnung von dem Ober-Hofmarschall-Amte angewiesene Frist, sondern wurde nach Unbeachtetlassen mehrerer Ungehorsams-Beschuldigungen Seitens des Klägers, endlich in Folge der Präclusiv-Androhung vom 15. Novbr. zu einer Vegegnung gezwungen.)

Rechtliche Vorerinnerung mit Bitte
des
Hofraths, Leibarztes und Ritters Zimmermann.
Beklagten
wider
den Oberhauptmann, Freiherrn Knigge zu Bremen.
Mit Beilagen 1. 2. 3. und 4.
woven 1 — 3 als Druckschriften
bekannt sind.

Celle den 12. November 1792.

Königl. ꝛc.

Wenn der Oberhauptmann Freiherr Knigge in zahllosen Schriften die Rolle des heimlichen und öffentlichen Injurianten mit rastloser Thätigkeit und innigem Wonnegefühle bisher spielte, und der, wenn er sich von irgend Jemand beleidigt glaubte, durch eigenhändliche Mißhandlungen seiner vermeintlichen Beleidiger sich rächte, dies sein Lieblingssystem auf einmal leugnet, auf einmal vor einem Gerichtshofe mit einer Injurienklage erscheint, sich unter die Justiz beugt und sein Recht vom verschrieenen Unsinn römischer Gesetze abhängig macht, so muß wol das unbefangene Auge eines unbefangenen Richters böse Absichten im Hintergrunde dieser Injurienklage suchen. Bei ihrer Beantwortung, die jene unreinen und zugleich gefährlichen Absichten näher aufdecken wird, muß ich wol zunächst von dem freilich von ganz Deutschland, seine sogenannten Aufklärer ausgenommen, längst bejahten Satze ausgehen:

„ist es wahr, daß der Kläger in seinem, unter dem Titel: des Hofrath von Schaafskopf hinterlassenen Papiere" gedruckten Schriftwerke (Anl. 1) solche Grundsätze, Meinungen und Reden in Umlauf gebracht hat, die ihn wirklich so darstellen, wie er im 6. Hefte der Wiener Zeitschrift d. J. von mir dargestellt ist? —

Die durch den Schaafskopf verbreiteten Grundsätze habe ich am angezeigten Orte (pag. 317 — 329) ausgehoben und ihre Vergleichung mit dem Schaafskopfe, noch mehr aber eine gleichzeitige im 7. Hefte jener Zeitschrift (Anl. 2. pag. 55 — 65) auszugsweise von mir dargestellte Druckschrift des Klägers, unter dem Titel: Wurmbrand's politisches Glaubensbekenntniß (Anl. 3) verbürgen die Treue, mit der ich im Ausdruck des Wortes und Sinnes dabei verfuhr. Sicher nun kann ich's dem Königl. Oberhofmarschall-Amte überlassen, selbst zu urtheilen, ob das Bild, was ich am angeführten Orte von dem Freiherrn Knigge aufstellte, das Gepräge der Wahrheit und Richtigkeit an sich habe.

Ich beziehe mich also auf jene Knigg'schen Schriften, so wie auf meine, in der Wiener Zeitschrift daraus gelieferten Auszüge, und will mich jetzt nur auf ein paar Hauptsätze beschränken.

Erstlich: Der Freiherr Knigge spricht dem Rechte der Fürsten über ihre Unterthanen allen Grund ab, erklärt es für Volkswahn, für Volkstäuschung. Das Fundament dieser Rechte (lehret er) beruhet blos allein auf

Glauben, Autorität und uralten Besitz. (Schaafskopf p. 123.)

Der ist ein Dummkopf, der die Personen seines Landesherrn für heilig und unverletzlich hält. (Schaafskopf p. 128.)

Ich weiß nicht (sagt er), wie man es anfangen kann, einen Menschen zu überzeugen, daß er eine natürliche, angeborene Verbindlichkeit auf sich habe, einem anderen Menschen von Fleisch und Bein zu gehorchen, wenn er dies nicht glauben will und muß, oder auch nicht sein Interesse dabei findet, es zu glauben. Seine Vernunft sagt es ihm nicht. Die Religion sagt ihm, daß er seiner Obrigkeit gehorchen solle, aber wer diese Obrigkeit sein soll und wer das Recht hat, sie einzusetzen, da wir keine Theokratien mehr haben, das sagt sie ihm nicht, und das ist auch der Punkt, worauf es ankommt. (Wurmbrand p. 31.)

Unsere Beherrscher (fährt er fort) üben Rechte aus, die sich gar nicht aus dem Naturrechte erklären lassen, sondern die vielmehr mit diesem im Widerspruche stehen, die Niemand ihnen übertragen kann, die ihnen nicht angeboren und nicht auf sie vererbt sein können.

Zweitens: Der Freiherr Knigge macht den Gehorsam der Unterthanen von dem freien Willen des größeren Haufens abhängig und giebt diesem das Recht, den Gehorsam, wenn es ihm nicht nach Kopf gehet, schlechthin aufzukündigen. Fürsten und Regenten (lehret der Freiherr Knigge), tragen nur von der freiwilligen

Wahl und Uebertragung des gesammten Volks ihre Rechte auf die Herrschaft zu Lehn. Niemand kann sich wider Willen in des Andern Schutz und Botmäßigkeit begeben, als wenn er dazu mit Gewalt gezwungen wird. Nun aber kann unmöglich Ein Mensch Tausende mit Gewalt zwingen, sondern vielmehr muß sich der Eine nach dem Willen der Tausende richten. Wenn aber diese Tausende unter einander darüber einig werden, sich von dem Einzigen regieren zu lassen, so muß die Wirkung dieser Uebereinkunft sogleich aufhören, sobald der größere Haufen die Rechte, welche er übertragen gehabt, wieder zurücknimmt. Die Macht des Einen über Viele ist also immer conventionell und existirt allein durch die allgemeine Gewalt und ist also von dieser abhängig. Wenn eine solche Uebereinkunft auf unumschränktes Zutrauen zu den Verzügen, Tugenden und Kräften des gewählten Herrn beruhet, so hört der Contract auf, sobald das Zutrauen wegfällt. (Schaafskopf p. 126. 127. — Wurmbrand p. 116. 117. 119.)

Drittens: Der Freiherr Knigge erklärt alle europäischen Staatsverfassungen für fehlerhaft, stellt aber die französische und amerikanische zu Mustern der Nachfolge auf, weil sie auf Freiheit und Gleichheit und bloßer, gesetzlicher Unterwerfung beruhten. (Schaafskopf p. 31. 120. 123. 124. — Wurmbrand p. 72. 123. 138. 140. 171. 172.)

Viertens: Er versichert, daß wenn sich jene Staatsverfassungen, also auch die deutschen und chur-

braunschweigischen, nicht ändern, ihr Umsturz nothwendig sei. (Schaafskopf p. 35. 36.) Das Volk wird täglich klüger und abgeneigter, sich im Blinden führen zu lassen und die Ansprüche der Herrscher auf blinden Gehorsam werden täglich größer. Ist es möglich, ist es denkbar, daß dies dauern könne? Nein, gewiß nicht, und ohne Prophet und Aufwiegler zu sein, kann man es voraus verkündigen, daß allen europäischen Staatsverfassungen eine nahe Umkehrung bevorstehe. (Wurmbrand p. 137. 138.)

Wenn so ein Deutscher in deutschen Druckschriften dem deutschen Volke Fug und Recht zum Aufstande gegen seine Fürsten vordemonstrirte, ihm so im Gebrauche seiner eigenen Fäuste das Recht des Stärkeren anwies, so ihm in vorgeblichen Fehlern seiner Fürsten und Mängeln ihrer Regierungen gleichsam die Losung zum Aufstande gab, ihm so mit Schmeicheleien das Bedürfniß einer Revolution dringend an's Herz legte — wenn dies der Freiherr von Knigge that, dessen Geistesprodukte, von welchem Schrot und Korn sie auch sein möchten, man in Deutschland, besonders in hiesigen Landen, so gierig zu verschlucken gewohnt war, ist dann nicht der Freiherr Knigge ein deutscher Revolutionsprediger, Demokrat und Volksaufwiegler? Man nenne mir aus der Reihe der deutschen Aufklärer auch nur einen einzigen, der das Revolutionssystem des Amerikaners Paine so warm und eifrig bei uns predigte, als es der Freiherr Knigge in seinen Schriften that? Man zeige mir ferner

einen Einzigen, der dabei ſchlauer und liſtiger, mit gröſſerer Gefahrde für deutſche Völker, und beſonders für das Hannoverſche, zu Werke ging, als eben er — der die Eigenſchaft eines begüterten, alten, hannoverſchen Edelmannes zum ſcheinbaren Beweiſe brauchte, wie ſehr in der gepredigten Gleichheit der Stände, Verleugnung aller äuſſerlichen Vorzüge, Erniedrigung der Vornehmen ꝛc. er ſelbſt ſich als Märtyrer für ſein Syſtem darſtelle (Schaafkopf p. 123 und 124 — Wurmbrand's Vorrede p. VI) der den Charakter eines vornehmen Churhannoverſchen Staatsbedienten zum Gepränge der Lauterkeit und Unverfänglichkeit ſeiner Lehren und Meinungen nutzte; der unter der Larve eines beſcheidenen, wahrheitsliebenden und unverdächtigen Schriftſtellers dem Volke die öffentliche Duldung ſeiner Meinungen und Lehren zum Voraus zuſicherte (Wurmbrand's Vorrede p. VI), der ſagt: „es ſeien nicht die Schriftſteller, welche Aufruhr erwecken, ſondern die allgemeine Stimme des (täglich klüger, täglich zum blinden Gehorſam abgeneigter werdenden) Volkes rede durch dieſe Schriftſteller — (Wurmbrand p. 141, 142), der endlich, damit ſeine Grundſätze beſſer wurzeln und in der Religion keinen Widerſpruch finden möchten, nicht nur Gegenſtände der heiligen Schrift (Schaafskopf p. 24—29), ſondern auch die Staatsreligion ſelbſt verſpottete (Wurmbrand p. 125—127) und ſo einen Kunſtgriff benutzte, den ſelbſt der Amerikaner Paine verabſcheuete.

War es nicht eine lautere, noch gemäßigte Wahr-

heit, wenn ich schrieb: der Freiherr Knigge sei einer der schlauesten Volksaufwiegler, der das Rebellionssystem unter uns ämsiger und mit größerer Arglist predigte, als Jemand? Oder soll man diesem, der alle Zeichen eines solchen Volksverführers an der Stirn trägt, auf sein Wort glauben, er sei dies nicht? Und soll man seine Aufruhr-Anrede an die Fürsten (Wurmbrand p. 165 ꝛc.) in einem, dem Volke in die Hände gegebenen Buche, nicht für eine Anrede an's Volk halten?

Ist es nun aber wahr, was ich von dem Freiherrn Knigge schrieb, hatte ich ihn so dargestellt, als ihn seine Grundsätze, Meinungen und Lehren in der That zeichneten, so kann ich ja nicht sein Verleumder, nicht sein Beleidiger sein; oder verleumdet man wol einen Mohren, wenn man sagt: seine Haut sei schwarz? Doch das fühlt der Freiherr Knigge selbst stark genug und darum findet er nöthig, meinem Aufsatze eine, wie er sich ausdrückt, nicht zu verkennende, böseliche Absicht (Animum injuriandi) unterzuschieben. Aber wo ist der Beweis dieser bösen Absicht? Wo das Unverkennliche desselben? Unwahr, unbillig und ungerecht, ganz mit Verleugnung aller Kenntniß der Sache und der Umstände, unter denen ich schrieb, und mit gewaltsamer Verrückung des wahren Standpunktes, aus welchem ich handelte, und also wider bessere Ueberzeugung, dichtet der Freiherr Knigge mir seine Absicht arglistig an.

Wer bei dem unklugen Beifall, den man so höchst unvorsichtig und unbesonnen der französischen Revolution

und dem Syſteme des Amerikaners Paine faſt in allen Winkeln Deutſchlands gab, einem vermummten Schriftſteller, der durch Verbreitung der Demokraten-Philoſophie die öffentliche Ruhe und Sicherheit deutſcher Provinzen untergrub, zuerſt die Larve abzieht und die Aufmerkſamkeit der Oberen auf die mit ſeinen Grundſätzen verbundene öffentliche Gefahr lenkte, wer ſo auf die Sache ſah, wie ich dies in meinem, dem 6. Hefte der Wiener Zeitſchrift eingerückten Aufſatze, ſeinem vor Augen liegenden Inhalte nach, that, der kann wol, wenn er wirklich Wahrheit ſchrieb, nie die Abſicht gehabt haben, die Perſon jenes Schriftſtellers zu verleumden, zu ſchmähen, zu beſchimpfen, kann wol in den Augen eines der Juſtizpflege vorgeſetzten, billigen und gerechten Staatsbeamten nichts weniger, als ſtrafbar ſein.

Eum qui nocentem infamavit, non esse bonum et aequum ob eam rem condemnari: peccata enim nocentium nota esse et oportere et expedire. L. 18. pr. ff. de injuriis et famos. Libell.

Aber wenn ich dieſe öffentliche Aufmerkſamkeit erregte a. als deutſcher Schriftſteller, b. als damals längſt erklärter Beſtreiter des Demokraten-Syſtems, c. als Bürger desjenigen Staates, in welchem der Freiherr Knigge, weil er darin in Anſehen lebte und mit Einfluß wirkte, den franzöſiſchen Freiheitsbaum zunächſt aufrichten konnte, d. als treuer Diener desjenigen großen und guten Königs, der dieſen Staat beherrſcht, im Bewußtſein der Ihm angelobten Homagial-Pflichten, ſo kann

es ja jeder Unbefangene mit Händen greifen, daß innerlicher und äußerlicher Beruf, daß Pflicht, Dank und Treue gegen meinen allergnädigsten König, sowie rege Liebe gegen das Land, das ich bewohne, die einzige Absicht meiner Handlungen war.

So fest stehet auf der einen Seite mein Urtheil über die gefährlichen Grundsätze, Meinungen und Lehren des Freiherrn Knigge, und so unverkennlich ist auf der anderen die Reinheit, Lauterkeit und Wohlthätigkeit meiner Absicht. — Wenn demungeachtet der Freiherr Knigge, der hinter der, in seiner Klage angenommenen Maske „eines Mannes, der unter dem gerechtesten, gütigsten Monarchen ein öffentliches, obrigkeitliches Amt bekleide, der unter dem Schutze einer durch ihre sanften, milden Grundsätze allgemein verehrten Regierung ruhig und zufrieden lebe, der sich des ruhigen Bewußtseins einer untadelhaften Denkungsart rühmen könnte" — alle seine gefährlichen Grundsätze auf einen Augenblick verbirgt, meine unschuldigen, patriotischen Absichten in das gehässigste und grundfalscheste Licht stellt, über ihm angethanes Unrecht schreiet und das Königl. Oberhofmarschall-Amt bittet: „mir gegen ihn ausgestoßene Injurien nicht nur ernstlich zu verweisen, sondern mich auch zu einem öffentlichen Widerrufe (welcher Wahrheiten nämlich, die als nackte aller Welt vor Augen liegen) und zur Ehrenerklärung anzuhalten und mir die Kostenerstattung anzubefehlen" — so sieht Jeder die Arglist, mit der er durch diese Klage auf heimlichem Umwege bei den, der

Justizpflege vorgesetzten Staatsbeamten öffentliche Billigkeit seiner gefährlichen Grundsätze, Lehren und Meinungen sucht, Huldigung des französischen Demokratensystems fordert, öffentlichen Schutz für den Freiheitsschwindel heischet, Unterdrückung, Verfolgung und Beschimpfung jedes seiner Bekämpfer, jedes Biedermannes und Patrioten, jedes treuen Unterthanen, jedes treuen Dieners erzwingen will, der es gewagt hat, oder künftig wagen wird, die Rechte seines Landesherrn wider gedrohten Umsturz zu vertheidigen. Dann wäre es freilich um die innere, öffentliche Ruhe geschehen, wenn man sich die Möglichkeit denken könnte, der Freiherr Knigge erreiche seine Absicht und erkämpfe in einem mich verdammenden Urtheile ein öffentliches, von der Justiz besiegeltes Protectorium für den Geist der Unruhe, der, wie Knigge wissen muß, von der höchsten Landespolizei bereits an ihm selbst als pflichtwidrig scharf geahndet worden ist und ihn bei der ersten neuen Aeußerung seiner volksverführerischen Lehren die unangenehmsten Folgen befürchten läßt.

Uebrigens schreibt, nach des Freiherrn Knigge eigener Behauptung (Wurmbrand p. 129 —), jeder Gelehrte um's Geld, oder mit anderen Worten, um's liebe Brot.

Sind auch Pasquille solche, mit oder ohne Namen des Verfassers verfertigte und verbreitete Schriften, die entweder nach ihrem ganzen Inhalte, oder in einzelnen, eingerückten Stellen, den guten Namen eines

Anderen schmähen, lästern und schänden, wie dies der wahre Rechtsbegriff von Pasquillen ist (L. 5 §. 9 ff. de injur. et famos. libell. — Recess. Imper. a. 1577 tit. 35.) so wage es, wer Geduld zum Zählen hat, die in den Schriften des Freiherrn Knigge vom „Roman seines Lebens" bis zur „Rettung seiner Ehre" (Hamburg 1792) größtentheils ohne Namen und zum Theile gegen mich enthaltenen Schmähschriften, den „Churhannöver'schen Hofenmacher Meyerwerk" mit eingeschlossen, zu summiren. —

Sagte ich dergleichen im 6. Hefte der Wiener Zeitschrift, ermahnte ich dadurch, gegen das Herz des Verfassers des „Schaafkopf" mißtrauisch zu sein, über den Kitzel der eingemischten witzigen Einfälle, die Aufmerksamkeit auf die Sache selbst nicht zu verlieren ꝛc., so gehörte das natürlich in den Plan meines guten, patriotischen Unternehmens.

Wäre ich aber auch im Eifer für die gute Sache zu weit gegangen, wäre ich meinem, seit 5 Jahren angenommenen Grundsatze, alle öffentlichen, gegen mich ausgesprochenen oder gedruckten Injurien, Verleumdungen, Pasquille und Atrocitäten stillschweigend zu verachten, in der Wiener Zeitschrift bei dem Freiherrn Knigge auf einmal ungetreu geworden, hätte ich sogar das, was ich dort sagte, höflich gesagt (doch wer wird mich dessen bei der Hoheit, Würde und Wichtigkeit des Gegenstandes und bei der auffallenden Lauterkeit meiner Absichten beschuldigen), mit welchem Grunde

könnte denn der Freiherr Knigge eine Injurienklage gegen mich anstellen, ohne sich selbst die Einwürfe zu machen, daß ich seine, im „Schaafskopfe," besonders p. 13. 15. und 46., im „Wurmbrand" p. 143. und in der Note mir angethanen Schmähungen nur dem Namen nach zurückgab und daß bei einer Compensation ein großes Uebergewicht auf seiner Seite sei? —

Das Wenigste, was ich bei diesen Umständen bitten kann, ist ein absolutorisches Erkenntniß, und die Verurtheilung des die Justiz behauptenden Klägers in die mir verursachten Kosten.

J. —

P.S. Der unterzeichnete Anwalt wird durch die Vollmacht in Anlage 4. zu den Acten legitimirt.

Procur. Görber, sen.

Replicirende Gegenschrift

abseiten

des Oberhauptmann, Freiherrn Knigge zu Bremen

wider

den Hofrath, Leibmedicus und Ritter Zimmermann

in Hannover.

Bremen, den 17. December 1792.

Wenn eine absichtliche schlaue Verrückung des eigentlichen Gesichtspunktes bei einem Rechtsstreite, wenn eine

verkehrte Anwendung übelverstandener Beweisstellen und eine wiederholte Anhäufung beleidigender und schmähender Ausdrücke, kurz, wenn eine äußerst schlechte Vertheidigung auch zugleich ein Kennzeichen einer schlechten Sache ist, so muß es wahrlich mit des Beklagten Sache sehr übel stehen. —

Der Hofrath Zimmermann hat sich in seiner s. g. rechtlichen Gegenung die unnöthige Mühe gegeben, aus einigen meiner Schriften unterschiedene Sätze vorzuheben und sucht dadurch (gleich als ob das seine Beleidigung minderte, oder gar aufhöbe) den Beweis zu führen, daß ich in der That aufrührerische Grundsätze verbreitet und demnach die von ihm öffentlich in der Wiener Zeitschrift mir gütigst beigelegten Prädicate wohl verdient habe. So erwartet er denn vermuthlich hier von mir eine Rechtfertigung meiner Grundsätze, eine Deduction über die wechselseitigen Rechte und Pflichten der Fürsten und ihrer Unterthanen gegeneinander.

Allein wahrlich, eine ganz verlorene Mühe würde es sein, einem Manne, dessen große Unkunde im politischen Fache, das ganz außer seinem Gesichtskreise liegt, nur zu bekannt ist, wovon er überdem in allen seinen Schriften die einleuchtendsten Beweise gibt und welche noch neulich in der Recension seiner Fragmente, im 105. Bande der allgemeinen deutschen Bibliothek zu seiner Beschämung dem Publikum dargethan worden ist — eine verlorene Mühe würde es sein, solchem Manne

eine Vertheidigung der in meinen Schriften geäußerten Grundsätze entgegenzustellen. —

Bloß um demselben den Wahn zu benehmen, als habe er seinen intendirten Beweis wirklich vollführt, und zugleich auch, um ihm zu zeigen, wie sehr er mit sich selbst im Widerspruche steht, sei es mir erlaubt, in folgenden Bemerkungen seinen Vortrag zu erwidern.

1. Sind meine Aeußerungen über Regenten und Volk wörtlich dieselbigen, die man in des großen Königs Friedrich und des edlen Kaisers Joseph Schriften, Verordnungen, Cabinetsbefehlen und gedruckten Handbriefen lesen kann. Der Hofrath Zimmermann, der in allen seinen Schriften sich als einen so warmen Verehrer dieser Monarchen zeigt, muß Belege genug dazu gefunden haben und überhebt mich also der Mühe, sie ihm vor Augen zu stellen; aber ich frage ihn, wie er länger noch Grundsätze für gefährlich halten kann, die von solchen Fürsten als Wahrheiten, als Regentenpflichten vorgetragen und empfohlen wurden? Von Fürsten, die gewiß dahin strebten, ihre Unterthanen zu beglücken und denen Alles daran liegen mußte, Aufruhr und Empörung zu verhindern? —

2. Sind die Sätze, welche ich in jenen Schriften behauptet habe, bei Weitem nicht so kühn, als die, welche von anderen, großen und würdigen deutschen Schriftstellern, von Forster, von Göttingischen Gelehrten und Mehreren, öffentlich sind gelehrt worden, ja! nicht so kühn, wie manche, welche ich selbst in Büchern auf-

zuſtellen gewagt habe, die in den Königlichen Churhannöverſchen Landen ohne alles Bedenken die Cenſur paſſirt und von den verehrungswürdigſten Männern, ja von ihm ſelbſt, mit Beifall aufgenommen worden ſind, z. B. mein Buch: „über den Umgang mit Menſchen," welchem der Hofrath Zimmermann in einem Privatbriefe an mich, den ich noch aufbewahre, ein ſo auszeichnendes Lob giebt. (Siehe unter Anderen: Umgang mit Menſchen, neueſte Auflage, Th. III. pag. 29 und 30; ferner in der „Aufklärungsgeſchichte von Abyſſinien," die in Göttingen — und in der „Geſchichte des armen Herrn von Mildenburg," die in Hannover cenſirt iſt. Auch gehören hierher meine ſchon vor 10 Jahren herausgegebenen Predigten gegen den Despotismus, Dummheit, Aberglauben ꝛc., die Kaiſer Joſeph, dem ich ſie widmete, ſehr gut aufgenommen hat und die in des Abbé Pilati Ueberſetzung ſelbſt in Italien die Cenſur paſſirt und dort ohne allen Anſtoß geleſen ſind.) —

Warum denuncirte denn Verklagter, wenn er ſich ja zum Amte eines allgemeinen Fiscals und Delateris berechtigt hielt, nicht auch jene Gelehrte als Volksaufwiegler und Revolutionsprediger? Warum trat er als ein ſolcher nicht ſchon längſt gegen mich und meine Schriften auf, und warum beehrte er dieſe ſogar mit einem Lobe, das, ſeinem jetzigen Benehmen zufolge, entweder heuchleriſch, oder, wenn es aufrichtig gemeint war, ihn mit ſich ſelbſt nicht wenig in Widerſpruch

setzt? Fehlte es dem Beklagten etwa damals an einem solchen freien Tribunale, als die Hoffmann'sche Zeitschrift ist? Oder war er damals zum Fiscal noch nicht berufen, noch nicht ein so treuer und guter Diener seines Königs, daß er, seiner Homagialpflichten eingedenk, über jeden freimüthigen Schriftsteller hiesiger Lande, das Anathema zu schreien Beruf fand? Noch mehr — warum verstattete damals die Königl. Churfürstliche Regierung den Druck solcher Schriften, die, wenn man Beklagtem glauben will, voll der gefährlichsten Aeußerungen waren und zur Empörung offenbar hinreißen mußten? War es etwa auch damals, wie jetzt, der Fall, daß (wie sich Beklagter im 6. Stücke der Wiener Zeitschrift höchst unehrerbietig ausdrückt) ganze Legionen von Räthen und Secretairen keck und felsenfest behaupteten: „das habe Alles gottlob nichts zu bedeuten" — und Männer von großer Wichtigkeit und großem Einflusse nichts Arges darin finden konnten?

Armes Vaterland! Wie zu bedauern wärest du, wenn des Beklagten Träume Wahrheit wären; wenn wirklich die höchste Landespolizei so sorglos und kurzsichtig wäre, daß ein Arzt ihr zuvorkommen und bei einem auswärtigen Tribunale als Fiscal, als Retter auftreten müßte! — Aber nein, Dank sei der Vorsehung, daß dem nicht so ist; daß so, wie in vielen deutschen Ländern, auch insbesondere in den hiesigen, eine aufgeklärte, weise Regierung sehr wohl den wirklich unruhigen Kopf von dem freimüthigen, wahrheitliebenden Schriftsteller

zu unterscheiden weiß, und daß sie daher, ohne auf den leidenschaftlichen Ausbruch irgend eines sich zudrängenden Angebers Rücksicht zu nehmen, blos diejenigen Maßregeln verfolgt, die das Wohl des Staates und seiner Einwohner zum Grunde haben. Jungen Dank müßte auch selbst Pellagier hinfür der Verleumdung zollen, denn gewiß unter allen Schriftstellern hiesigen Landes ist gerade er am wenigsten dazu berechtigt, meine Grundsätze zu verschreien, und ist er gerade derjenige, welcher am Lebhaftesten gegen Preßzwang, Despotismus, Aristocratismus ꝛc. geschrieben hat. Wäre es hier der Ort dazu, so würde es mir leicht werden, eine Menge dahin gehöriger Stellen aus seinen Schriften, besonders aus dem Werke: „über die Einsamkeit" und in dem „Nationalstolze" anzuheben, ihm mit gleicher Münze zu bezahlen und zugleich vollends den Widerspruch in seiner Denkungsart und seinen Handlungen in das hellste Licht zu stellen. Aber ich begnüge mich, nur ein paar solcher Stellen herzusetzen und einige andere blos anzuzeigen. — Er sagt:

„„Ein deutscher Schriftsteller kann Alles schildern, sobald er nicht Verfolgung sucht, sobald er allem Anspruche auf den Beifall unverständiger Männer entsagt und also auf keine Weise von Urtheilen und Leidenschaften der Menschen abhängt. Er ist frei, wie ein Vogel in der Luft, wenn vollends sein Landesherr zu groß, zu menschlich und zu erhaben denkt, um Preßfreiheit, die nützlich sein kann, zu verbieten,

oder Unterdrückung irgend einer Art in seinem Lande zu dulden.““ (Ueber die Einsamkeit. Th. III. Cap. 10. p. 404. —)

Er sagt ferner:

„„Ist es ein Verbrechen, daß man zuweilen die Kühnheit hat, öffentlich zu rügen, was ein Alltagskopf nur zitternd denkt? Und daß Einem doch ab und zu ein wenig Freiheit besser behaget, als immer gebeugter Sinn und unterthänige Devotion? Kommt nicht Wahrheit durch Schriftsteller unter das Volk und vor die Augen der Großen? Erregen gute Schriftsteller nicht Muth zum Denken? Ist Denkfreiheit nicht die Ursache von jedem Fortschritte der Vernunft?““ (Ebendaselbst, Cap. 10. p. 300.)

Ueberhaupt vertheidigt er das freie Reden und Schreiben über politische Gegenstände sehr lebhaft (Ibid. Cap. 10. pag. 405—411), rühmt sich, daß man in seinem Vaterlande ihn einen „homme remuant et dongereux“ genannt habe (pag. 409, Note), lobt den Faustin, einen Roman, der mit größerer Kühnheit geschrieben ist, als eins meiner besten Bücher (Th. IV. Cap. 12. p. 419, Note), erklärt sich, wie ich, gegen die Kirchensysteme (Cap. 11. p. 248), eifert gegen Aristocratismus (Th. II. p. 25. 26.) und macht selbst den Fürsten zum ersten Diener des Staates. (Vom Nationalstolze, Cap. 15. p. 3. ꝛc.)

Kurz, alle früheren Schriften des Hofraths Zimmermann sind die schönste Apologie der meinigen, und

dennoch wagt er es, mich deshalb zu verdammen, mich als gefährlich zu schildern? Das ist mehr, als Patriotismus, das läßt auf ganz andere Bewegungsgründe und Absichten schließen.

3. Lehrt es schon die geringste Ueberlegung, daß ich ganz von Sinnen sein müßte, wenn ich vorsätzlich etwas zur Beförderung einer Revolution beitragen wollte, die mir wahrscheinlich Vermögen, Stand und Bedienung rauben würde. Beklagter hätte doch, wenn er wirklich redlich und ohne alle Nebenabsichten handeln wollte, dies bedenken, hätte doch hieraus den Schluß ziehen müssen, daß mir bei Bekanntmachung dieser Grundsätze zum Allerhöchsten einige Unvorsichtigkeit, wahrlich aber keine Arglist, keine böswillige, geheime Absicht, Rebellion zu predigen, beizumessen sei. Statt demnach ohne allen Beweis und gegen die größte Wahrscheinlichkeit in den härtesten Ausdrücken öffentlich mir einen solchen Dolus anzudichten, hätte er als treuer Bürger freundschaftlich mich warnen und mit Bescheidenheit meine Grundsätze bestreiten, nicht aber meine Person angreifen müssen.

4. Hierzu kommt, daß meine Schriften selbst, und die von ihm verschrieenen Bücher namentlich, den sprechendsten Beweis geben, wie wenig jene böswillige Absicht in meinem Herzen war. Laut habe ich in allen diesen Büchern gegen jede gewaltsame Revolution die Stimme erhoben, auf alle Weise habe ich es begreiflich zu machen gesucht, daß nur gelinde Mittel von beiden Seiten, nämlich von Seiten der Fürsten und der Völker,

dem Unglücke, das einigen Ländern zu drohen schiene, vorbeugen könnten. Gepriesen habe ich insonderheit mein Loos, das mich in ein Land versetzte, wo ein gütiger Monarch, eine weise und milde Regierung alle Furcht, sowie allen Anlaß zu irgend einer Empörung aus dem Wege räumte.

Es sei mir, wie Beklagtem, vergönnt, einige solcher Stellen, als Belege obiger Behauptung, aus meinen Schriften auszuheben.

Siehe Wurmbrand, Vorrede p. 5. ꝛc.

„Meine Absicht dabei (bei dieser Schrift) ist, das Publikum zu überzeugen, daß ich mir bewußt bin, meine Grundsätze sind von der Art, daß ich mich ihrer nicht zu schämen brauche, und daß es noch Gegenden in Deutschland giebt, in welchen eine weise Regierung dem Schriftsteller die Freiheit verstattet, über Gegenstände, die der ganzen Menschheit wichtig sind, unbefangen, aber bescheiden seine Meinung zu sagen. Ich bin in einem Lande einheimisch, wo Wahrheit sich nicht zu verstecken braucht, wo der gütigste Monarch und die, denen er das Ruder der Staatsregierung anvertraut hat, keiner Zwangsmittel und überhaupt keiner künstlichen Anstalten bedürfen, um Aufruhr und Empörung zu hindern. Wenn ich also zuweilen ein wenig heftig gegen Beschränkung der natürlichen Freiheit eifere, so redet nicht Leidenschaft aus mir. Dies kann noch weniger der Fall sein, wo ich von den ungerechten Anmaßungen der Edelleute und Priester rede. In diesen nördlichen Ge-

genden kennen wir den Despotismus aller Art gottlob! nicht aus eigener, trauriger Erfahrung, aber ich habe ehemals Gelegenheit gehabt, seinen Greuel in der Nähe zu sehen, und das hat Eindrücke in mir zurückgelassen, die meinen Schilderungen einen Anstrich von Bitterkeit geben, welche nicht in meinem Herzen ist. Uebrigens hoffe ich, daß selbst die, welche mich zuweilen beschuldigen, ich sei zu partheiisch für eine demokratische Verfassung, wenn sie dies Buch einiger Aufmerksamkeit bis an das Ende würdigen wollen, finden werden, daß ich vielmehr glaube, man könne ruhig und froh leben in jedem Lande, die Regierungsform möge sein, welche sie wolle, wenn nur eine weise Gesetzgebung alle Stände gegeneinander vor Mißhandlung sichert, und daß ich behaupte, wir haben in Deutschland keine Revolution weder zu befürchten, noch zu wünschen Ursache, wenn nur die verschiedenen Regierungen, statt die Aufklärung zu hindern, mit ihr Hand in Hand fortrücken und die Mittel, Ordnung zu erhalten, mit der Stimmung des Zeitalters in ein richtiges Verhältniß setzen.““

Ferner ebendaselbst Cap. 8. pag. 164 und 165:

„„Und wenn in einem kleinen Lande gewaltsame Umkehrungen nicht zu befürchten sind, wo die Regierung edel und consequent handelt; welche herrliche Aussichten von Ruhe und Wohlstand haben wir nicht in Deutschland vor uns, in Deutschland, wo so viel gute Fürsten den

besten Willen, ihre Mitbürger glücklich und froh zu machen, mit erhabenen Vorzügen des Geistes verbinden, und wo die, welche etwa noch durch fehlerhafte Erziehung und böse Rathgeber irre geleitet sind, auch bald durch gutes Beispiel, durch die allgemeine Stimme, durch ernsthafte Betrachtungen über die französische Revolution und, welches denn auch nicht schaden kann, durch Furcht vor ihren Vorurtheilen, Irrthümern und falschen Grundsätzen zurückkommen und einsehen lernen werden, daß ihr Interesse und das des Volkes nur eines ist.""

Aehnliche Gedanken findet man in meiner Aufklärungsgeschichte von Abyssinien Th. I. p. 221 und 222. — Th. II. p. 151 und an vielen anderen Stellen.

Was soll man nun aber vom Beklagten denken, wenn man findet, daß er vorsätzlich alle diese Stellen übergeht, daß er sowol im 6. als 7. Hefte der Wiener Zeitschrift, trotz meiner so deutlichen und warmen Erklärung in der Vorrede zum Wurmbrand, geflissentlich die Worte: „Churbraunschweigischer und Hannöverscher Oberhauptmann" in Verbindung mit einem Empörer zu bringen sucht, ja! daß er, um diese Absicht um deste leichter zu erreichen, sich nicht entblödet, Stellen aus dem Zusammenhange zu reißen und dann so nebeneinander zu setzen, daß der Churbraunschweigische Oberhauptmann das Ansehen eines gefährlichen Schriftstellers bekommen muß!

Der Hofrath Zimmermann, der sich seiner Hand-

lungen und Absichten dabei bewußt sein muß, wird keine Belege hierzu von mir verlangen, sonst verweise ich ihn auf den, mir fälschlich zugeschriebenen Aufsatz: „Rettung der Ehre" ꝛc. p. 26 ꝛc.

So viel zur Rechtfertigung meiner Grundsätze und der bei Bekanntmachung derselben von mir gehegten Absicht. Möge nun aber Beklagter von einem Rechtsgelehrten sich belehren lassen, daß es hier gar nicht darauf ankommt, ob seine Beschuldigungen Grund haben oder nicht, daß er vergebens seine Vertheidigung in einer weitläuftigen Anzapfung meiner Meinungen, Absichten und Handlungen sucht, und daß sein Vergehen wie seine Bestrafung von dem Allen ganz unabhängig ist. Es sei einmal der ganz unerwiesene Fall angenommen, daß Alles sich so verhalte, wie Beklagter es darzustellen so eifrig bemüht ist, so weiß doch jeder Rechtskundige, daß man einer Injurienklage nie die Exceptionem veritatis entgegensetzen darf. Alle Gesetze, alle Rechtslehrer, Vernunft und Billigkeit stimmen darin überein.

So sagt die Peinl. Halsgerichtsordnung, Artikel 110: „Und ob sich auch gleichwohl die aufgelegte Schmach der zugemessenen That in der Wahrheit erfünde, soll dennoch der Ausrufer solcher Schmach nach Vermög der Rechte und Ermessung des Richters gestraft werden."

Und in eben diesem Artikel wird Beklagter zugleich finden, welche schwere Strafe die C. C. C. auf solche pasquillartige Schmähungen setzt.

Et etiam l. 5. C. de injur. — Coccejus in Jur. contr. lib. 47. tit. 10. 9. 4. — „Convitii veritas non impedit injuriarum actionem, quia propalatio delicti ab alio commissi legitime debet fieri per denunciationem. Non vero fit legitime, si extra judicium ex mero odio proferetur.“ — Ebenso Stryck in Us. mod. tit. de ins. §. 15. Vorzüglich gehört unter vielen Anderen hierher: Mevius P. V. dec. 389. Demnach ist es keinem Bürger im Staate erlaubt, selbst die erwiesenen Verbrechen des geringsten seiner Mitbürger bekannt zu machen, am wenigsten aber eine obrigkeitliche Person auf diese Weise um ihren Credit und Einfluß zu bringen. Wahrlich! es ist ärger, einen Beamten Aufwiegler zu nennen, als wenn man einen Arzt für einen vorsätzlichen Giftmischer erklären wollte. —

Ein wenig mehr Ueberlegung hätte den Hofrath Zimmermann belehren müssen, daß, wofern es einem Jeden magistrat erlaubt sein sollte, auf einseitige Muthmaßung oder aus falschem, patriotischen Eifer, vielleicht gar aus geheimer Feindschaft, seinen Mitbürger öffentlich zu brandmarken, von dem Augenblicke an Niemandes Ehre und guter Name (das theuerste Eigenthum des Menschen) weiter sicher sein und Wahrheitsliebe, Ruhe, Zutrauen, Einigkeit, kurz, alle Glückseligkeit aus einem solchen Staate, wie aus dem Herzen seiner Bewohner verschwinden würden. Ein wenig mehr Ueberlegung würde den Hofrath Zimmermann auch belehrt haben,

daß es ganz andere Wege giebt, den Staat durch Entdeckung der Verbrecher zu sichern und solchergestalt seinen Homagial-Pflichten Genüge zu leisten. Glaubte er also wirklich aus patriotischem Eifer meinen gefährlichen Absichten entgegen arbeiten zu müssen, so blieb es ihm ja unbenommen, mich bei meinen hohen Obern zu denunciren, da ich denn, wenn ich mich nicht gehörig hätte vertheidigen können, für meine Unvorsichtigkeit oder böse Absicht mit Recht würde bestraft worden sein.

(Hier folgen nun im Originale ausführliche Begriffserörterungen über den Animus injuriandi und Pasquill, die hier ausgelassen sind; dann heißt es weiter:)

Es ist dem Beklagten das Injuriiren so mechanisch geworden, daß er sich selbst in Beantwortung der gegen ihn angestellten Injurienklage, der Injurien nicht enthalten kann. Denn eine grobe Injurie ist es doch wol, wenn er im Eingange seiner Schrift sagt: daß ich bei Anstellung meiner Klage böse, unreine und gefährliche Absichten verrathe. Der Hofrath Zimmermann muß in den Rechten so fremd, wie in der Politik sein, sonst würde er den alten Rechtsspruch kennen: qui suo jure utitur nemini facit injuriam. Man kann also durch Anstellung einer Injurienklage keine böslich gefährlichen Absichten verrathen. — Aber freilich ihm, der in jeder meiner Schriften eine Giftpflanze, in jeder meiner Handlungen ein Staatsverbrechen findet, ihm mußte diese neue Beleidigung jetzt, da es darauf ankommt, eine

gerechte Strafe von sich abzulehnen, wol sehr leicht werden und er ist deshalb kühn genug, sein Interesse mit dem Wohle des ganzen Staates unmittelbar zu verknüpfen oder vielmehr zu vermengen und in seinem Verdammungsurtheile das Todesurtheil der öffentlichen Ruhe zu erblicken.

Um nun aber den wirklichen Animum injuriandi des Hofraths Zimmermann in ein noch helleres Licht zu stellen, sei es mir erlaubt, folgende Thatsachen hinzuzufügen.

Seit der Herausgabe des Werks „über die Einsamkeit" — in welchem der Beklagte zwar auch ein paar unschuldige, gutmüthige Menschen lächerlich macht, hat er keinen Bogen drucken lassen, auf welchem nicht der Charakter und die Sitten der geachtetesten und würdigsten Männer auf unverantwortliche Art durch Verleumdung und Schimpfwörter angegriffen wären. Ganz Deutschland weiß, wie lebhaft er dafür ist gezüchtigt worden, wie unzählige witzige und unwitzige Köpfe ihn deshalb den Lachen preisgaben, aber doch auch nur den Lachern, indessen er den moralischen Werth seiner Mitmenschen wüthend angriff und selbst in des „Hofenmacher's Meywark" Büchlein (wovon er ohne den mindesten Beweis mich als den Verfasser angiebt) ist doch sein Herz geschont und nur seine Thorheit belächelt. Allein der Umfang seiner Schmähungen ging so weit, daß endlich der allgemeine Verlust der öffentlichen Achtung ihm drohete.

Es ist bekannt, daß er im 25. Capitel, pag. 279 seiner „Fragmente über Friedrich den Großen" von einem gewissen Preußischen Ingenieur-Major la Villette erzählt: „es habe derselbe als Verräther den Galgen verdient, sei aber nur weggejagt worden" — daß aber dieser redliche la Villette auch jetzt als Obrist in Preußischen Diensten steht und sich nie der geringsten Verrätherei schuldig machte, daß man diese Ungerechtigkeit dem Hofrathe Zimmermann freundlich vorgestellt und ihn ermahnt hat, dem würdigen Offiziere, der zum Glück bis jetzt die Fragmente nicht gelesen, eine öffentliche Ehrenerklärung zu thun, daß er aber diese so billige Bitte nicht erfüllt hat.

Es ist bekannt, daß der Preußische Canzler Fürst von Fürstenberg vor Verdruß und Schrecken zwei Tage nachher starb, nachdem er die greulichen Verleumdungen gelesen hatte, welche in den besagten „Fragmenten" von ihm standen. (Allgem. deutsche Bibliothek, 2. Stück, Band CV. pag. 197.)

Und ein solcher Mann sollte, nachdem er sich mit beinahe allen deutschen Schriftstellern (die doch wol nicht sämmtlich Unrecht haben können) herumgeschimpft hat, noch den Beweis fordern dürfen, daß er animo injuriandi schimpfe?

Es schien indessen eine Zeit lang, als wenn die mannichfaltig erlittenen Demüthigungen ihn zum Schweigen gebracht hätten, und was mich betrifft, so hatte ich bisher das Glück gehabt, von ihm nicht genannt,

d. h. nicht geschmähet zu werden, als auf einmal seine treuen Freunde das schändlichste, unzüchtigste und boshafteste aller Bücher — „Barth mit der eisernen Stirn" herausgaben und meinen Namen als Verfasser davor setzten. Der Hofrath Zimmermann hat sich erboten, eidlich zu erhärten, daß er keinen Antheil an dieser Schandthat gehabt habe. Gern will ich glauben, daß ihm ein Eid heiliger, als die Ehre seiner Nebenmenschen sei, allein hat er nicht wenigstens das gegen sich, Freunde zu wählen, die solcher Bubenstreiche fähig sind und nicht ein einziges Wort, weder öffentlich noch privatim, gegen mich, dem es dieser insbesondere schuldig war, zur Mißbilligung jenes Verbrechens gesagt zu haben? Für diese Beschimpfung, den Mißbrauch meines Namens, habe ich nicht die geringste Genugthuung weder gefordert, noch erhalten. Die That verdiente auch nur Verachtung. Um nun aber vollends zu zeigen, wie sehr er diese mir zugefügte Beleidigung billigt, läßt endlich der Hofrath Zimmermann (der sich nun gar in den Schutz des elendesten Scriblers Hofmann in Wien begeben hat) unter seinem eigenen Namen jene Schmähungen gegen mich in die Wiener Zeitschrift einrücken, gegen mich, der ich mir zwar oft erlaubte und noch ferner erlauben werde, Thorheiten und Laster mit arglosem Spotte anzugreifen, nie aber des Hofraths Zimmermann Namen drucken zu lassen, noch überhaupt jemals einen genannten Mann von Seiten seines Charakters verunglimpft habe (den Verleumder

Hofmann etwa ausgenommen, dessen Name aber schon ein Schimpfwort ist), da ich dagegen wahre Freude darin finde, dem ächten Verdienste öffentlich zu huldigen gegen mich, der ich lieber den schmählichsten Tod leiden wollte, als so viel muthwillig erworbene Feinde, wie Hofrath Zimmermann, zu haben — eine Lage, von der ich mir kaum einen Begriff machen kann, da ich in der Achtung und Freundschaft so vieler guten Menschen meine höchste Glückseligkeit finde.

Von der Art, wie das Publikum des Beklagten Aufführung gegen mich beurtheilt, habe ich Ursache zufrieden zu sein. Meine „Ehrenrettung," die nicht, wie der Beklagte fabelt, ich selbst, sondern ein gewisser Herr Albrecht in Hamburg, den ich gar nicht kenne, geschrieben — ein anderes Buch: „Dr. Martin Luther" betitelt, dessen Verfasser mir sogar dem Namen nach unbekannt ist, und noch andere Schriften, entwickeln die Unwürdigkeit seines Verfahrens gegen mich. Ich selbst habe es nicht der Mühe werth gehalten, eine Zeile darüber drucken zu lassen. Bei anständigen Menschen verliert man aber nicht dadurch, von dem Ritter Zimmermann geschmähet zu werden, allein dies Privilegium berechtigt ihn nicht, alle Schranken zu überschreiten.

(Hier folgen wieder juristische Erörterungen über Exceptio compensationis, delictum infamans etc.)

Duplik

des Hofrathes und Ritter Zimmermann,
Beklagten,
wider
den Oberhauptmann Knigge, Kläger.

Praes. den 6. April 1793.

Meine gegenwärtige Antwort soll nur das wenige, anscheinend Wesentliche treffen, was der Oberhauptmann v. Knigge in seiner Replik hier und da zur Vertheidigung seiner Klage zu sagen noch gewagt hat. Indem ich alles Andere, was nicht zu der Sache gehört, um derentwillen mich derselbe zum falschen Kriege aufforderte, bei Seite lege, und indem ich besonders den Geifer übergehe, mit dem er seine unredlichen Waffen im Angesichte seines Richters besudelte, ehre ich Grenzen der Vertheidigung, Gesetz und richterliche Würde.

Ich bin von der Frage ausgegangen, ob es wahr sei, daß Kläger in seinem „Schaafskopfe" und in seinem, fast gleichzeitig erschienenen „Wurmbrand" solche Grundsätze, Meinungen und Reden in Umlauf gebracht habe, die ihn wirklich so darstellen, wie er im 6. Hefte der Wiener Zeitschrift vorigen Jahres von mir dargestellt ist?

Die Wahrheit meiner Darstellung ist in meiner rechtlichen Begegnung nach allen Umständen aus den zu

den Akten gekommenen Druckschriften, als deren Verfasser sich der Oberhauptmann von Knigge in seiner Replik bekannt, und mit Hinweisung auf die Stellen, bewiesen, wo sie Jeder in nackten Worten und unzweideutigem Sinne sehen und fühlen kann. Mein Ankläger, welcher, wenn eins von beiden möglich war, die angezogenen Stellen seiner Schrift leichter ganz vermerzen, als den darin geäußerten Grundsätzen ihr inneres, aufrührerisches Gift abdisputiren konnte, hat jener Wahrheit auch nicht einen einzigen Zweifel entgegenzusetzen vermocht. Wie hätte das auch der wagen können, der dem Volke in beiden Schriften zurief: „Der Fürst habe kein Recht über sein Volk, dies Recht sei Volkswahn, der sei ein Dummkopf, der die Person seines Landesherrn für heilig und unverletzlich halte — blos vom Willen des Volkes, als des stärkeren Theiles, hänge es ab, ob es ihm länger huldigen oder den Gehorsam aufkündigen wolle — das Volk werde schlecht regiert, Staatsumwälzung sei ihm wahres Bedürfniß — Frankreich's, auf Freiheit und Gleichheit gegründete Regierung diene zum Muster.“ —

Erstaunen aber muß man über einen Mann, der durch solche Grundsätze so ämsig und zudringlich zum Aufstande des Volkes, zur Absetzung seiner Fürsten und zum Umsturze seiner Staatsverfassungen aufhetzte, sich doch nicht scheuet, zu sagen, er habe dadurch keine Revolution befördern wollen, gleich, als könne der, welcher willkürlich Feuer in ein Magazin voll brennbarer

Sachen wirft, von der Absicht frei sein, es in den Brand stecken zu wollen.

Ungegründet sind alle, von Außen geborgte Beweise für den Mangel einer Absicht, deren Dasein die Thaten besser als Worte ausdrücken. In heller Sonne giebt alles gekünstelte Licht falschen Schimmer. — Verlust des Standes, des Vermögens und Staatsdienstes ist, in Hinsicht auf's Volk, schlau hingelegte Witterung, die dieses zum Glauben lockt, daß der Mann, der so viel auf's Spiel setzt, es doch wol gut mit ihm meinen müsse, und in Betracht dessen, die Grundsätze dieser Art, wie es gemeiniglich der Fall ist, aus Mißvergnügen mit dem ihm beschiedenen Loose, aus Neid gegen das Bessere, was Andere gezogen haben, und im fanatischen Blick auf glänzendes Revolutionsglück, verbreitet.

Die Complimente aber, die der Oberhauptmann von Knigge zu Ehren unseres Staates, dessen Sold für bequeme Dienste und dessen Schutz für Stand und Vermögen freilich noch fürerst mitzunehmen war, im „Wurmbrand" sagte und die Erinnerungen, welche er dem Volke wider den Gebrauch gewaltthätiger Mittel gab, indessen er auf der anderen Seite jede rechtmäßige Macht der Fürsten, jede rechtmäßige Staatsverfassung untergrub, und, um guten Willen zu machen, in den Fäusten der stärkeren Volksmenge das Ungewitter, was beides zu Boden werfen sollte, in der Ferne blicken ließ, sind noch schlechtere Beweise gegen Revolutionssucht. In der

Geſchichte unſerer Zeit erſcheint vielmehr beides als gemeiner Kunſtgriff bei Beförderung der Revolution. Kein Volksaufwiegler fällt mit der Thür in's Haus. Alle ſchleichen ſich gemach zu den Herzen des Volkes, reden von Landeswohlfahrt, preiſen den Landesherrn, ſchlagen Veränderungen vor, berechnen die Summen des davon zu erwartenden Glücks, erhitzen das Verlangen des Volks nach ſolchen, erzeugen ſo Neigung zu einer anderen Ordnung der Dinge und Haß gegen die alte Verfaſſung, erwecken dadurch Unruhe, Inſubordination, geheime Verbindungen, dann Widerſetzlichkeit gegen den Landesherrn ſelbſt, endlich den Ausbruch völliger Geſetzloſigkeit. — Wenigſtens verhüllten ſo und nicht anders die Diſſenters in England ihre aufrühreriſchen Abſichten, indem ſie nur Wünſche für Gewiſſensfreiheit, unbeſchränkte Preßfreiheit, und eine mehr verhältnißmäßige Repräſentation im Parlamente affectirten und dabei immer den größeſten Reſpect „for King and Constitution" heuchelten, indeß ſie an dem allgemeinen Umſturze aller Dinge unabläſſig arbeiteten.

Unſere hohe, preiswürdige Landesregierung, die, wie der Oberhauptmann v. Knigge mit Recht ſagt, zu aufgeklärt und zu weiſe iſt, als daß ſie den wahrheitliebenden Schriftſteller von den wirklich unruhigen Köpfen nicht ſollte unterſcheiden können, ließ ſich auch daher im Urtheil über den „Wurmbrand" und ſeinen Verfaſſer nicht irre führen! Denn aller der Complimente ungeachtet, die er darin unſerem Monarchen und ſeiner

Landesregierung gemacht hatte, ward in einem Reſcripte*) das Aufrühreriſche und Irreligiöſe ſeines uncenſirten „Wurmbrand“ das Pflichtwidrige ſeines Benehmens in beſonderer Hinſicht auf ſein im Staate führendes Amt, ihm bitter verwieſen, die Anzeige davon an Se. Majeſtät vorbehalten und ihm unter der Drohung, daß ſonſt bei Höchſtdemſelben auf ſeine Dienſtentlaſſung angetragen werden ſolle, alle künftige Herausgabe uncenſirter Schriften verboten. —

Doch der Oberhauptmann v. Knigge hat noch andere Beweiſe für das Unſchuldige, Gutmüthige und ächt Patriotiſche ſeiner im „Schaafskopfe“ und „Wurmbrand“ übereinſtimmend vorgetragenen Grundſätze. Der eine iſt: „ſeine Aeußerungen über Regenten und Volk ſeien wörtlich dieſelben, die man in des großen Königs Friedrich und des edlen Kaiſers Joſeph Schriften, Verordnungen, Cabinetsbefehlen und gedruckten Handbriefen leſen könne.“ —

Es mag ſein, daß Herr v. Knigge jenen Monarchen hier und da manchen Gedanken wörtlich nachgeſchrieben hat, aber er hat die Stellen nicht nachgewieſen, wo er aus Friedrich's und Joſeph's Feder geleſen hat, daß ihre Herrſchaft auf nichts, als Volkswahn und Uſurpation gegründet ſei, daß das mit ihrer Regierung über kurz oder lang unzufriedene Volk ihnen den Gehorſam willkürlich aufkündigen und ſie vom Throne

*) Vergl. den Originalbrief Nr. 81. A. d. H.

herab revoltiren könne, oder daß Derjenige ein Dummkopf sei, der ihre Person für heilig und unverletzlich halte. — — — Wo sind auch die Documente, aus denen bewiesen werden kann, Friedrich der Große und Joseph der Zweite wären, wenn sie noch lebten, eben solche Vertheidiger der französischen Revolution gewesen, wie Thomas Paine und Freiherr Knigge?

Der zweite Beweis: nämlich die im „Schaafskopfe" und „Wurmbrand" behaupteten Sätze seien bei Weitem nicht so kühn, als die, welche von anderen großen und würdigen deutschen Schriftstellern, ja von ihm selbst in früheren und mit Beifall aufgenommenen Schriften öffentlich gelehrt worden ꝛc. — (Siehe Replik) — so verkauft Herr v. Knigge, indem er seine Lehren gegen die der Anderen in die Unter-Bilance setzt, wenigstens in Ansehung der Churhannoverschen Länder, nach falschem Gewichte, da er seine Eigenschaften als vaterländischer Edelmann, als einländischer Staatsbedienter, die doch so offenbar seinen Lehren ein entscheidendes Uebergewicht an Schädlichkeit geben, nicht mit auf die Waagschaale legt. Und dann kann er ja auch nicht im Ernste glauben, er sei dadurch gerechtfertigt, daß viele große, deutsche Jacobiner in anderen deutschen Provinzen mit ihm an einem Seile ziehen, oder dadurch, daß Herr Forster in Mainz, unter Protection des Generals Custine, doch noch ein wenig deutlicher gesprochen, als der Herr Oberhauptmann in Bremen. —

Hat er in früheren Schriften noch kühnere Sätze

gekehrt und ſind dieſe unſere Cenſur paſſirt, warum ſchlich er ſich denn mit dem „Schaafskopfe“ und „Wurmbrand“ um die Cenſur weg? Wer vermeidet wol ein Zollhaus mit zollfreien Waaren? Aber ihm ſtand die Verſchiedenheit der Zeitumſtände, unter denen er die früheren und dieſe genannten ſpäteren Schriften ſchrieb, zu klar vor Augen, er ſahe zu deutlich, daß jene früheren Schriften zu ihrer Zeit, da man öffentlich wenigſtens, an nichts weniger, als an Revolutionen dachte, als Bücher, die keinen Eindruck machen konnten, die Cenſur leicht paſſirt waren. Eben ſo deutlich begriff er, daß ſein „Schaafskopf“ und „Wurmbrand“ zu einer Zeit geſchrieben ſind, wo Alles in Gährung, Alles von Revolutionsſucht angeſteckt war, als ſtaatsgefährliche Bücher in der Cenſur ihr Grab finden und ſo wider ſeine Abſicht, nicht Oel zum Feuer gießen würden.

Und wenn denn der Herr Oberhauptmann ſo ganz richtig, und obwol zu böſem Zwecke, den Unterſchied der Zeiten erwog, wie konnte es ihm denn ein ſo unauflösliches Problem ſein, daß ich zu ſeinen früheren Schriften ſchwieg, aber wider ſeinen ſpäteren „Schaafskopf“ und „Wurmbrand“ redete? —

Man will zwar wiſſen, daß er vormals ein ſehr thätiges Mitglied eines geheimen Ordens geweſen ſei, und man ſagt von dieſem Orden, daß er Religion und Fürſten habe entbehrlich machen wollen; auch ſind dies vielleicht eben die Grundſätze, von denen er jetzt zu verſtehen giebt, daß ſie wol ſo ſchlimm ge-

wesen seien, wie die Grundsätze im „Schaafskopf“ und „Wurmbrand“ — aber um die geheimen Wege und verborgenen Absichten des Herrn v. Knigge, zu ruhigen Zeiten, habe ich mich nie bekümmert, damals hingegen, als er in genannten letzten Werken, unter den gehörigen Complimenten, das Revolutionsstudium unter höchst gefährlichen Umständen öffentlich zu treiben anfing, entstand bei mir, so wie bei Jedem, rechtmäßiger Beruf, seine Grundsätze als staatsverderblich zu rügen. Endlich habe ich des Herrn von Knigge Buch über den Umgang mit Menschen, womit er mir ein Geschenk machte, freilich gelebt, theils weil ich gern lebe, theils weil es mir Herr v. Knigge übel genommen haben würde, wenn ich ihm meinen Dank für sein Buch nicht mit Höflichkeit bezeugt hätte; aber wer, außer ihm, kann in meinem Lob seines Buches über den „Umgang mit Menschen und in meinem Tadel seines „Schaafskopfs“ und „Wurmbrand“ Heuchelei oder Widerspruch finden? War denn jenes Buch ein Revolutionsbuch?

Zuletzt noch der dritte Beweis: „daß ich selbst in früheren Schriften gegen Preßzwang, Despotismus, Aristocratismus, Kirchensystem ꝛc. geschrieben ꝛc.“ so ist das eine Verdrehung der Zeiten und Umstände. Was in der einen Zeit für erschlaffte Menschen wohlthätige Arznei ist, ist in anderer Zeit für übervannte Menschen wahres Gift. Ich schrieb über Freiheit und alle damit verwandte Ideen, nicht um Staatsumwerfung zu bewirken, sondern um die Gesinnungen im Stillen leben-

der Menſchen zu ſtärken. Es war den Umſtänden völlig angemeſſen und unſchädlich. Aber ich bin weit entfernt zu glauben, daß es in unſeren Zeiten mitten unter dieſem allgemeinen Freiheitsſchwindel und ſo fürchterlich verworrenen Ideen nützlich und vernünftig ſein würde, auch nur ſo von Freiheit zu ſprechen, wie ich früher davon geſprochen habe. — Seitdem unſere Preßfreiheit in die äußerſte Frechheit ausgeartet iſt, ward ſie eine Störerin der öffentlichen Ruhe und Ordnung im Staate. Daß ich mich früher ebenfalls gegen Kirchenſyſteme erklärt habe, wie Herr von Knigge behauptet, iſt die größte Unwahrheit, denn ich habe blos die unnützen Lehrmeinungen unverſtändiger Theologen getadelt, Er aber hat gottlos gottesdienſtliche Einrichtungen verhöhnt, kirchliche Verfaſſungen lächerlich gemacht, und die Bibel verſpottet. —

Ich komme nun auf den mir angedichteten Animum injuriandi. —

(Wir laſſen hier dieſe ſehr umfangreiche juriſtiſche mit vielen lateiniſchen Quellen-Citaten und Auctoritäten gewaffnete Deduction über den Animus injuriandi weg.)

Triplik

abseiten

des Oberhauptmann von Knigge zu Bremen,

wider

den Hofrath und Leibmedicus, Ritter Zimmermann.*)

Wenn man alle diejenigen Sätze, welche von einer oder der anderen Seite, mit Recht oder Unrecht, bei diesem Rechtsstreite in Erörterung gezogen sind, concentrirt, so laufen sie auf folgende drei Fragen hinaus:

1. Ob es wahr ist, daß die von mir in meinen Schriften geäußerten Grundsätze gefährlich und aufrührerisch sind?
2. Ob ich wirklich dieselben in der böslichen Absicht, Aufruhr dadurch zu predigen und zu befördern, herausgegeben habe?
3. Ob Jemand, der nicht mein Vorgesetzter, meine Obrigkeit ist, mich deshalb zur Rede stellen und denunciren könne? Und wenn das möglich, auf welche Art, in welchen Ausdrücken diese Denun-

*) Wir geben von diesem sehr voluminösen Actenstücke nur einige Fragmente, welche sich nicht auf juristische Spitzfindigkeiten beziehen, sondern allgemeines Interesse in Anspruch nehmen. A. d. H.

ciation, wenn sie keine strafbare Injurie sein soll, geschehen müsse?

Der Hofrath Zimmerman ist von mir als ein unbefugter Delator, als ein böswilliger Injuriant in gerichtlichen Anspruch genommen worden, folglich ist offenbar, daß bei diesem Anspruche und Rechtsstreite nur blos die letzte Frage mit Recht in Untersuchung gezogen werden könne und dürfe, keineswegs aber die erste und zweite; denn hat Beklagter ganz unbefugter Weise sich das Amt eines Denuncianten angemaßt, hat er diese Denunciation auf ganz illegiale, bösliche und beleidigende Art ausgeübt, so ist und bleibt nach allen Grundsätzen der natürlichen und bürgerlichen Rechte seine Handlung eine strafbare Injurie, es mag nun der Gegenstand der ersten Frage wahr sein oder nicht. Es kommt einzig und allein darauf an, ob er befugt war, die Beschuldigung mir, und zwar auf solche unwürdige Art und höchst beleidigende Ausdrucksweise zu machen?

Wenn ich daher in meiner Replik über meine Grundsätze und Absicht bei Bekanntmachung derselben, verschiedene Bemerkungen hinwarf, wenn ich beiläufig dem Beklagten zu zeigen suchte, wie einseitig, schief und widersprechend er darüber urtheile, wie so grundlos und nur in seiner gereizten Einbildung beruhend, die angebliche Gefährlichkeit derselben sei und wie lächerlich es endlich sei, zu wähnen, ich habe, auch nur entfernt, wirklich die Absicht gehabt, Aufruhr in Deutschland, besonders in den hiesigen Landen zu predigen und mich an

die Spitze der Empörer zu stellen — wenn ich das Alles nebenher in meiner Replik ausführte, so geschahe es wahrlich sehr zum Ueberflusse und nur um den Beklagten von seiner Beleidigung zu überzeugen.

Aber wie benimmt er sich? Starr und steif schreitet er auf den einmal betretenen Irrwege fort, summelt, alles Zurufens ungeachtet, sein hochtrabendes Roß außerhalb der wahren Kampfbahn, ficht unaufhörlich mit selbstgeschaffenen Riesen und Windmühlen, verkriecht sich da, wo er dem Feinde in's Auge blicken soll, hinter einen Wall von Scheinargumenten und Trugschlüssen und ermangelt dabei nicht, so oft es sich thun läßt, seitwärts einige Pfeile aus seinem Hinterhalte abzuschießen. — Wie richtig diese Schilderung sei, zeigt die gegenseitige Duplik durchgängig. Wozu die Kritik meiner Grundsätze, die nicht erwiesenen Verleumdungen, die grobe Unwahrheit der Behauptung, daß ich von hoher Landesregierung mit Dienstentlassung und Anzeige bei Sr. Majestät bedrohet worden sei? —

Daß ich ohne Censur etwas drucken ließ, indem mir die deshalb ergangene alte Verordnung nicht bekannt war; das ist mir billig zur Unversichtigkeit anzurechnen und mir auch verwiesen worden. — Der Hofrath Zimmermann aber hat, wie ich höre, ebenfalls bis jetzt keine seiner Schriften censiren lassen — und um so auffälliger ist sein Gleichniß mit dem Zolldecandanten, da es ihn selbst mittrifft.

Was von geheimen Orden gesagt wird, ist

wieder einer von jenen hinterrücks abgeſchoſſenen Pfeilen, die dem Beklagten ſo viel Freude zu machen ſcheinen. Mich wundert indeſſen dieſe ungehörige Bemerkung keineswegs, da ich bekanntlich ſelbſt ſchon vorlängſt über meine ehemaligen Verhältniſſe mit geheimen Verbindungen ohne Rückhalt in einer Druckſchrift mich erklärt habe und das Publikum entſchieden hat, daß mir dieſe Erklärung keine Schande mache.*)

Mit ſehr gewöhnlichem Eigendünkel maßt ſich Beklagter an, zu beſtimmen, was für Lehren man in jedem Zeitpunkte ſeinen Mitbürgern zu geben habe. Ich wage es nicht, ſo kühn die Summe des Guten und Böſen zu berechnen, das aus jeder Schrift zu irgend einer Zeit für die Mitwelt entſprießen kann. Beſcheiden, jedoch freimüthig, ſage ich immer das, was ich für wahr halte. Irre ich, ſo widerlege man mich. Rede ich die Wahrheit, ſo muß dieſelbe immer gleichen Werth haben und darf nie als Geheimniß behandelt werden. Und ſchrieb Beklagter, der, wie ich meine, auf ſeine Schriften keinen geringen Werth legt, blos für die damaligen Zeiten und nicht auch für die Nachwelt? Konnte er nicht vorherſehen, es werde, bei der immer zunehmenden Aufklärung, eine Zeit kommen, wo die von ihm in Umlauf gebrachten Ideen, ſeine Verſicherungen**): „ein

*) Philo's Erklärung über ſeine Verbindung mit dem Illuminatenorden. Hannover, Ritſcher, 1788. A. d. H.

**) Hannoverſches Magazin, 1779, Stück 40, p. 619. A. d. H.

deutſcher Schriftſteller könne Alles ſchreiben, was er wolle, ſei frei wie ein Vogel in der Luft, bringe Wahrheit unter das Volk und vor die Augen der Großen, errege Muth zum Denken ꝛc." ſchädlich werden könnten, wie er es jetzt von ſeinen Schriften eingeſteht? War er demnach nicht eben ſo gut ſtraffällig, als ich es jetzt ſeiner Einbildung nach bin? Doch bin ich weit entfernt, ihm das zum Vorwurfe zu machen und möchte deshalb eben ſo wenig ihn verketzern, als ich den guten Rouſſeau einen Volksaufwiegler ſchelten möchte, weil derſelbe jetzt von der freiheitstollen Menge in Frankreich als ein ehemaliger Verfechter ihrer Lieblingsideen faſt abgöttiſch verehrt wird.

Daß ich die Bibel verſpottet habe, iſt ein durchaus unwahrer Vorwurf, der aus jedes anderen Mannes Munde mich tief kränken würde. Jedermann weiß ja, daß die Geſchichte der jüdiſchen Patriarchen, deren ſchlechte Handlungen die Bibel ſelbſt erzählt, mit unſeren heiligen Glaubenslehren nichts gemein hat. Nur von jener iſt in meiner Schrift die Rede geweſen, nicht aber von dieſen, die mir zu wichtig ſind, als daß ich ſie zum Gegenſtande eines Scherzes machen möchte. Aber ich glaube auch, daß man dieſe Lehren nicht blos im Munde, ſondern auch im Herzen haben müſſe und daß es beſſer ſei, thätig mit den erlernten Kenntniſſen einem kranken Nebenmenſchen beizuſtehen und ſeinem Berufe zu leben, als die Zeit dazu anzuwenden, Ehre, guten Namen und Ruhe ſeiner Mitbürger durch giftige Pasquille zu tödten.

(Hier folgt wieder eine sehr detaillirte Beweisführung, daß die Wahrheit eines Vorwurfes den Begriff einer Injurie nicht ausschließe — bewiesen durch Gesetzstellen und juristische Schriftsteller — sowie eine nochmalige, mit vielem Aufwande von Quellen-Citaten begründete Vertheidigung der Gegenwart eines Animi injuriandi. —)

Quadruplik

von Seiten des Hofrathes Zimmermann wider den Oberhauptmann von Knigge.

Praes. den 4. Januar 1794.

Mitten in der Zeit, da, unter den wachenden Augen der höchsten Landespolizei, unsere Gerichtshöfe manchen, von Seiten aufwiegelischer Grundsätze auch nur verdächtigen Redner und Scribler in gerechte Inquisition ziehen, darf der Oberhauptmann von Knigge, der kurz zuvor in seinen Schriften Grundsätze jener Art so warm, laut und unzweideutig predigte, vor einem der angesehensten dieser Gerichtshöfe unter der arglistig angenommenen Larve eines gekränkten und rechtsuchenden Staatsbürgers, nicht nur als Vertheidiger solcher Lehren auftreten, sondern auch dreist und ungescheuet verlangen,

daß der auf die demüthigendste Art als Frevler gezüchtigt werde, der sich einst unterstand, jene Lehren als Ordnung, Glück und Ruhe zerstörende zu rügen. Daß über diesen arglistig verwegenen Triumph der Oberhauptmann v. Knigge mit allen deutschen Jacobinern in's Fäustchen lachet, muß ich geschehen lassen. Wenn er aber in diesem, ohne Beispiel unredlichen Prozesse die Sätze ohne allen gesetzmäßigen Grund und blos in der bösen Absicht vertheidigt, um desto öfter Gelegenheit zu finden, mich unter den Augen des Gerichts mit Schmähschriften zu verfolgen, und sich so durch moralischen Meuchelmord an mir zu rächen, wie dies der ganze Plan und Zweck seiner Triplik ist, so geben die durch Reichs- und Landesordnungen einem jeden Rechtsverfahren gesetzten, schon überschrittenen Schranken auch mir das Recht, die Königl. Justiz-Canzlei so ehrerbietig als dringend zu bitten, nun mit diesem Schriftsatze das Verfahren schlechthin zu beschließen und der Sache eine endliche Entscheidung zu geben.

Bei dieser kommen drei Betrachtungen vor: —

1) die Wahrheit meiner, in der Wiener Zeitschrift enthaltenen Rüge;
2) die Chimäre des Animi injuriandi; und
3) eine Compensation des vom Freiherrn Knigge mir zugefügten Unrechts, mit dem, was ihm von mir gethan sein soll.

Was ich dieserwegen schon früher gesagt habe, sei hier wiederholt und Allem, was von Knigge'scher

Seite dawider libellirend, replicirend und triplicirend angeführt ist, sei hier abermals widersprochen. Dies mag meine Quadruplik sein! —

Nur einige Bemerkungen will ich noch hinzufügen:

1. Vor wenigen Monaten ist ein Buch im Druck erschienen, welches die neuesten Arbeiten des Spartacus und Philo in dem Illuminaten-orden, sammt einer kritischen Geschichte der Illuminaten-Grade — enthält; und, wie öffentliche Nachrichten wollen, in den gesammten Kaiserlich-Königl. Staaten eine schleunige Aufhebung aller geheimen Gesellschaften zur Folge gehabt hat. In diesem Buche, aus welchem das 7. Stück der (zu Gießen herausgekommenen) neuesten Religions-Begebenheiten mit unpartheiischen Anmerkungen für das Jahr 1793. pag. 448 ꝛc. einen kurzen, gedrängten Auszug liefert, ist diplomatisch bewiesen, daß, unter den Ordensnamen: Philo, der Freiherr Knigge, neben dem Spartacus, eifrig bemühet gewesen sei, in den Jahren 1781, 1782, 83 und 1784, durch den Illuminaten-Orden, worin er eine so große Rolle spielte, den Menschen, unter dem Trugbilde einer allgemeinen Freiheit und Gleichheit, Alles, was ihnen bisher heilig und ehrwürdig war, zu entreißen, die christliche Religion (diejenige nämlich, für die der Freiherr Knigge in seiner Triplik eine so tiefe Ehrfurcht heuchelt) als Werkzeug dieses Plans zu nützen und wenn sie für diesen nicht weiter brauchbar sein werde, als Volksbetrug

aus der Welt zu verbannen, alle Regierungen (die der Illuminaten allein ausgenommen) zur Herstellung angeblich verlorener Menschenrechte zu vernichten, die Fürsten, als conventionelle und bundbrüchige Herren abzuschaffen und alle menschliche Ordnung, Ruhe und Glück zu zerstören, kurz, diejenige Theorie zuerst zu lehren und zu gründen, von welcher nachher die französische Revolution und die ganze, seitdem projectirte Weltumwälzung die Praxis ist. — Wenn dem nun dieser Freiherr Knigge im Jahre 1792 im „Schaafskopf" und „Wurmbrand" öffentlich als Schriftsteller auftrat, wenn er unter Verspottung der Bibel und christlichen Religion, alle deutschen Volksregierungen als mangelhaft, verdächtig und revolutionsbedürftig verbildete, wenn er die Rechte der deutschen Fürsten als ungegründet, conventionell und jeden Augenblick widerruflich darstellte, wenn er die Befugnisse des deutschen Volkes auf sogenannte unverjährliche Menschenrechte stützte, wenn er ihm eine, auf eingebildete Freiheit und Gleichheit gegründete Verfassung als die heilsamste und beste anpries — so ist es ja wohl bis zur höchsten Evidenz bewiesen, daß Alles, was er im „Schaafskopf" und „Wurmbrand" lehrte, aus einem unreinen Quell, aus bösem Grundsatze, aus gefährlicher Absicht, aus Anhänglichkeit an sein Weltumstürzungssystem, geschah, daß es heimliche Wiederaufnahme jenes ungeheueren Planes, schlaue Bearbeitung nach einem kleineren, einfacheren Modell, in der Grundlage aber eifrige Fortsetzung und Verfolg desselben war.

Höchſt gefährlich für die Regierungen, für allgemeine Ruhe und Ordnung in allen deutſchen Staaten, waren dieſe Grundſätze, Lehren und Meinungen an und für ſich ſelbſt, und höchſt gefährlich waren dabei die Zeitumſtände, unter welchen der Freiherr Knigge ſie in Deutſchland, und zunächſt in den Churbraunſchweigiſchen Staaten, in Umlauf brachte, weil damals in Frankreich die fürchterlichſte Revolution herrſchte, die Franzoſen und ihre Mitgenoſſen ganz Deutſchland mit Freiheitsſchwindel und Revolutionsſucht angeſteckt hatten und es nur eines einzigen Windſtoßes bedurfte, um das angelegte Feuer in die fürchterlichſten Flammen zu ſetzen. — Aber ungleich gefährlicher in Abſicht auf Revolution waren die perſönlichen Verhältniſſe, in denen er jene aufrühreriſchen Grundſätze predigte.

Was hatte man nicht von dem Erfinder des ungeheueren Welt-Umwälzungsſyſtems, von ſeiner Liſt, Klugheit, Kühnheit und ſeinem Einfluſſe zu fürchten, wenn es nur darauf ankam, das einzige Deutſchland und einzelne Provinzen deſſelben in den Grundfeſten ſeiner Staatsverfaſſungen und Regierungen zu erſchüttern und umzuwälzen? Was nicht von dem, der in Deutſchland und hieſigen Landen ſo vielen ſchriftſtelleriſchen Einfluß hatte, der es ſo muſterhaft verſtand, dem Volke giftige Speiſen in goldenen Schaalen vorzuſetzen? Was endlich nicht von dem, der in der Eigenſchaft eines begüterten, alten, hannoverſchen Edelmannes und Qualität eines vornehmen Churhannoverſchen Staatsbedienten, die

Unterthanen mit dem ſcheinbarſten Beweiſe für die Wahrheit und Lauterkeit ſeiner Grundſätze blendete?

2. Der unverkennbare Grundbegriff aller Injurie iſt Unrecht. War alſo die vor Gericht gezogene Handlung des angeblichen Injurianten äußerlich gerecht, war dieſer zu dem, was er redete, oder ſchrieb, befugt, ſo iſt aller Rechtsbegriff einer Injurie unanwendbar, ſo kann von Animo injuriandi nicht die Rede ſein.

(Hier ſchließt ſich nun wieder der juriſtiſche Beweisverſuch einer Nichtanweſenheit des Animi injuriandi an.)

Sententia.

In Sachen des Oberhauptmanns Freiherrn v. Knigge zu Bremen, Klägers an einem, wider den Hofrath und Ritter Zimmermann hierſelbſt, Beklagten, am anderen Theile — wegen Injurien, wird von Uns, zur Königl. Großbrittanniſchen, Churfürſtlich Braunſchweig-Lüneburgiſchen Juſtiz-Canzlei verordneten Directer, Vicedirecter, und Räthen damit zu Recht erkannt.

Wenngleich Beklagter völlig berechtigt geweſen, über die zu den Acten gelieferten Bücher, zu welchen Kläger als Verfaſſer ſich bekannt hat, in periodiſchen, öffentlichen Blättern freimüthig zu urtheilen und die, ſeiner Ueber-

zeugung nach, darin enthaltenen anstößigen und gefährlichen Sätze dem lesenden Publikum als solche mit seinem Tadel darzustellen; —

Nachdem malen jedoch derselbe eingestanden, zu gleicher Zeit seinem Gegner in jener Druckschrift den Namen

„des schlauesten Volksaufwieglers, arglistigen Revolutionspredigers und niedrigsten, um des Brotes willen geschäftigen Pasquillenschreibers"

beigelegt zu haben, mithin erwiesen ist, daß damit seinerseits, ohne gebührende Einschränkung auf Kritik der Sache, nebenher die Personen des Verfassers durch den Vorwurf wahrer, crimineller Unternehmungen auf ehrenverletzende Weise angegriffen worden sei;

zu einer solchen, unter Vorbeigehung der Obrigkeit des Klägers, gegebenen Darstellung dem Beklagten aber auch alsdann, wenn er die Wahrheit der darin vorgebrachten Beschuldigungen darzustellen vermocht, alles Recht schlechterdings ermangelt haben würde, und seine dabei auf Verunglimpfung gerichtete Absicht keineswegs verkannt werden mag;"

daß dannenher dem Beklagten solcher angemaßte Mißbrauch schriftstellerischer Befugniß und das eigenmächtige Verfahren gegen des Klägers Ehre und guten Namen ernstlich, wie hiermit geschiehet, zu verweisen, auch derselbe nicht minder, wiewohl seiner Ehre allenthalben unnachtheilig, dem Kläger, der ihm zugefügten

Beschimpfung halber, einer sachgemessenen Erklärung zu gerichtlichem Protokoll in einer demnächst anzuberaumenden Tagefahrt zu ertheilen verbunden sei.

Würde er inmittelst, so viel letztgedachte Privatgenugthuung anbelanget, in Hinsicht auf die mit vorgeschützte Compensations-Einrede, rechtlicher Art erweisen, welchergestalt der Kläger einestheils diejenige Druckschrift, welche in actis unter dem Namen: „Meywerks, Churhannöverschen Hofenmachers ꝛc." bezeichnet worden und im Jahre 1788 erschienen ist, wirklich verfasset, anderentheils mit den Worten der in der exceptivischen Nothdurft (Seite 22) von dem Wurmbrand'schen Glaubensbekenntnisse (Seite 143), ingleichen aus den Schaafskopfischen Papieren (Seite 43. 45. 46.) angezogenen Stellen namentlich seine des Beklagten Person bezeichnet und ihn dadurch an seiner Ehre zu kränken beabsichtigt habe —

wes Endes ihm dann Zeit eines Monates a publicato als Peremtorial-Frist kraft dieses vorgesetzt wird, so erginge hierauf, des Klägers Gegenbeweises und sonstigen rechtlichen Nothdurft vorbehältlich, ferner in der Sache, was Recht ist.

Uebrigens werden beide Theile, bei Vermeidung nachdrücklicher Ahndung alles Ernstes erinnert, hinführo in ihren gerichtlichen Eingaben einer gemäßigteren Schreibart sich zu bedienen und aller anzüglichen und unschicklichen Aeußerungen sich gänzlich zu enthalten.

Inmaßen Wir alſo erkennen, verweiſen, ſchuldig ertheilen, Beweis nachlaſſen, beraumen und erinnern, die Entſcheidung des Koſtenpunktes aber vorerſt ausſetzen.

Von Rechts Wegen.

Publicirt Hannover, den 16. Februar 1795.

L. S.

gez. J. P. C. Falck.

Schröder.

Gehorſamſte Erklärung und Antrag mit beigefügter eventueller Erwählung der Appellation und Bitte um Declaration der Urthel;

abſeiten des Oberhauptmanns, Freiherrn Knigge.

(Wir entnehmen dieſem Actenſtücke, datirt vom 4. März 1795, folgende Stellen.)

Die künftige Ruhe und Sicherheit war nur der endliche Zweck bei der von mir angeſtellten Klage; um ihrer, als ein durchaus keine unredlichen Abſichten ſich bewußter, und ſeinen Pflichten gemäß handelnder Staatsbürger, theilhaft zu werden, betrat ich den Weg Rechtens, keineswegs aber um einen eitlen Triumph zu erringen und einen Mann, deſſen Alter und anerkannte Verdienſte als Arzt ich zu ehren weiß, gekränkt und gedemüthigt zu ſehen. Aus eben dieſer Urſache habe ich auch be-

reits im verflossenen Sommer, wiewohl vergebens, dem Beklagten, unter der Hand, einen ehrenvollen Vergleich antragen lassen und jetzt, da offenbar der Vortheil auf meiner Seite ist, bin ich zur Versöhnung dennoch abermals bereit.

Dem zu Folge erkläre ich hiermit, daß, wenn der Beklagte die ganze Sache ruhen lassen und die mir abgenöthigten Kosten des Prozesses mir ersetzen will, ich meinerseits auf die mir zuerkannte Genugthuung gänzlich Verzicht zu thun, Alles Geschehene zu vergessen und jeden Funken von Feindschaft gegen ihn in meinem Herzen auszulöschen bereit bin. — Für den Fall, daß der Beklagte diesen wahrhaft gutgemeinten Vorschlag anzunehmen sich weigern sollte, wird es mir Niemand verargen, wenn ich ferner auf die Ausübung strenger Gerechtigkeit gegen ihn bestehe und demzufolge in dem gesprochenen Erkenntnisse auch Dasjenige sodann abgeändert zu sehen wünsche, was darin mir anscheinend nachtheilig ist. —

Hochwohlgeborener Herr Oberhauptmann!

Der neulich durch den Landrentmeister Wendeborn geschehene Antrag des Beklagten, ihm die Kosten zu erlassen, ist vermuthlich sein letzter Versuch gewesen, der Sache einen besseren Ausgang zu geben. Doch erhalte ich jetzt vom Procurator Görber sen., welcher Anwalt

des Ritters ist, die Nachricht, daß Zimmermann den gethanen Vergleichsvorschlag acceptire und daß er sich daher das Verzeichniß sämmtlicher Kosten von mir erbitte.

So ist denn dieser interessante Prozeß damit beendet, und zwar auf eine Art, die Ew. Hochwohlgeboren sehr zur Ehre und Satisfaction gereicht. Ich darf zwar wol offenherzig gestehen, daß ich, wahrlich nicht aus Eigennutz, sondern in gewisser Hoffnung, ein noch besseres Urtheil zu erwirken, dem Prozesse noch einige Dauer gewünscht und gern den Ausspruch eines anderen Gerichts erwartet hätte. —

Hannover, den 14. April 1795.

M. J. Heise, Advokat.

C.

Eine Reise von Bremen nach Stade.*)

An die Regierung zu Stade.

Stade, den 11. März 1795.

Hoch- und Hochwohlgeborene, Hochgebietende und Hochzuverehrende Herren! — Als Ew. Excellenz und Hochwohlgeboren gnädiger Befehl, mich schleunig hierher zu begeben, in meinen Besitz kam, lag ich eben an einem Fieber darnieder, welches sich jeden Frühling und Herbst zu meinen übrigen fortdauernden körperlichen Leiden gesellt. Mein Arzt und meine Familie wollten mich nicht reisen lassen, weil bei der schrecklichen Art von

*) Die hierher gehörigen Originalpapiere mögen die traditionelle, noch vielfach wiederholte Meinung berichtigen, als sei Knigge, als mißliebiger Schriftsteller, von Regierungsseiten nach Stade gelockt und dort verhaftet worden.

A. d. H.

Krankheit, an der ich seit 3½ Jahren ununterbrochen bettlägerig bin, die geringste Verkältung mich in wenig Stunden in das Grab strecken kann.

Allein der Befehl war unbedingt; die Aufträge konnten von Wichtigkeit sein, ich war Gehorsam schuldig und so ließ ich mich denn in meinem Bettwagen, unter peinlichen Beschwerden, hierher bringen. — An dem ersten Tage meines hiesigen Aufenthaltes, da ich noch im Stande war, auszugehen, und meinen verehrungswürdigen Obern aufzuwarten, erfuhr ich den Gegenstand des Geschäftes, zu welchem ich bestimmt wäre, nämlich der Durchlauchtigsten Prinzessin von Wallis und deren Frau Mutter, Königl. Hoheiten, bei ihrer Durchreise durch diese Gegenden meine ehrerbietigen Dienste zu widmen.

Obgleich nun in der That für mich, der ich durchaus unfähig bin, einen ganzen Tag außer Bette hinzubringen, ohne zuletzt vor Schmerz alle Besinnung zu verlieren und überlaut zu schreien, das Hofleben eine wahre Folter ist, so trieb mich doch mein Diensteifer, zu erklären, daß ich das mir gnädigst zugedachte Geschäft auszuführen hoffen dürfe, wenn ich die Portion Opium, welche ich täglich nehmen muß, verdoppelte und zuweilen einmal im Tage auf eine Stunde mich entfernen und im Bette meine Nerven wieder beruhigen könnte, welches leicht unmerklich würde geschehen können. — Mein Fieber war indessen durch die Reise verstärkt worden, ein sehr heftiger Husten kam hinzu, ich mußte wie-

der zum Bette meine Zuflucht nehmen, welches ich bis diesen Augenblick nicht verlassen habe. Daß es mir hier an aller Gemächlichkeit und Pflege fehlt, daß ich mich hier einem fremden Arzte habe anvertrauen müssen, daß ich, weil ich nicht darauf rechnen konnte, länger als ein paar Tage auszubleiben, nur wenig an Wäsche und Kleidern und gar nichts zu meiner Beschäftigung mitgebracht habe, daß meine Familie in ängstlichen Sorgen um mich ist, daß manche Geschwätze und Vermuthungen über meine Entfernung von Bremen gerade in der jetzigen Zeit mir das Herz zerreißen — von diesem Allen schweige ich — aber die Hauptfrage bleibt: in wie fern ich im Stande sein werde, Ew. Excellenz und Hochwohlgeboren Erwartungen zu entsprechen? Und damit ich da nicht scheinen möchte, mehr übernommen zu haben, als ich auszuführen im Stande bin, muß ich Folgendes unterthänig vorstellen:

Wenn es sich mit meiner Gesundheit nicht verschlimmert, wie es nicht den Anschein hat, so werde ich in einigen Tagen im Stande sein, gewöhnliche Hofdienste zu verrichten, das heißt: des Morgens ein paar Stunden, die Zeit der Mittagstafel hindurch und dann wieder des Abends zum Spiele und Abendessen gegenwärtig und in Allem thätig zu sein, was man mir aufgeben wird. Allein gänzlich unmöglich würde es mir sein, in dem Gefolge der Königl. Prinzessinnen mit nach Cuxhafen, ja, auch nur einmal bis Bremervörde

zu reisen, so wie ich auch, wenn ich mich nicht der offenbarsten Todesgefahr aussetzen soll, nicht in einem offenen Boote, anders als in Betten gepackt, von hier bis in die Elbe würde fahren können.

Kann ich auf die eben beschriebene Weise durch meine Gegenwart hier einen Theil meines Zweckes erfüllen, so bitte ich unterthänig, mich dieses Vorzugs nicht zu berauben; muß aber durchaus eine Reise nach Curhafen oder sonst wohin damit verbunden sein, so bitte ich, mich gänzlich zu dispensiren und mich von hier wieder gnädig zu entlassen, auf jeden Fall mir aber doch eine gewogene Weisung zu geben, wo und auf welchen Fuß ich die Entschädigung der Unkosten erhalten soll, welche mir die Reise verursacht hat, da mir bei meinen sehr eingeschränkten Vermögensumständen dergleichen Verschüsse auf etwas längere Zeit schwer werden. —

Ew. — ꝛc.

Knigge.

Unsere freundlichen Dienste zuvor, Wohlgeborener, sonders günstig-guter Freund! — Wir haben erhalten und erwogen, was von Demselben unterm 11. dieses Uns eröffnet worden und finden Uns dadurch bewogen, Demselben von dem Auftrage in Ansehung der erwarteten Hierkunft der zukünftigen Prinzessin von Wallis, Königl. Hoheit, sowol während ihres Hierseins als auch

von Begleitung Ihrer Königl. Hoheit bis Cuxhafen zum Embarquement gänzlich, wie hiermit geschiehet, zu dispensiren.

Dagegen finden Wir Uns veranlaßt, Demselben einige, das Dom-Capitel zu Hamburg angehende Geschäfte zu committiren und vertrauen zu Desselben Uns bezeugenden Gesinnungen, es werde Derselbe sich nicht entgegen sein lassen, derselben sich zu unterziehen.

Wir behalten Uns vor, Demselben hierüber das Weitere zu eröffnen, sobald die hierüber in der Ausfertigung befindliche Instruktion vollzogen sein wird.

Wir verbleiben Demselben zu freundlichen Dienst geneigt.

Stade, den 13. März 1795.

Königl. Großbritannische und Churfürstlich Braunschweig-Lüneburgische, zur Regierung der Herzogthümer Bremen und Verden verordnete Geheimerath und Regierungs-Räthe.

gez. G. D. v. Ende.

Haltermann.

An

den Oberhauptmann

Freiherrn Knigge.

An die Regierung zu Stade.

Stade, am 16. März 1795.

Es sind nun vierzehn Tage verstrichen, seit ich auf Ew. ꝛc. Befehl meinen ruhigen, friedlichen Aufenthalt schleunig verlassen und meinen, der Luft gänzlich entwöhnten Körper dem rauhesten Wetter ausgesetzt habe. Da ich in wenig Tagen nach Bremen zurückzukehren hoffte, machte ich in meinen häuslichen und anderen Geschäften nicht die geringsten Verkehrungen, die bei einer längeren Abwesenheit nothwendig sind. Die Schilderung meiner hiesigen Lage habe ich bereits mitgetheilt. Indessen haben, da der Reiseplan für Ihre Königl. Hoheit, der zukünftigen Prinzessin von Wallis, verändert werden, Ew. ꝛc. geruhet, mich von dem zuerst mir bestimmten Geschäfte zu dispensiren, mir aber ein anderes aufzutragen, zu welchem eine abermalige Reise erforderlich sein und wodurch also die Hoffnung, zu den Meinen zurückzukehren, noch auf längere Zeit vereitelt werden würde.

Unmöglich kann ich dem Gedanken Raum geben, daß es bei diesen Aufträgen blos darauf abgesehen sein solle, mich von Bremen entfernt zu halten. Wodurch könnte ich das verdient haben? Auch ist wol die Abwesenheit oder Gegenwart eines einzelnen, unwichtigen Mannes, bei dem, was jetzt dort vorgeht, eine unbedeutende Sache, um so mehr, da ich nicht dafür bekannt bin, und, während meines 1½jäh-

rigen dortigen Aufenthaltes durch mein gerades, unverstecktes, meinen Pflichten gewidmetes und verpflichtiges Betragen, mir nicht den Ruf erworben habe, mich gern in Sachen zu mischen, die mich nichts angehen.

Allein, da es nicht an schadenfreben Menschen fehlt, haben sich doch in dieser Zeit die nachtheiligsten Gerüchte über meine Entfernung verbreitet und zu meinem größten Schrecken erfahre ich, daß in dem neuesten Stücke der aus Hannover in das ganze Land verschickten „geschriebenen Nachrichten" steht: „ich sei, unerlaubten Briefwechsels wegen, in Stade verhaftet."

Bei so vielen, für mich drückenden Umständen werden Ew. ꝛc. meine flehentliche Bitte nicht abschlagen, daß ich wenigstens doch vorerst von dem mir angewiesenen Geschäfte und der Reise nach Hamburg gnädig gänzlich dispensirt und die Erlaubniß erhalten möge, bald nach Bremen zurückzureisen, wo meine häuslichen Verhältnisse, die Ruhe der Meinigen und die Erhaltung meines ehrlichen Namens meine Gegenwart nothwendig machen.

In schuldiger Erwartung ꝛc.

Knigge.

Unſere freundlichen Dienſte zuvor, Wohlgeborener, beſonders günſtig-guter Freund!

Auf den Inhalt der unter heutigem Date an Uns erlaſſenen Schreibens müſſen Wir vorläufig bemerken, daß wir einſtweilen die Geſchäfte, welche Wir [illegible] Demſelben in Hamburg ausgerichtet wünſchen, anſtehen laſſen — behalten Uns jedoch die weitere Beantwortung vor.

Zugleich aſſigniren Wir Demſelben wegen der Reſten der andere unternommenen Reiſe und des hieſigen Aufenthalts, vorläufig in der Anlage Einhundert Thaler Caſſenmünze zu guter Rechnung.

Wir verbleiben Demſelben zu freundlichen Dienſte geneigt.

Stade, den 16. März 1795.

Königl. Großbritanniſche und Churfürſtl. Braunſchweig-Lüneburgiſche, zur Regierung der Herzogthümer Bremen und Verden verordnete Geheimeraths und Regierungsräthe.

gez. G. D. v. Ende.

An
den Oberhauptmann
Freiherrn Knigge.

Haltermann.

An das Königl. Ministerium zu Hannover.

Stade, den 20. März 1795.

Es ist, wie ich nicht zweifeln kann, auf Ew. ꝛc. gnädigen Befehl geschehen, daß ich am 2. dieses Monats schleunig Bremen habe verlassen und mich hierher verfügen müssen.

Da ich sehr krank war, widersetzte sich mein Arzt meinem Verhaben, allein Diensteifer und Gehorsam gegen meine Vorgesetzten überwogen bei mir alle anderen Rücksichten; ich ließ mich mit großer Beschwerlichkeit, in dem rauhesten Wetter fortbringen und die Folge davon war eine Verschlimmerung meiner körperlichen Leiden. Nun liege ich hier, an einem fremden Orte, ohne Gemächlichkeit, Wartung und Pflege, ohne den tröstenden Umgang meiner Familie und Freunde, ohne den Rath meines Arztes, ohne Beschäftigung und Aufheiterung. Meine häuslichen Umstände, die meiner Aufsicht bedürfen, gerathen, indem ich gar keine Verkehrungen zu einer langen Abwesenheit gemacht habe, zu meinem Schaden in Unordnung, indeß die Verleumdung geschäftig ist, meinen ehrlichen Namen zu verlästern und in einem der neuesten Stücke einer geschriebenen Zeitung, die von Hannover aus in das ganze Land verschickt wird, die Nachricht steht: „ich würde, verdächtigen Briefwechsels wegen, in Stade gefangen gehalten.“ —

Mit Muth und Heiterkeit würde ich Schmerz, Krankheit und Kummer ertragen, wenn ich durch ein

solches Opfer auch nur auf irgend eine Weise in Sr. Majestät Dienste etwas Nützliches leisten könnte — allein ich habe mich zu sehr durch die Art der Aufträge, die mir haben gegeben werden sollen, überzeugt, daß kein anderer Zweck dabei obwaltet, als der, mich von Bremen entfernt zu halten. —

Wenn ich mit der strengsten Gewissenhaftigkeit meinen bisherigen Lebenswandel untersuche, so erinnere ich mich keiner einzigen zweideutigen Handlung und keines unvorsichtigen Wortes. Sollte dennoch irgend ein Verdacht gegen mich Statt finden, so würde ich von einer weisen Regierung wenigstens dasjenige sicher erwarten dürfen, was auch dem straffarsten Verbrecher nicht versagt wird Mittheilung der Klagepunkte und Erlaubniß, mich dagegen zu vertheidigen. —

Im Falle aber, daß überhaupt kein Verdacht gegen mich obwaltet, bitte ich, mich baldigst aus meiner traurigen Lage herausreißen zu lassen und gnädigst zu erlauben, daß ich an den Ort meiner Bestimmung und in den Schooß meiner Familie zurückkehre, die bei der Annäherung der feindlichen Horden sich doppelt ängstlich nach der Gegenwart des Hausvaters zurücksehnt.

Der ich ꝛc.

Knigge.

An die Königl. Regierung zu Stade.

Stade, den 25. März 1795.

Ew. ꝛc. haben die mir in Hamburg zu besorgenden Geschäfte vereitelt auszusetzen, mich aber noch nicht gänzlich davon loszusprechen, folglich und vermuthlich auch noch nicht über meine Rückreise nach Bremen zu bestimmen geruhet. Indessen wird meine Lage immer drängender — Ostern ist vor der Thür, ein Zeitpunkt, wo ich Gelder zu heben und Zahlungen zu leisten habe — die feindlichen Horden rücken uns näher — ein unglücklicher Kampf — und sie sind in wenigen Tagemärschen in Bremen. Indeß die reichen Personen in Hannover, mitten im Lande, Anstalten zur Flucht machen und ihre besten Sachen fortschicken, muß ich, da, wo die Gefahr am Größten ist, das Wenige, was ich besitze, preisgeben, wenn meine Abwesenheit mich länger hindert, auf einen solchen Fall Verkehrungen zu treffen. —

Es heißt, das englische Hauptquartier werde nach Bremen verlegt werden; geschieht dieses, so ist meine Familie der Gefahr ausgesetzt, aus dem Palatio verdrängt zu werden und, meines Beistandes beraubt, in die größte Verlegenheit zu gerathen. Schon ist meine Frau, aus Kummer und Unruhe, erkrankt — hierzu kommt, daß Sr. Majestät, des Königs Dienst durch meinen hiesigen, unthätigen Aufenthalt nicht gewinnt, sondern im Gegentheile die gänzlich verlorenen Kosten

mit jedem Tage wachsen. Bei diesen Umständen werden Ew. ꝛc. einzusehen geruhen, daß es mir schlechterdings unmöglich ist, länger von Hannover entfernt zu bleiben und es mir gnädigst verzeihen, wenn ich vorerst um Dispensation von allen auswärtigen Aufträgen ehrerbietig bitte. Ich könnte mich hierbei darauf berufen, daß keinem Königl. Beamten die Freiheit versagt zu werden pflegt, Geschäfte, die außer dem Kreise der, in seiner Instruktion ihm angewiesenen Amtspflichten liegen, bescheiden von sich ablehnen, wenn nicht die eben angeführten, überwiegenden Gründe schon laut genug bei billig gesinnten Obern für mich redeten.

In der zuversichtlichen Ueberzeugung ꝛc.

Knigge.

(Ein Schreiben Knigge's, ebenfalls an die Regierung in Stade, vom 29. März, beklagt sich, daß er ganz ohne Antwort geblieben sei und fordert schleunige Abreise. Ein Brief vom Grafen Kielmannsegge, datirt: Hannover, den 3. April 1795, an die Frau von Knigge gerichtet, erklärt, von dem Zusammenhange der Sache nicht unterrichtet zu sein und Erkundigungen einziehen zu wollen; ein Regierungsschreiben endlich, vom 7. April, gestattet die Rückreise und ein anderes, vom 27. April, weiset in Summa 150 Thlr. Unkosten-Ersatz an. —)

Diesen Originalien ist eine Schrift von Knigge's Hand beigelegt, geschrieben am 16. April 1795, wenige Tage nach seiner Rückkehr aus Stade nach Bremen. Sie lautet:

„Morgens kam der General-Lieutenant du Plat zu mir und producirte, nach vielfältigen Complimenten, eine vom Feldmarschall von Freitag allein unterschriebenes Blatt, auf welchem ungefähr Folgendes stand: „„Auch hat der General-Lieutenant du Plat dem dortigen Oberhauptmann, Freiherrn Knigge zu eröffnen, man versehe sich zu ihm, daß er weder schriftlich, noch mündlich dort Unruhen erregen werde, damit man seinen Aufenthalt in Bremen bei den jetzigen Umständen nicht für gefährlich und seine Entfernung für nöthig halten dürfe.““

Hierauf antwortete ich frei, aber bescheiden: „Es habe mir zwar der Feldmarschall nichts zu befehlen und ich könnte alle diese Erklärung in einem sehr hohen Tone beantworten, allein dies würde eine Art von Empfindlichkeit verrathen, die mir, bei dem Bewußtsein meiner Unschuld, nicht anständig vorkäme. Ich wolle ihm dabei lieber das Lächerliche und Ungegründete seines Verdachtes vor Augen führen. Hierauf sagte ich dem General mündlich, was in folgendem Briefe steht, den ich, weil er es wünschte, ihm noch an demselben Tage schickte."

„Dieser Brief an General du Plat enthält eine Zurückweisung des Verdachtes und eine Reinigung von

demſelben, zu welchem Zwecke Knigge die Unverdächtigkeit ſeines Benehmens, Redens und Briefwechſels zu beweiſen ſucht, ſich auf ſeinen guten Ruf und ſeine Amtsführung ſtützt und endlich erklärt, ſeit 11 Jahren in keinen geheimen Orden mehr geſtanden zu haben, die er ſämmtlich für eine gefährliche Spielerei erklärt, in die ihn einſt Jugend, Unerfahrenheit und übelgeordnete Thätigkeit hineingezogen hätten. —)

bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Druck der B. Schumann'ſchen Buchdruckerei in Schneeberg.

Inhalt.

Seite.

I. Die alte Kiſte. (Verwert und Einleitung.) . . 7

II. Das literariſche Teſtament 25

III. Originalbriefe, vermiſchten Inhalts . . . 35

IV. Aktenſtücke und Dokumente aus Knigge's Leben 223

A. In Angelegenheiten des Pasquille: „Barth mit der eiſernen Stirn" 225

B. Der Prozeß mit dem Ritter von Zimmermann 234

C. Eine Reiſe von Bremen nach Stade . 293

Reiſe

nach

Fritzlar

im

Sommer

1794.

Auszug aus dem Tagebuch.

Durchaus bloß

für

Freunde

von

Joach. Melchior Spießglas,

Hochfürſtlicher Cammerjäger und Titular-Ratzenfänger in Peina.

BIBLIOTECA
ESCUELA

Vorrede
an meine Freunde.

1.

Ihr wißt, meine Freunde, wie so äuſſerſt beſcheiden und foderungslos ich bin; wie ſehr ich jeder Gelegenheit ausweiche, irgendwo Aufſehn zu erregen. Ihr wißt, daß ich aller Orten nur unter den Einfältigſten im Geiſte mir einen Anhang ſchaffe — nicht etwa weil ich unter dieſen vorzüglich glänzen zu können hoffen dürfte, ſondern aus wahrem chriſtlichen Demuths-Sinn.

2.

Es würde mir daher nie in den Sinn gekommen seyn, diese meine Schrift, unter dem Namen Reise nach Fritzlar herauszugeben, wenn ich nicht so dringend darum wäre gebeten worden, welches Ihr mir auf mein Wort glauben mögt.

3.

Damit jedoch die klügelnden Weltleute nicht etwa ihren Hohn darüber haben dürfen, daß in diesem Büchlein, welches, so Gott will, zehn Bände stark werden soll, ihrer Meinung nach, so viel plattes, unbedeutendes und unverdauetes Zeug steht; habe ich auf den Titel gesetzt, daß es nur für Freunde bestimmt sey.

4.

Hiermit will ich keinesweges sagen, daß es nicht auch von Andern gelesen werden sollte, vielmehr werde ich es zweitausendmal abdrucken und durch alle Buchhändler an Christen und Unchristen ausbiethen lassen — sondern mein Zweck ist nur, mir einen Hinterhalt zu bewahren, damit ich über Ungerechtigkeit klagen dürfe, wenn mein Werk getadelt oder verhöhnt wird. Denn ich sage es noch einmal: das Publicum soll zwar meine Schriften lesen und bezahlen, aber nicht beurtheilen; wem sie nicht gefallen, der gehört nicht zu meinen geistlich armen Freunden; für den sind sie also nicht geschrieben; der muß darüber schweigen.

5.

Es hat schon unser apostolischer Lehrer * * * erklärt, daß er gar nicht begreifen könne, wie ein Particular auf Reisen solche Bemerkungen zu machen im Stande sey, die dem Publico vorgetragen werden dürften, indem er doch unaufhörlich von sich selber sprechen müsse. Dies wird nun zwar nicht jedermann einleuchten, der viel gute Reisebeschreibungen zu kennen glaubt, durch welche das Gebieth der Wissenschaften ist erweitert worden, und in welchen kaum der Person des Reisenden Erwähnung geschieht. Mir aber ist es sehr begreiflich, daß man nicht leicht unterlassen könne, unaufhörlich von sich selber zu reden und deswegen habe ich denn auch das

Beyſpiel * * * zum Muſter genommen, habe nur für Euch, Ihr tauſend Freunde! dieſe Reiſe geſchrieben, in der feſten Hofnung, daß Euch alles wichtig ſeyn müſſe, was ich von mir ſelber zu ſagen gut finden werde.

6.

Nur werde ich von meinem Vorgänger darin abweichen, daß ich die Anmerkungen, welche beleidigen könnten, nicht (wie er es S. 5. zu thun verſpricht) hinten an jedem Abſchnitte, ſondern lieber gar keine Anmerkungen, welche beleidigen könnten, anbringen werde.

7.

Sollte hier zuweilen etwas von demjenigen erzählt werden, was die Per-

sonen, welche ich auf der Reise gesprochen, gewiß nicht in der Absicht zu mir gesagt haben, daß sie es gedruckt lesen mögten; so kann ich diesen nicht helfen. Ich streite zwar gegen die Publicität, in so fern sie an das Licht zieht, was ich im Stillen gethan und gesagt haben mögte; weiß aber am besten, was ich in Ansehung Andrer verantworten kann.

8.

Schließlich wünsche ich von Herzen, daß fromme christliche Seelen aus dieser Reise recht viel Erbauliches schöpfen mögen; sollten auch die Weltmenschen und sogenannten geistreichen Gelehrten den Innhalt höchst erbärmlich finden, welches mir

wenigſtens eben ſo gewiß gleichgültig iſt, als gewiß ich heiße

Joachim Melchior Spieß-glas.

Peina, Dienſtag Morgens den 7. X. 1794.

Allen alles zu seyn, mich und alles, was von mir herkömmt, frommen Seelen heilig, wichtig und werth zu machen, sey mein bescheidnes Streben.

Einleitung zur Reisegeschichte.

1.

Meine Freunde wissen, daß die Priorinn in Fritzlar, in ihrem Namen und dem Namen des Schutz-Patrons ihres Klosters, mich zu wiederholten Mahlen, auf die freundschaftlichste und großmüthigste Weise zu sich einlud, um mit mir über Dinge von der allerwichtigsten Art zu reden.

2.

Um hier nicht den Schein zu haben, als wollte ich aus Eitelkeit die Leute glauben machen, man werde mit einem einfältigen Kammerjäger Dinge haben verhandeln wollen, die weit über sein Fach hinaus giengen; will ich es nur gerade heraus sagen — die Sache betraf nichts mehr und nichts weniger, als die Vertilgung gewisser geistlicher Ratzen, wovon die Frau Priorinn erschrecklich geplagt wurde.

3.

Ihr Freunde begreifet nun leicht, daß die allergenaueste und gewissenhafteste Ueberlezung dazu gehört, wenn man sich entschliessen will, von Peina nach Frißlar zu reisen; Ich ließ es daher auch an die-

ser nicht fehlen, fand aber ein so entscheidendes Uebergewicht von Gründen für die Sache, daß ich nicht widerstehen konnte, das generense Erbiethen anzunehmen.

4.

Meine liebe Frau meinte, die Sache sey eigentlich gar so wichtig nicht, als ich sie mache, und wenn ich mich nur hütete, unterwegens ein lächerliches Aufsehn erregen, oder eine Art von Apostel-Rolle spielen zu wollen; so werde kein Mensch sich um mich bekümmern, indem ja so mancher Ratzenfänger eine Reise unternähme und Freunde und Bekannte besuchte, ohne nur einmal bemerkt zu werden. Es sey eine dumme Grille von mir,

mich entweder für einen so bedeutenden, oder für einen so verfolgten Mann anzusehen, daß ich glaubte, es müßte desfalls jeder meiner Schritte Sensation machen und von bösen Leuten inhuman ausgelegt werden; wenn ich nur nicht vorsetzlich den Spöttern Stoff in die Hände lieferte, sondern mich wie andre verständige und ehrliche Leute betrüge, meinte sie; würde man mich schon in Ruhe lassen.

5.

Dies überzeugte mich; Der Tag der Abreise ward auf den ersten Mai 1794, oder auf Philippi Jacobi bestimmt, und mein Sohn Daniel nahm den Vorschlag an, mitgenommen zu werden.

6.

Aber nun begann eine schwere Zeit. — Meine christlichen Freunde können sichs leicht vorstellen, welche ungeheure Zurüstungen dazu gehören, wenn ein Kammerjäger von Peina nach Fritzlar reisen will. Meine Frau mag nun davon glauben, was sie will; so weiß ich es doch, daß unchristliche inhumane Leute sich wohl so sehr an mir zu versündigen pflegen, daß sie sagen: „es sey albern von „mir, immer über entsetzliche Ar„beit zu klagen, da diese Arbeit doch „eigentlich gar nicht zu meinem Be„rufe gehörte, sondern freywillig „übernommen würde. Es stehe mir „frey, so viel Geschäfte aufzuladen, „als mir beliebte; aber dann müsse „ich auch nicht winseln und klagen,

„um dadurch die Wichtigkeit meiner „unberufenen Wirksamkeit an den „Tag zu bringen.“ Solchen Ungläubigen wünsche ich in Leidens-Demuth einen christlichern Sinn und überlasse meinen Freunden, wenn sie es nöthig finden sollten, ihre Bestrafung und meine Vertheidigung.

In sich nur fühlt der Berufne Beruf zum innern Berufe.

7.

Ein christlicher Freund schrieb mir: Er wolle die Anstalt machen, daß während meiner ganzen Reise, vom Morgen früh bis Abends spät, ununterbrochen für mich von christ-

lichen Freunden gebetet wer-
den ſolle: Allein ich antwortete
ihm auf Anrathen meiner Frau:
„Pfui! ſchämen Sie Sich! Wollen
„Sie das ächte Gebet eines Chriſten
„zu dem mechaniſchen Geplapper des
„papiſtiſchen Ave Maria herabwür-
„digen? Glauben Sie, daß der
„Menſch beten könne, wenn er will?
„Glauben Sie nicht, daß dem höch-
„ſten Weſen ein einziger Seufzer
„bey einer einzelnen Veranlaſſung
„hinlänglich ſey, das Seelen-Bedürf-
„niß des Betenden zu durchſchauen?
„Halten Sie mich für einen ſo eiteln
„Thoren, daß ich mir einbilden dürf-
„te, ich ſey ein ſo wichtiger Mann,
„daß man Gott wochenlang vom Mor-
„gen bis zum Abend bitten dürfe, er
„möge doch ja nicht zulaſſen, daß

„mir ein Härchen gekrümmt werde?
„Und bin ich denn zwischen Peina
„und Fritzlar weniger unter der all-
„gemeinen und besondern Sorgfalt
„der Vorsehung? Bin ich dort so
„ungeheurn Gefahren ausgesetzt,
„daß deßfalls meine Freunde für mein
„kostbares Leben zittern müssen!
„Schließet mich immer, wie jeden
„andern guten Mann, von Zeit zu
„Zeit einmal in Euer Gebet ein!
„Gott wird euren guten Willen gnä-
„dig ansehn, ohne darum etwas in
„der Ordnung der Natur, den noth-
„wendigen Folgen der Handlungen
„und an der Kettenreihe der Bege-
„benheiten, in einer Welt, in der
„nichts willkührlich geschieht, zu
„ändern!“

1.

So ſchrieb ich, weil meine Frau es verlangte; doch geſtehe ich — ſollte man mir das auch für geiſtlichen Hochmuth auslegen und die Welt meiner höhnen — daß es mir ſehr ſchmeichelhaft vorgekommen ſeyn würde, wenn man für meine Wenigkeit Gebete angeſtellt hätte, wie ſie keinem Fürſten zu Theil werden, an deſſen Erhaltung vielen Tauſenden gelegen iſt — Die Geiſterwelt redet mit Reſpect, von dem einfältigen guten Willen liebevoller, frommer Leute, und achtet wenig auf das, was die

schnöden Weltmenschen gesunde Vernunft nennen.

9.

Die Haupt-Maximen, die ich mir vornahm, auf meiner Reise zu befolgen, waren diese:

1. Mich um nichts von dem zu bekümmern, was sogenannten Gelehrten und cultivirten Leuten interessant zu seyn scheint.

2. Dagegen die Gespräche so viel möglich getreu zu Papier zu bringen, die ich unterwegens mit christlichen Familien halten würde.

3. Mich aller Orten, jedoch in christlichem Demuths-Scheine, frommen Seelen bemerklich zu machen und etwas zu sagen, oder zu thun, das mich von dem Haufen der Unheiligen auszeichnen könnte.

Vergiß nie die Rolle, die du zu spielen hast, und versäume nicht, die Menschen und Umstände zu studieren, um zu wissen, wen man schonen, gewinnen, schmeicheln, wen man hingegen vernachlässigen und vor wem man fromme Christen in der Stille warnen müsse!

Reiſe
nach
Fritzlar.

Im May und Junius
1794.

I.

Donnerstag, der erste May 1794.

Von Peina auf Hannover.

I.

Donnerstags Morgens also, am ersten May 1794, um 9 Uhr, 20 Minuten und 7 Secunden war der wichtige Augenblick, wo ich mich aus den Armen der unzählbaren Menge meiner in der Stadt Peina wohnenden Freunde und Verwandte losriß. Sie hatten sich in zwey Reihen gestellt

und weineten gar gewaltig. Ich faßte meine ganze Standhaftigkeit zusammen, tröstete, segnete, liebäugelte sanft von beyden Seiten und das so fort, indem wir durch die ansehnliche Stadt fuhren und das Rasseln unsers Fuhrwerks die neugierigen Leute an die Fenster lockte.

2.

So wie ich nun mit meinem Daniel in dem Kariölichen saß, vor welches ich unsern blinden Schimmel gespannt hatte, er in der einen Hand eine hallische Bibel und in der andern ein Päcklein, darinn Butterbröde gepackt waren, hielt, ich aber die Zügel lenkte; dachte ich der Wichtigkeit meiner Reise nach, und machte zwischendurch Hexameter, die, wie

sichs gebührt, raub und polternd genug geriethen, weil das Fuhrwerk auf dem Steinpflaster gewaltig stieß.

3.

Bald aber kamen wir auf den ebnen Weg; da wollte es mit den Hexametern nicht mehr fort. Ich gab also meinem Sohne die Zügel des Pferdes in die Hand, nahm ihm dagegen die Bibel ab und las ihm daraus laut den ganzen Propheten Jonas vor.

4.

Meine Freunde hören gewiß nicht ungern einige Reflexionen, die ich bey dem Lesen machte, nebst einigen Hexametern, worinn ich meine Empfindungen über das Gelesene ausdrückte. Ich will also Einiges davon hier versetzen.

5.

Ich könnte in Versuchung gerathen, mit dem Manne Gottes *** zu zanken, daß er, der so stark in der geistlichen Poesie ist, und der ein so zartes Gefühl für das Feine, Erhabne und Schickliche hat, und es Klopstocken verwirft, warum dieser nicht in dem Messias die große Scene mit dem abgehauenen und wieder angeklebten Ohre des Korporals Malchus geschildert habe, daß dieser *** nicht den Aufenthalt des Propheten Jonas in dem Magen des Fisches zu einem Gegenstande eines geistlichen Heldengedichts von seiner Arbeit gemacht hat. Wie viel groß, tief, verborgen Heiliges steckt nicht in dieser wundervollen Geschichte!

6.

Ich finde alles groß und erhaben, was mir widersprechend, unwahrscheinlich und unmöglich vorkömmt; denn eben weil es nicht in den Kreis natürlicher Erkenntnisse paßt, gehört es ja zu den höhern, übernatürlichen Dingen, die wir respectiren müssen. Deswegen liebe ich auch gar nicht die natürlichen und sogenannten vernünftigen Erklärungen, die man wohl solchen Geschichten, als die des Propheten Jonas ist, geben könnte, sondern halte mich an den wörtlichen und an den mystischen Sinn. Wenn doch alle Menschen zu einer solchen Vernunfts-Resignation zu bewegen wären; wie viel mehr Glaube würde unter denen, die sich Christen nennen, herrschen und wie sicher würde man

kann nicht zu allen Zwecken, zur größern Ehre Gottes, auf sie wirken können! Aber o nichtige, eingebildete Weisheit! welchen schweren Kampf muß nicht der Glaube in unsern Tagen gegen dich kämpfen? — Nun einige Hexameter, aus dem Inhalte der Geschichte des Propheten gezogen!

7.

Größer als Erbsen und Linsen, sind doch Melonen und Kürbis.

Würmer schaden dem Kürbis, wie strenges Forschen dem Glauben.

Einsam hauste Jonas, doch warm, im Magen des Fisches.

Eine dreytägige Reiſe maß Ninive's ſeltene Länge.

Sechzig franzöſiſche Meilen von einem Ende zum andern.

Zürne nicht frommer Prophet! fällt nicht gleich Feuer vom Himmel

Auf die Frevler herab, die du zum Untergang reif glaubſt! —

8.

Um 1 Uhr, 17 Minuten und 4 Secunden kamen wir nach Dollingen. Hier ließ ich unſerm Schimmel ein wenig zu freſſen geben, und wir ſelbſt erquickten uns an den mitgenommenen Butterbröden, wozu ich eine Bierſuppe machen ließ und nachher ein Glas Franzbrandtewein trank.

9.

Nachdem wir wieder abgefahren waren, überfiel mich ein Schläfchen — mein Daniel lenkte das Pferd — Es war die Würkung des Brandtweins-Trinkens, eine Würkung, die allgemein bekannt ist, also nichts besonders hat. Daß es angenehm ist, ein wenig zu schlummern, wenn man sich müde fühlt, wissen meine Freunde auch; ich enthalte mich daher aller weitern Anmerkungen über diesen Umstand meiner Reise.

10.

Als ich aufwachte, las ich einige Briefe an mich, die mir christliche Seelen aus Peina mitgegeben hatten. Freylich hätten sie mir den Inhalt eben so wohl mündlich sagen können; aber

es war doch gut gemeint. Erſt ein freundliches Billiet von einer frommen Dienſtmagd, die ſich meinem chriſtlichen Andenken empfahl — die Summe des Briefchens war: „Mögte „man Ihnen doch auf der ganzen „Reiſe eine ſo gute Sauce zum „Spargel reichen, als in unſerm Haus „ſe bereitet zu werden pflegt!“ Ein ſehr herzliches Billiet vom Bader Fips, deſſen Summe war: „Wenn Sie Sich an Geiſt „und Leibe erhizt fühlen; ſo laſſen „Sie Sich ein kühlendes Clyſtier „geben und gedenken dabey meiner „im Beſten!“ Sodann noch einige andre von gleichem Werthe. Wie rührten ſie mich alle! Wie erweckten ſie mich zur Dankbarkeit! Wie

segnete ich mein Schicksal, so frommen, einfältigen Seelen theuer und werth zu seyn!

11.

Endlich mit dem Schlage sechs Uhr Abends kamen wir vor Hannover an, mit der lächelnden Empfindung, nun schon den sechszehnten Theil unsrer Hin- und Herreise, so vergnügt wie möglich zurückgelegt zu haben.

12.

Ich wollte nicht in die Stadt fahren, um alles Aufsehn zu vermeiden, sondern kehrte im Wirthshause zum wilden Manne vor dem Thore ein. Dies Haus liegt nun mitten in der Garten-

Gemeine, und bald kamen einige christliche Gärtner-Familien von meiner Bekanntschaft und andre Freunde, deren Einer den Andern von meiner Ankunft Nachricht gegeben hatte, zu uns in das Wirthshaus. Da war eine Freude, eine Herrlichkeit, ein Aus- und Eingehen. Ich sagte Jedem etwas Liebes und Gutes, so viel zu seinem Frieden diente und er zu ertragen vermogte, theilte Bilderchen, Pfeffernüsse, Ratzenpulver und andre sichtbare Zeichen von mir unter ihnen aus, und Alle gingen mit froh-dankbar-christlich-fromm-treuen Herzen nach Hause.

13.

Bey uns blieb der Herr Thorschreiber Aufsatz, mein alter vernunftreis

cher Freund, der den wahren Sinn für das helldunkle Große hat. Er ſaßte ſich zu uns und ich zeigte ihm die höchſt obligeanten Briefe der Frau Priorinn in Fritzlar, voll von den genereuſeſten Erbiethungen.

14.

Wir ſprachen von den Welt-Händeln, wovon er am beſten unterrichtet ſeyn muß, da alle Nachrichten, die von dieſer Seite her in die Stadt kommen, vor ihm vorbey paſſiren müſſen. Ich machte die Bemerkung, daß wenn wir Beyde alles zu dirigiren hätten, die Sachen in Europa ganz anders gehn würden, als ſie gehen. Wir redeten auch von dem Herrn Aloiſius Hoffmann und ſeinen beyden Schildknappen, dem langen Doctor und dem

Ex-Jesuiten; von ihrer historischen Glaubwürdigkeit, strengen Wahrheits-Liebe, christlichen Duldung, Bescheidenheit; der Redlichkeit, Anständigkeit, Leidenschaftlosigkeit, Unpartheylichkeit und Würde, mit welcher sie gegen die schnöden Vernunftmenschen zu Felde ziehen, von ihrem heiligen Eifer für die Sache der Kirche und des Staats; von der allgemeinen Achtung, die sie und ein Paar andre würdige Männer dieser Art sich dadurch auf ewige Zeiten im Publico erworben hätten.

15.

Es saß da aber ein Mann im Gast-Zimmer, der mir von jeher verdächtig gewesen ist und vor dem ich meine

christlichen Freunde in meinen Cirkel-Briefen unter der Hand zu warnen Gelegenheit nehmen werde. Dieser sprach von verpufften Aposteln von Leuten, die, mit heuchlerisch-sanfter, heiliger Salbung, nichts als Duldung und christliche Bruderliebe predigten, mit hämischen Ingrimme aber hinterlistige Seiten-Hiebe jedem geraden, offnen, verständigen, freymüthigen Manne zu versetzen, Jeden hämisch verdächtig zu machen suchten, der ihnen nicht huldigte; die gern von sich vermuthen ließen, daß der Geist eines gewissen Apostels in sie gefahren sey und Gott ihrer Reinigkeit und Frömmigkeit wegen, sie mit Wundergaben ausgerüstet und ihnen den Beruf ertheilt habe, sich ein Häuflein unter den Einfältigen am Geiste

auszulesen, diese dann ausschließlich nur mit dem Namen Christen zu beehren und sich an die Spitze einer solchen unsichtbaren Kirche zu stellen; von Leuten, welche aus ihrem Hinterhalte her unverschämte Schreyer aufhetzen, die, ohne daß sie selbst Antheil daran zu nehmen scheinen, ehrliche Männer verleumden müssen, um denen den Mund zu stopfen, und dazu selbst die irregeführten Landes-Regierungen zu Hülfe zu nehmen, die ohne Menschenfurcht die Werke der Finsterniß aufzudecken und den Verblendeten die Augen zu öffnen wagten. Gegen solche verpuffte, aber jetzt entlarvte, äusserlich zuckersüße, innerlich von wütender Rachgier brennende Apostel hielt dieser Lästerer eine Rede, wozu er die Veranlassung

aus der Luft griff und die mich recht in Verlegenheit ſetzte.

„Ich weiß nicht, mein Herr!“ ſagte ich „auf wen und ob Sie überhaupt „hiemit auf einzelne Männer zielen. „Mich dünkt aber, es ſey ſehr boshaft, wenn man Leuten, die (ſollten ſie auch durch Schwärmerey irre geführt werden) innern Beruf „zu haben meinen, für den wahren „Glauben zu kämpfen und vor den „Verführern des Volks zu warnen, „wenn man dieſen gutmüthigen Menſchen boshafte, hinterliſtige Abſichten Schuld giebt.“

„Halten Sie ein“ rief hier der Mann aus. „Niemand denkt ſchonender „und duldender, als ich, von ehr-

„lichen frommen Schwärmern! Ein
„arglofer Spott über die Thorheiten,
„dareinn ſie verfallen; das iſt alles,
„was ich mir gegen ſie erlauben kann.
„Aber was verdient ein Mann, der
„offenbar ein feiner Kopf iſt, der
„über alle Gegenſtände, die auſſer
„ſeinem geheimen Hauptplane liegen,
„mit philoſophiſchem Scharfſinne
„und heller Vernunft urtheilt; der
„aber das Anſehn, welches er da-
„durch erhält, misbraucht, um die
„Meinungen des ſchwachen Haufens
„zum Vortheile höchſt abergläubi-
„ſcher Albernheiten zu lenken, wo-
„mit es ihm eben ſo wenig ein Ernſt
„ſeyn kann, als einem geſchickten
„Arzte, der gegen das Fieber ein
„Amulet von Abracadabra empfohle?
„Was verdient ein Mann, der die

„ seinern Freuden des Umgangs mit
„ verständigen Menschen zu schätzen
„ weiß, vertraut mit dem Tone der
„ bessern Gesellschaft, selbst ange-
„ nehm, witzig, geistreich in solchen
„ Cirkeln ist, und dennoch fast aller
„ Orten unter den uncultisirtesten,
„ leichtgläubigsten Menschen, von den
„ schwächsten Organen, sich einen
„ Anhang zu verschaffen sucht, diesen
„ die Köpfe verdrehet und ihre Phan-
„ tasie erhitzt? Was verdient ein
„ Mann, der unaufhörlich christliche
„ Duldung, Liebe der Feinde, Lamms-
„ Geduld und Tauben-Sanftmuth
„ im Munde führt, und dann auf ein-
„ mal, obwohl nur durch ein einzi-
„ ges, doch zur rechten Zeit ange-
„ brachtes, schneidend scharfes, bitte-
„ res, hämisches Beywort, oder durch

„ eine gleichsam nur hingeworfene
„ Bemerkung, den abscheulichsten Arg-
„ wohn gegen einen ehrlichen Mann,
„ oder gegen eine ganze Gesellschaft
„ von Männern erregt, die sich keines
„ andern Verbrechens gegen ihn schul-
„ dig wissen, als daß sie sich der Aus-
„ breitung seiner sehr gefährlichen
„ Grillen, die sie gern für Schwär-
„ mereyen gelten lassen, entgegenge-
„ stämmt haben, ja! zuweilen gegen
„ Leute, die ihm bloß einen übertriebe-
„ nen Grad von Huldigung, auf wel-
„ chen seine Demuth Anspruch macht,
„ versagen? Verdient ein solcher
„ Mann, nachdem man ihm lange
„ schweigend zugesehn hat, noch im-
„ mer Schonung, und ist es nicht
„ Pflicht, gegen ihn laut die unbe-
„ stechbare Stimme der Wahrheit zu

„erheben? Muß er es nicht als
„Schonung ansehn, wenn man ihn
„nicht öffentlich nennt? Sehen Sie,
„mein Herr! fuhr der Ketzer fort,"
„Nur gegen Männer von der Art
„war meine vorige Declamation ge-
„richtet. Es hat deren in jedem
„Zeitalter gegeben, die diesem Bil-
„de gleichen, und in dem unsrigen
„giebt es solcher wohl auch. Ist
„das aber nicht der Fall, gleicht dies
„Bild keinem lebenden Originale;
„desto besser! denn können weder
„Sie, noch kann sonst jemand, sich
„dadurch beleidigt fühlen."

16.

Ich gestehe, daß ich froh war, als der Schwätzer endlich fortgieng und ich wieder mit meinem Freunde allein

war, zu welchem ſich bald noch ein Paar andre aus der Garten-Gemeine geſellten, die gewiß zu den allerchriſtlichſten Chriſten gehörten. Da wurde dann noch ſo manches fromme Wort geredet. So fiel, zum Beyſpiel, das Geſpräch auf die Eitelkeit, und ich ſagte, daß ich Gott dankte, daß ich, was dieſen Punct beträfe, nicht ſo ſey, wie andre Leute.

17.

Als es Zeit zum Schlafengehn war, nahm ich mit einer rührenden Rührung von meinen chriſtlichen Freunden Abſchied.

II.

Freytag, der zweyte May 1794.

Von Hannover auf Brügge.

1.

Ich erwachte, nach einem zwölfstündigen sanften Schlummer, in dem lebhaftesten Gefühle meines Nichts, und da ich auf meiner Reise eben nicht viel Eile hatte, gieng ich nebst meinem Daniel zu der nahe gelegenen Garten-Kirche. Der Küster, eine wahrhaftig fromme, bescheidne, gute

Seele, war so gefällig, sie mir aufzuschliessen. Ich bat ihn dann, mit uns gemeinschaftlich ein Paar Lieder abzusingen; allein der brave Mann war hierzu nicht zu bewegen. Er meinte, so ganz ausser der, der öffentlichen Gottes-Verehrung gewidmeten Zeit, würde Jeder, der das hörte, eine solche, schicklicher zu Hause zu verrichtende Handlung abgeschmackt finden, sich daran ärgern, und es könnte vielleicht dadurch ein Auflauf von den Vorübergehenden veranlaßt werden, der, wenn sich lose Buben hineinmischten, unangenehme Folgen für mich haben würde. Um dem Manne keine Unruhe zu machen, gab ich mich und das Singen unterblieb.

2.

Indessen konnte ich es doch nicht unterlassen, mit meiner Bleyfeder ein Verslein an einen Pfeiler der Kirche zu schreiben; das ist eine Gewohnheit, die ich von der Zeit her an mir trage, da ich als Handwerksbursche meine Wanderungen machte. In dem Thurm des Münsters in Straßburg, an der großen Glocke in Erfurth, auch in Martin Luthers Wohnung auf der Wartenburg steht mein Name, und in einer unzählichen Menge heimlicher Gemächer in Teutschland findet sich von mir ein Verslein angebracht. Böse Leute haben das Sprüchwort ersonnen: „Narren Hände bekritzeln Tisch und Wände.“ Mir aber kömmt diese Art

sich ein Andenken zu stiften, ungemein artig und fein vor.

3.

Um neun Uhr, 27 Minuten saßen wir im Cariölchen. Es war ein angenehmer, zierlicher Morgen. Durch die Stadt fuhr ich schnell hindurch und dann zum andern Thore hinaus, auf der Straße nach Göttingen fort.

4.

Sobald das Fuhrwerk auf der schönen Chaussee leicht hinrollte, übergab ich meinem Sohne die Zügel, griff wieder nach der hallischen Bibel, und las laut die Geschichte von der Susanne und Daniel, vom Bel zu Babel und vom Drachen zu Babel.

5.

Ich gestehe, daß mir in diesen drey Schriften manches noch sehr dunkel ist, obgleich gewiß ein tiefer Sinn darinn liegt, worüber ich mir von einem Propheten selbst Auskunft und Erläuterung ausbitten möchte. Besonders wünschte ich das ächte Recept von den Pech-Pillen zu haben, von welchen der Drache geborsten ist; vielleicht liesse es sich auch mit Nutzen gegen die Ratzen brauchen, und mir scheint das, was ich lese, vorzüglich dann des weitern Nachgrübelns werth zu seyn, wenn ich practischen Vortheil daraus für mich ziehn kann.

6.

Andre Stellen in diesen Büchern hin gegen waren mir sehr einleuchtend

und verständlich. So sahe ich unter andern aus dem Beyspiele, der Volks-Aeltesten, welche der schönen Susanne nachstrebten, daß auch schon in damaligen Zeiten, Diejenigen, welchen die Obhut über die Aufrechterhaltung der Zucht und Ordnung anvertrauet war, oft selbst das schändlichste Beyspiel eines den Wollüsten ergebenen Lebens gaben. Ferner aus der Geschichte des Bels zu Babel, daß auch schon damals die heuchlerischen Priester zum Betruge und zu vorgegebnen Wundern ihre Zuflucht nahmen, um schwache Menschen zu bethören. Bey dieser Gelegenheit (ich weiß nicht, wie dies grade damit in Verbindung kam) wollte ich meinem Sohne aus einigen Stellen des alten Testaments beweisen, daß

man schon im grauen Alterthume gewisse Krankheiten durch Manipulation geheilt habe; allein er bat mich, doch das Lesen einzustellen, bis wir ruhig zu Hause säßen und unsre Aufmerksamkeit lieber auf die Gegenstände zu lenken, die uns eine Reise durch eine angenehme Landschaft darbörden; So ließ ich es denn dabey bewenden.

7.

Zwischen Hannover und Tiedenwiese wurden wir von einem Regen überrascht. Ich holte desfalls meinen Mantel hervor und hüllte uns Beyde hinein. Dabey fiel mir dann natürlich die Geschichte von Elias und Elisa ein, und das erinnerte mich an eine vortrefliche Stelle in dem kürzlich er-

schienenen Werklein meines großen Lehrers *** Er sagt nämlich: „Ich „weiß nur, daß es mir wohlthat, „über Elias und Elisa, über diese „meine Jugend- und Altersfreunde, „mit dem neuen und wichtigen „Gefühle ihrer Unerfindbarkeit, „ihrer Unvergleichbarkeit und ihrer „unvertilgbaren Wirksamkeit, meine Gedanken walten zu „lassen.“ Als ich diese vortrefliche Stelle einmal meiner Frau vorlas, rief sie in ihrer Unwissenheit aus: „Mein Gott! das ist ja baarer Unsinn!“ Allein ich machte ihr begreiflich, wie viel verborgen Heiliges darinn, so wie in der Geschichte selbst von dem feurigen Wagen, dem Mantel, den Bären u. s. f. liege. Von ihm, dem wundervollen *** habe ich

zuerst gelernt, das Vielsinnige an einer Rede zu schätzen und selbst vielsinnig zu reden; eine Eigenschaft, die er an den Vorträgen Jesu bewundert.

Vorher glaubte ich in meiner heilsloſen Vernunfts-Zuversicht immer, darinn eben bestehe das Große, Erhabne, unverkennbare Wahre und Beruhigende der Reden Jesu, daß sie alle so äuſſerst einfach, Jedem verständlich, einsinnig, unzweydeutig, klar, keiner Verdrehung, mystischer Auslegung, noch doppelter Anwendung fähig wären. Nun aber habe ich mich eines Bessern überzeugt und finde es herrlich, wenn man sich immer so ausdrückt, daß man seinen Worten allerley Bedeutung andrehen

könne, und eben ſo auch die Kunſt ſtudiere, das, was Andre ſagen, vielſinnig auszulegen, ſie mögen dabei gedacht haben, was ſie wollen.

8.

Im Tiedenwieſe, wo wir Mittag hielten, trafen wir einen wohlbecörperten Geiſtlichen an, mit dem ich mich in allerley Geſpräche einließ und dem ich zu meiner großen Verwunderung, ungeachtet er nicht weit von Peina zu Hauſe gehörte, ganz unbekannt zu ſeyn ſchien. Ich muß mich billig enthalten von dieſem Manne, obgleich er es wohl verdiente, in einem ſpöttlichen oder verächtlichen Tone zu reden, theils weil ein ſolcher Ton zu meinen übrigen ſanften, duldenden, chriſtlich-frommen Grund-

ſätzen nicht wohl paſſen mögte, theils damit meine Freunde nicht etwa glauben können, ich ſey bloß deswegen erbittert gegen ihn, weil er mir nicht Verehrung genug bewieſen habe, oder weil er beſſer becörpert, beſſer genährt, als ich, geweſen ſey. Deswegen will ich auch nur flüchtig eines Officiers, den ich gleichfalls im Poſthauſe antraf, erwähnen, der kaum den Hut vor mir abzog und ſich in gar keine Unterredung mit mir einlaſſen wollte, woraus ich freylich für mich den Schluß machte, daß er ein Mann von ſehr ſchlechter Gemüthsart ſeyn müſſe. Ich ſah in ſeinem finſtern, tiefäugigen, ſcharfblickenden, hectiſchen, ſchwarzgelben, hagern Geſichte nichts als verachtenden

Grimm, vor dem alle Postil-lons schon auf dem Bauche zu liegen schienen, um 50 Prügel für ein Momentchen Säumniß beym Anstecken einer Tabakspfeife zu empfangen — die Hectik mit der Mine des Despotismus, den Despotismus soldatisirt — und das allesverachtende Selbstgefühl in einem, dem Tode entgegen spuckenden Scharfblicke — So waren meine Empfindungen in dem ersten Augenblicke, da die beleidigte Eitelkeit ihr Spiel mit mir trieb; aber ich erholte mich bald — „Pfui, Elender!“ sagte ich zu mir selber „darum also, weil er, der vielleicht „grade bey übler Laune ist, sich mit

„dir in kein Gespräch einlassen will, „oder darum, weil er dir nicht bul„digt, lästerst du, der du lauter „Sanftmuth und Duldung predigst, „und die Physiognomik zur Beförderung der Menschenliebe „studiert hast, einen Mann, den „heute zum erstenmal deine Augen „sehen und der vielleicht ein besserer „Mensch ist, als du? — Pfui! „was werden auch deine eifrigsten „christlichen Freunde sagen, wenn sie „diese Stelle in deinem Tagebuche „lesen?“ — Indessen hoffe ich, mein offenherziges Bekenntniß dieser unedlen Aufwallung wird mein Verbrechen mildern.

Kurz vor Tische notirte ich noch die Namen der Freunde auf,

an welche zu denken ich mir vorgenommen. Wer so viel tausend Freunde hat, thut wohl, auf diese Weise seinem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen.

9.

Bey Tische — der Geistliche speisete mit uns — gab es allerley interessante Gespräche, unter andern über politische Gegenstände. Ich rühmte des Herrn von Archenholz unbestechbare Wahrheitsliebe und seine Festigkeit in Grundsätzen. Auch erhob ich den frommen Eifer einiger christlichgesinnten Männer, die standhaft gegen den Frieden protestiren und die Fürsten anzureizen suchen, noch eine Zeitlang, zur Demüthigung und wohlverdienten Züchtigung der sündhaften

Völker, die Gräuel des Kriegs fortdauern zu lassen. „Es muß", setzte ich hinzu „die ganze Schaale des „Zorns ausgegossen und die jetzige verstockte Generation mit Stumpf „und Stiel ausgerottet werden, ehe „die Berufenen ihr heiliges „Werk, zur größern Ehre Gottes, „ohne Widerstand vollenden können. „Leider! aber ist das Häuflein dieser „frommen Eiferer sehr klein; die „Fürsten achten nicht darauf: Es „gelingt ihm nicht, die vermaledeyte „Freymüthigkeit gewisser Leute zum „Schweigen zu bringen, diese verdächtig zu machen und die allgemeine Stimme aller europäischen „verblendeten Völker zu überschreyen."

Wir redeten auch von den catholischen Kirchen-Gebräuchen und ich sagte: „Wem es nur um Genuß zu thun sey, der könne „nicht intolerant seyn, oder „höchstens nur gegen die Genußraubenden und Statt „des Geraubten nichts anbietenden Toleranzpreediger.“ Der Geistliche meinte: „keinem verständigen Manne könne „es, besonders bey der Gottesverehrung, um bloßen Genuß zu thun „seyn; die gesunde Vernunft verlange auch ihr Recht; Er halte es „daher für sehr verdienstlich, es laut „zu sagen, daß denkende Wesen gar „keinen andern Genuß Ihrer würdig „halten sollten, als der sich vor der „gesunden Vernunft rechtfertigen

„läßt, und daß dunkle Gefühle, Bil-
„der-Spielerey, Myſtic und Phan-
„taſien: Sprünge dem Weſen der
„ächten chriſtlichen Religion ſchnur-
„grade entgegen ſeyen. Männer,
„die das ſagten, dürften nicht nur
„auf Toleranz, ſondern auch auf die
„Dankbarkeit ihrer Zeitgenoſſen An-
„ſpruch machen. Wer denn auch
„einmal ſich's zum Grundſatze ge-
„macht habe, tolerant zu ſeyn, der
„dürfe keine jeſuitiſche Ausnahmen
„von dieſer Tugend gegen ſolche
„Menſchen machen, die unſre Lieb-
„lings Grillen nicht gelten laſſen
„wollten."

Ich merkte wohl, daß die Grundſätze dieſes Geiſtlichen gar nicht zu dem, was ich Grundſätze nenne, paßten,

brach daher das Gespräch ab und erklärte indeß meinem Sohne, was ein boeuf à la mode *) sey, weil wir grade dies Gericht vor uns stehn hatten.

10.

Gleich nach Tische — verzeiht mir, Liebe, daß ich alles sage — hatte ich recht reichliche Ausleerung; ein Geschäft, von welchem die Aktivität aller meiner Geisteskräfte für den ganzen übrigen Tag abhängt. In vier und zwanzig Stunden pflege ich gewöhnlich zwey auch wohl dreymal

*) Eine Art, das Rindfleisch zuzubereiten. Anmerkung für Ungelehrte.

zu Stuhle zu gehn. Was dabey vorfällt, werdet Ihr Alle wohl ohne meine Beschreibung errathen, und daß es nicht immer auf gleiche Weise hergeht. Ich suchte an dem Orte, wo ich dies Geschäft verrichtete, einige Verse, die ich auf einer vormaligen Reise hier an die Wand geschrieben hatte. Sie standen noch da; aber lose Buben hatten einen Kopf mit langen Ohren bey meinem Namen hingezeichnet. O! Elisa's Bären! wo waret Ihr?

11.

Um zwey Uhr fünf Minuten fuhren wir bey zierlichem Wetter weiter. Ich las unterwegens in dem berühmten Bruchsaler Volks-Catechismus. Ein besser geschriebnes

und wahrheitsvolleres teutsches Buch kenne ich nicht. Auch iſt der große Freyherr von Moſer noch in ſeinen letzten Tagen durch dies vortrefliche Werk von ſeinen politiſchen Verirrungen zurückgebracht worden, hat ſeiner ſchnöden Vernunft entſagt, ſich unter die Lämmleins-Fahne begeben und den Ziens-Wächtern zugeſellt. Dies habe ich aus dem Munde eines wackern Freundes, und ſolche Bekehrungs-Geſchichten erfüllen immer mein Herz mit frommchriſtlichen Triumphs-Gefühlen. Ich ſprach denn mit meinem Sohne ſehr lange über die rechte Art und Weiſe, für ſich und Andre nützlich zu reiſen und von dem, einem Reiſenden ſo nöthigen Scharfblicke, um ſogleich alles transportable (hinüber-

tragbare) Brauchbare zu bemerken.

12.

So kamen wir, unter Lesen, Betrachtungen-Anstellen und Gespräschen, durch zierliche Felder nach Brüggen. Vorher sahn wir im Thale ein prächtiges adliches Gut liegen. Die Gebäude waren sämtlich mit schönen festen Dächern versehn, eine Einrichtung, die aller Orten zu empfehlen ist, wo man nicht gerne will, daß es in die Häuser regnen soll.

13.

Es war noch früh, als wir nach Brüggen kamen und ich freute mich darauf, mit dem Herrn Pos-

meiſter eine erbauliche Unterredung anzufangen; allein es ſchien, als ſey ich dazu verurtheilt, auf dieſem ganzen Wege immer an Leute zu gerathen, mit denen ich nicht ſympathiſirte. So fand ſich denn auch hier ein Beamter aus der Nachbarſchaft, der mich ſogleich auf's Korn nahm und mir auf allen Seiten beyzukommen ſuchte. Er brachte mich auf allerley weltliche Gegenſtände, worauf ich mich aber nicht einließ. Dagegen aber hielt ich es für Pflicht, auch hier, wie aller Orten, den Glauben, und vorzüglich den Wunderglauben, zu predigen. Unter andern ſagte ich: die Glaubensfähigkeit der Menſchen ſey die bewundernswürdigſte aller Menſchenkräfte — Glaube an Autori-

tät, an Tradition — dem das Unsichtbare gewisser sey, als das durch die Sinne Wahrgenommene.

Der schnöde Amtmann lachte laut auf: „Was?“ rief er, „Glaubens„fähigkeit soll eine Kraft seyn? „Sie Spaßvogel Sie! daß ich Sie „für einen solchen Pinsel halten soll„te, nicht zu wissen, daß bey dem „Glauben die Seele gar keine „thätige Kraft äussert, sondern viel„mehr sich leidend verhält, indem „die Vernunft, aus Trägheit, Feig„heit oder Unvermögen, weiter zu „untersuchen, die Sache so annimt, „wie sie ihr vorgestellt wird. Was „kann schwächer seyn, als ein Ge„schöpf, daß nicht einmal für sich

„ſelbſt zu ſehn, zu hören, zu fühlen und zu denken den Muth hat, „das dies Geſchäft Andern überläßt? „O! das haben von je her die geiſtlichen und weltlichen Despoten recht „wohl gewußt. Wenn vermehrte „Glaubensfähigkeit die Kraft der „Seele ſtärkte; ſo würden ſie ſich „wohl gehütet haben, den Völkern „Glauben einzubläuen.“

„Wie?“ fiel ich ihm hier mit heiligem Eifer in die Rede, „zum Glauben keine Kraft? Erfahren Sie „vielmehr, mein Herr! daß ſich „ſelbſt in dem Aberglauben „etwas Verehrungswürdiges finde. Die Kraft, die „etwas unglaublich Scheinendes für glaublich halten

„und ihm die Consistenz, den „Gehalt, der vollständigen „Wahrheit geben kann, hat „für mich etwas Respectables.“

Der Amtmann. „Nun wahrhaftig! dann ist meine Kindermagd die kraftvollste, respectableste „Seele; denn sie glaubt alles, glaubt „an Hexen und Magnetismus. Fühlen Sie denn nicht, Herr! daß, um „ernstlich solchen Unsinn zu behaupten, man durchaus entweder ein „Dummkopf, oder ein Betrüger seyn „müsse? Fühlen Sie nicht, daß dieses Lehre zu dem gröbsten Heidenthume führt; daß sie mit dem wahren, reinen Christenthume in dem offenbarsten Widerspruche steht;

„daß Aberglauben schwere Versün-
„digung gegen Gott ist, der uns die
„Vernunft zur Leiterinn gegeben
„hat? Nur ein Narr *glaubt*
„(nämlich unwahrscheinliche Dinge)
„da, wo es an ihm liegt, *zu un-*
„*tersuchen*. Kann er diese Un-
„tersuchung nicht anstellen; so ver-
„wirft er so lange das Unwahrschein-
„liche, bis er Gelegenheit hat, sich
„zu überzeugen, es müßte denn
„seyn, daß die Sache von einer zu
„geringen Bedeutung wäre. In die-
„sem Falle läßt er sie unentschieden
„auf sich beruhen. Ein dreifacher
„Narr glaubt Dinge, die nicht nur
„*unwahrscheinlich*, sondern so-
„gar *unvernünftig* sind; und
„ein hundertfältiger Narr baut sei-

„ne moralischen Handlungen auf sol„chen Glauben.“

Ich. „Wenn ich aber alles selbst „mit meiner schwachen Vernunft er„gründen soll; so fällt ja jedes Ver„trauen auf das Zeugniß andrer „guten Menschen weg.“

Amtmann. „Gar nicht! Es „thut mir leid, wenn Sie Ihre Ver„nunft für schwach erklären müssen. „Ist sie das aber würklich, und Sie „trauen dann auf die Untersuchung „eines bewährten, klugen, redlichen „und unbefangenen Mannes: so ist „das nicht jener Glaube, wovon „wir sprechen; sondern es ist Ge„wißheit, die auf der Zuversicht „zu der vorhergegangenen verständ„igen Prüfung beruht. Immer

„aber versteht sich's, daß die Sache,
„welche Sie dann auf dies Zeugniß
„annehmen, höchstens nur unwahr-
„scheinlich seyn, niemals aber dem
„graden Menschen-Sinne und dem
„sichtbaren Laufe der Natur Trotz
„bieten dürfe. Dies zu unterschei-
„den, dazu ist ihre Vernunft nie
„zu schwach. Die höhere Weisheit
„kann nie anders, als auf der
„Grundlage des gemeinen Menschen-
„Verstandes beruhn. Und wenn mir
„ein Engel vom Himmel sagte und
„es vor Gericht beschwöre: er habe
„einen Riesen aus einem Tauben-
„Ey springen oder einen Canarien-
„vogel sich mit einer Hirschkuh be-
„gatten gesehn; so würde ich es nicht
„glauben. Ich bin fest davon über-
„zeugt, daß vor Gott die Sünde,

„eine einzige alberne Frage, Trotz
„dem Widerspruche der Vernunft,
„als wahr angenommen und zum
„Glaubens-Artikel gemacht zu ha-
„ben, viel größer ist, als das Ver-
„brechen, hundert vielleicht würklich
„wahre Sätze aus der edlen Ursache
„verworfen zu haben, weil sie uns
„mit der Majestät der Weisheit im
„Widerspruche zu stehn scheinen.
„Ueberhaupt aber möchte es wohl
„bey einer Rechenschaft vor dem höch-
„sten Wesen wenig auf das ankom-
„men, was wir *geglaubt*, son-
„dern auf das, was wir *gethan*
„haben; denn der bloße Glaube kann
„gar kein Verdienst geben, weil er
„von Erkenntniß abhängt, und Er-
„kenntniß nicht der Gewalt des Wil-
„lens unterworfen ist.“

14.

Sobald ich in mein Kämmerlein kam, machte ich zuerſt meinen Seufzern über den täglich zunehmenden Unglauben Luft, und ſatzte mich dann hin, an Putchen zu ſchreiben, (ein Name, unter dem meine Frau bey meinen Freunden bekannt iſt.) Nachher füllte ich noch einige Lücken in meinem Tagebuche von dieſen erſten beyden Tagen aus, und blickte dann durch mein Fenſter auf die Umſtaenheiten des Poſthauſes hin. Indeſſen war mir's doch noch zu früh, mich zur Ruhe zu begeben. Mich verlangte darnach, noch einige erbauliche Geſpräche zu halten. Hinunter wollte ich aber nicht wieder gehn, aus Beſorgniß, dem Amtmanne auf's Neue in die Hände zu fal-

len. Während dieſen Ueberlegungen trat der chriſtliche Hausknecht in die Thür, um uns unſer Abendbrod zu bringen, und ich ladete ihn ein, ſich ein wenig bey mir niederzulaſſen.

15.

Die Unterhaltung fiel auf allerley. Ich ſprach von dem hochwichtigen Zwecke meiner Reiſe, von der Vorſichtigkeit meines Betragens dabey; von der frommen Frau Priorinn in Fritzlar und ihren weiſen frommen Briefen. Ich fragte den chriſtlichen Hausknecht um ſeine Meinung von dem, was die Leute über meine Reiſe reden würden. Der gute Menſch meinte in ſeiner Ein-

falt, es würde niemand davon sprechen.

Dann erkundigte ich mich nach einigen christlichen Familien in der Nachbarschaft, die mir bekannt waren, und hörte mit Erstaunen, wie er alle Namen der Prediger und Beamten in der ganzen Gegend aus dem Gedächtnisse hererzählte. Gütiger Himmel! wie ungleich theilst du deine Gaben aus? Ich kann kaum meinen eignen Namen behalten. Ueberhaupt entdeckte ich während des Gesprächs manche gute Eigenschaft in diesem Hausknechte. Er hatte einen großen Theil von Teutschland zu Fuße durchwandert und wußte viel zu erzählen.

16.

Es war auch von den bösen, stillen gegenwärtigen Zeiten die Rede; sodann von des Königs Pharao Träumen und viel andern interessanten Gegenständen. Als er mich verließ, schrieb ich noch etwas, ich weiß nicht mehr was, an die Wand. Hierauf noch ein paar Heraufeter in mein Tagebuch und setzte mich dann nebst meinem Daniel zur Ruhe.

17.

Einige geschriebene Gedanken.

Menschen, bey Nahem gesehn, verliehren — oder gewinnen.

Braun waren Pharao's Kühe — oder von anderer Farbe.

Was wär', ohne die Füße, der Gang des gehenden Gängers?

Geistliche Demuth verachtet den Spott des vernünftelnden Spötters.

III.
Sonnabends, den dritten May 1794.

Von Brüggen auf Eimbeck.

1.

Vor vier Uhr erwacht, nach einem erquickenden Schlafe — Wir machten uns sogleich zur Abreise bereit, denn wir hatten heute einen weitern Weg vor uns. Es war ein lieblicher Morgen, der mich ganz in Entzückung versetzte. „Sieh!“ sprach ich zu meinem Sohne „wie „schön die Natur ist, aus der wir

„Gottes enorme Größe so anschau„lich wahrnehmen! Und das alles“ fügte ich hinzu „ist nur um des „Christen willen, nur zu seinem Ver„gnügen, zu seiner Vervollkomm„nung da.“ — „Nicht überhaupt „für alle Menschen, nicht für alle „lebendige Creaturen?“ erwiederte Daniel fragend. „Nein Kind! sagte ich“ Höre und erstaune! „Nur „der Christ hat ein Recht auf alle „diese Schätze. Sein Glaube ist ihm „zugleich Schenkungsbrief und Freybrief. Unser apostolischer Freund * * * „sagt dies deutlich in seiner vortref„lichen Reisebeschreibung. Von ihm „habe ich diese tröstliche Wahrheit „gelernt; vorher hätte ich eine sol„che Aeusserung für den Beweis des „schändlichsten, intolerantesten geist-

„lichen Stolzes gehalten. Ja! ein „gläubiger Christ, der zu den Un„freyen gehört, hat große Vorrechte. „Ihn binden nicht einmal die göttli„chen Gesetze. Er ist über das Ge„setz, denn er wird schon von selbst „mehr thun, als das Gesetz vor„schreibt, und alles, was er thut, das „wirkt in ihm der, mit dem er in „reeller Geistesgemeinschaft „stehe. Es muß ihm freystehn, „nach Beschaffenheit der „Umstände vom Gesetze nach„zulassen, zu schonen, wenn „der Fall der Abweichung „und Uebertretung ein„tritt.“ Mein Sohn meinte: der Prediger, von dem er confirmirt worden, habe oft gesagt, dies sey eine gefährliche, alle Moral unter-

grabende, jesuitisch-papistische Lehre; allein ich legte ihm Stillschweigen auf. „Wie?“ rief ich „solltest „du dich unterstehn, der vormals „verpesten Rotte dich zuzugesellen, „die unsern heiligen * * * für einen „verpufften Jesuiten ausschrey„et? — Ihn, von dem der „Schatten von einem seiner „Haare jedem christlichen Christen „ehrwürdig seyn muß; Ihn, dessen „Name, auf die Treppen-Stuffe „in der Wohnung des mit Unrecht „verrufenen Herrn von G * * * in „S * * * mit Kreide geschrieben, „von dessen frommen Hauswirthe „unter Glas ist gesetzt worden?“

2.

Als wir unsern Sitze waren, holten wir einen Juden ein, der am Wege stand und, gegen Morgen gekehrt, sein Gebet verrichtete. „Siehe da, „mein Sohn!“ sagte ich „wie zu„versichtlich dieser Jude zu seinem „Jehova, dem Gotte Abrahams, „Isaacs und Jacobs betet! Ehe„mals sahe ich es nicht nur für ei„nen vermessenen, hochmuthsvollen, „sondern auch für einen kleinlichen, „die Gottheit herabwürdigenden, „heidnischen Gedanken an, sich das „höchste Wesen, als einen particu„lar-Schutzgott einzelner Völker, „Geschlechter, oder Menschen zu „denken; nunmehr hat mich aber „auch über diesen Punct der große … „eines Bessern belehrt. Auch wir

„Christen sollen uns den Schöpfer
„als einen Personal-Freund
„vorstellen, und man muß dem Geis
„ste des Zeitalters entgegen
„arbeiten, der immer Gott
„zu verallgemeinen sucht.“

3.

In Eelze besuchte ich eine fromme christliche Witwe von meiner Bekanntschaft, die so freund-herzlich liebevoll in uns drang, ein Mittagsmahl bei ihr einzunehmen, obgleich es noch früh am Tage war, daß ich nicht widerstehn konnte. Gern hätte ich die Gerichte vorgeschrieben, die man uns auftragen sollte, um der allzuverschwenderschen, gastfreygebigen Uebergutherzigkeit Einhalt zu thun, wenn

ich es nicht für ungezogen gehalten hätte, in einem fremden Hause also den vornehmen Mann von Wichtigkeit zu spielen und vorauszusetzen, man werde, meiner geringen Person wegen, alle Kräfte der Kochkunst anstrengen. Zudem war ich ja nicht der einzige Gast; es wurden gleich noch einige christliche Freunde und Freundinnen eingeladen, die meine Bekanntschaft zu machen wünschten. Indessen setzte man sich doch schon um eilf Uhr an den Tisch.

4.

Gesprochen ward mancherley — Ich will es versuchen, eins und das andre herzusetzen — Vom Essen und Trinken und wie ein erleuchteter Christ sich dabey be-

tragen müſſe. Einer von den Gäſten, ein luſtiger Geſellſchafter, meinte: ein Chriſt fülle ſich den Bauch gewöhnlich auf eben die Weiſe, wie ein Unchriſt, und was die Vorſchriften der Mäßigkeit beträfe, die das bey zu beobachten wären; ſo hätten ſchon die blinden Heiden darüber ſehr gute Dinge geſagt und zum Theil beſſer darnach gehandelt, als die mehrſten Chriſten. Ich ließ ein Wort von der Heiligkeit des Weins fallen; aber auch das fand bey dieſem Manne keinen Eingang. Er meinte: „der Wein ſey nicht heiliger, als jedes andre gezohrne Getränk; und daß Chriſtus bey ſeinem Gedächtnißmahle ſeinen Freunden Wein und nicht etwa Bier gereicht habe, wie er vielleicht gethan

„ haben würde, wenn er in Bayern
„ gelebt hätte, sey etwas sehr Zufäl-
„ liges und gebe darum noch nicht
„ allem Weine irgend einen Grad
„ von Heiligkeit und Wichtigkeit, so
„ wenig als alle Esel jetzt darum hei-
„ lige Thiere seyen, weil Jesus auf
„ einem Esel seinen Einzug in Jeru-
„ salem gehalten habe. Dergleichen,
„ nach dummen Aberglauben und Ab-
„ götterey schmeckende Fratzen seyen
„ eines erleuchteten Christen
„ sehr unwürdig.“ — Ich schwieg und wünschte in der Stille dem Manne mehr innere Sinnes-Empfänglichkeit für höhere geistige Genüsse.

5.

Vom nöthigen Kampfe in diesen heillosen Zeiten, gegen den täglich mehr

einreiſſenden Vernunftglauben — Von den ehmaligen Kreuzzügen — Ich erzählte; wie kürzlich ein frommer chriſtlicher Graf den Hofmeiſter ſeiner Kinder bloß deswegen verabſchiedet, weil Dieſer ſich unterſtanden habe, in der hiſtoriſchen Lehrſtunde zu ſagen: „Petrus der Eremit, welcher in ſeinen Predigten „die Chriſtenheit zu den Kreuzzügen „aufgerufen habe, ſey ein Schwärmer geweſen.“

6.

Auch ein Wort über den Hofrath von Eckartshauſen — über zweckmäßigere Einrichtungen der Tollhäuſer — über fromme Reminiscenzen bey dem Genuſſe eines

Lamm-Bratens und über manche andre Dinge.

Ein junges Frauenzimmer klagte mir: sie sey von Hochmuths-Anfällen geplagt. Sie wußte wohl, daß ich ihr darauf etwas Verbindliches antworten würde, welches ich dann auch that.

Dann ließ ich einige Bilderchen von Männlein und Weiblein, die ich in Papier ausgeschnitzelt hatte, um den Tisch herumgehn und theilte Anis-Küchelchen und Zahnstocher aus.

7.

So verstrich sich das Mittags-Essen, und es war Zeit für uns, aufzubrechen, ungeachtet der liebeaths-

menden Andringlichkeit der dankverdienenden Dankbaren, die uns nicht von hinnen laſſen wollten. Aber es muzte geſchieden ſeyn. Die chriſtliche Witwe drang mir noch ein Paar lederne Beinkleider von ihrem ſeligen Manne auf, die mir nachher auf der Reiſe ſehr gute Dienſte leiſteten.

Ich riß mich aus den Armen der liebenden Geliebten los. Es war gerade halb ein Uhr, als wir weiter fuhren. Ein Freund vom Hauſe, Corporal bey der hannöverſchen Landmiliz, begleitete uns über eine Meile Weges zu Fuße, indem er neben dem Kariölchen hergieng.

1.

Ich fuhr ganz langsam, besonders als wir an die Hufe kamen, *) und unterhielt mich indeß mit meinem Begleiter, der ein demüthiger, geistvoller Mann war — Von der Wichtigkeit eines einzigen ganzen Christen — Von den Wirkungen des Teufels in den Besessenen, in den Säuen, in den Ungläubigen, Jacobinern, Aufklärern, Illuminanten und Vernunftmenschen. Von der Sträflichkeit der neologischen neumodischen Gelehrten, die dergleichen Wirkungen aus natürlichen Ursachen erklären wollen.

*) Ein hoher Berg. Anmerk. für Ungelehrte.

9.

Dann las ich dem Korporal einige chriſtliche Briefe vor, die ich mitgenommen hatte — oh! edle Seele, in deren Athmoſphäre (Dunſtkreis, Nähe) man frey athmet, frey denken, frey empfinden und keinen ſchiefen Laurerblick erſorgen, kein ſchalkhaftes Aufhörcheln, oder Ausfrägeln fürchten darf! Eine ſolche Seele wohnte in dem Korporal. Gern hätte ich mein Leben an ſeiner Seite verlebt, obgleich wir von ſo enorm verſchiedner Organiſation zu ſeyn ſchienen.

10.

Oben auf der Hufe kehrte ich, um ein wenig auszuruhn, in dem daſelbſt gelegenen Wirthshauſe ein. Wir tranken Limonade *), zur Abkühlung, und unterhielten uns mit den Perſonen, die wir dort fanden. Es ſaß da, auſſer einigen Karrenfuhrleuten, ein Mann von philiſtriſchem Ausſehn, der, wie ich von meinem Freunde, dem Korporal, erfuhr, Licent-Einnehmer in einem benachbartem Städtchen war. Dieſer fragte, als er hörte, daß ich aus Peina käme, nach einem gewiſſen Cammerjäger Spitzglas. (So verſtümmelte er meinen Namen) Mein Da-

*) Eine Art Getränke. Anmerk. für Unſtudierte.

niel meinte, es müsse mich doch schmeicheln, daß mein Ruf auch auswärts so bekannt wäre; allein ich wies ihn demuthsvoll bescheiden zurecht, indem ich erinnerte: „nicht „immer sey Derjenige der berühmteste Mann, von dem viel, sondern „es käme darauf an, was von ihm „gesprochen würde. Ein Narr könne auch viel von sich reden machen „und man komme in dieser Welt oft „sehr wohlfeil, zuweilen bloß durch „geistige Bocksprünge, zu dem, was „man einen großen Namen zu nennen pflegt.“ Doch war es keineswegs meine Absicht, daß mein Sohn dies auf mich anwenden sollte. Uebrigens sprach der Licent-Einnehmer

von allerley wichtigen Gegenſtänden mit viel Salbung. *)

11.

Endlich mußte ich mich von meinem chriſtlichen Begleiter, dem Corporal, trennen — Herzliche Rührung von beiden Seiten — Gruß, Beſtellungen an die chriſtlichen Freunde in Elſaß — Hin und wieder noch etwas an die Wand — hingeſchrieben, und dann zwanzig Minuten nach V weiter gefahren, die

*) Wer Luſt hat, ein Recept zu leſen, worinn die Ingredienzien namhaft gemacht werden, welche man zur wahren Salbung braucht, kann daſſelbe Seite 166 der Reiſebeſchreibung finden, nach deren Muſter die meinige verfaßt iſt.

Hufe hinunter — Zierliches Wey ter, herrliche Gegend, liebliche Grüne rings umher — Ein wenig geschlummert — Punkt VI Ankunft in Eimbeck.

12.

Wir fuhren gleich gradeswegs vor das Haus meines frommen alten Gevatters, des Nachtwächters Luthorn. Die Freude dieses ächtchristlichen Mannes, dessen ruhiglebende Activität ich von jeher bewundert habe, und seiner biedern Frau war unübertreflbar herzlich. Ich hatte ihm vorher Nachricht von dem Tage gegeben, an welchem ich bey ihm ankommen würde. Die guten Leute hatten bey jedem Geraffel eines Waagens das Fenster geöfnet, bis sie mich endlich er-

blickten. Um Zeit zu sparen, fand ich, wie ich schriftlich darum gebeten hatte, alle meine christlichen Freunde aus Eimbeck hier versammelt. Weil es aber noch früh am Tage war, wurde beschlossen, erst einige Merkwürdigkeiten der Stadt zu besehn. Also, nachdem wir dem Körner einige Ehre angethan hatten, machten wir uns sämtlich auf den Weg — Es war ein langer Zug von Liebenden und Geliebten. Ich kann es nicht leugnen, daß ich dabey, jedoch in aller Demuth, an unsern Herrn und Meister dachte, wie er einst mit seinen Jüngern durch die Straßen von Jerusalem wandelte.

15.

Wir besahen zuerst mit besonderm Wohlgefallen den Wildemanns-Brunnen auf dem Markte. Größeres kenne ich nichts unter allen mir bekannten menschlichen Kunstwerken, als diesen wilden Mann, mit seinem braun angemahlten Barthe, dem Schurzfelle um seine Lenden und dem Tannenbaume in seiner Rechten. Er übertrifft alle antike Ideale weit. Ueberhaupt haben die aus dem Alterthume übriggebliebnen Kunstwerke, der Apoll von Belvedere, die Venus von Medicis, der Antinous und alle solche Abbildungen, wie schon unser großer Lehrer *** bemerkt hat, nur schrecklich fade und unnatürlich leer

re, steife, marmorne und von aller mannigfaltigen Reichhaltigkeit entblößte Gesichter. Aber an unserm wilden Manne in Eimbeck ist ein Leben, eine Action, eine Harmonie und Kraftfülle in Bewegung, eine Ganzheit in diesem Bilde, daß ich mich vor der, den Sterblichen verliehenen Schöpfungskraft, dieser Demonstration, daß ein Gott ist, und daß wir göttlichen Geschlechts sind, mit Ehrfurcht neigen mußte — Kein unnatürliches — nein! das allernatürlichste Ideal! Nicht weggewischt die vielfache Einfachheit, die jede große Natur signalisirt. Fern von

jener Manier der Alten, die zu dem abſurden Grundſatze der Egalität führt, der ſich in Alles drängen will und allenthalben Alles verdirbt.

14.

Dann zeigte man uns das groß gebaute, auſſerordentlich ſolide Rathhaus; das prächtige, durch ſeine únike Größe und Proportion ſich auszeichnende Brauhaus, und zuletzt noch die unübertrefflichen Poſaunen-Engel, die mit vollen Backen blaſen, auf der großen Orgel in der St. Marien-Magdalenen-Kirche. Abermals muß ich ſagen: Zweymal in meinem Leben fühlte ich mein Nichts

vor Werken der Kunst auf's allerlebhafteste und unvergeßlichste; vor einem unvergleichlichen Biskuit-Kuchen, den ich einst an des Herzogs Geburtstage in Braunschweig auf der fürstlichen Tafel stehn sah, und vor diesen Posaunen-Engeln. Es ist ein so majestätisches, großgedachtes, dichterisches, kühnes, in allen Puncten harmonisches und vollendetes, respecteinflößendes Ganzes, ein solches Heiligthum der menschlichen Schöpfungskraft, eine solche Fülle von Energie, womit ich nichts aus der alten und neuen Welt zu vergleichen weiß (den Thurm zu Babel und den oben

erwähnten wilden Mann ausgenommen) und — .... verhülle dich Leser! vor dem geheimnißvollen Schickſale — Man weiß den Namen des Werkmeiſters nicht — Ja! geheimnißvolles Schickſal! Kleine Menſchen, die nur kleine ſterbliche Werke liefern, maßen ſich Unſterblichkeit des Namens an — Und du, Poſaunen-Engel-Schöpfer, Unſterblichſter aller Künſtler! läſſeſt die Nachwelt in Anſehung deines Namens im Dunkeln.

15.

Gegen VIII Uhr giengen wir noch für einige Momente in

die St. Alexandri Kirche, wo wir einige sehr wahr gemalte Bildnisse verstorbner Prediger, die sich in der Sacristey befanden, besahen. Vor allem fiel mir ein Bild eines Superintendenten auf. Es soll von einem Tüncher aus Göttingen verfertigt worden seyn, welches mir auch ganz wahrscheinlich vorkömmt. Allein es ist doch unendlich viel Natur darinn. So muß, möchte man sagen, der einzige, (unike) Mann in seinen Verdauungs-Momenten ausgesehn haben.

16.

Als wir im Begriff waren, in meines christlichen Freundes Haus zu

rückzukehren, sahen wir im Vorbeygehn an einem Gasthofe einen gedruckten Zettel angeheftet, auf welchem angekündigt stand, daß hier eine Gesellschaft von Wachs-Figuren zu sehn sey. Auf Bitten meines Sohns entschlossen wir uns, einen Augenblick hineinzutreten und diese Abbildungen in Augenschein zu nehmen. Wir fanden die ganze todte Gesellschaft, in natürlicher Größe und vollkommen angekleidet, an einer großen Tafel sitzen. Daniel fragte mich, ob diese Figuren lauter berühmte Männer vorstellten und man es sich zur Ehre rechnen könne, auf diese Weise zur Schau herumgeführt zu werden? Hierauf erwiederte ich: „das sey gar nicht der Fall; „Man habe vielmehr Ursache, sich

„gedemüthigt zu fühlen, wenn man „eine solche Art von Aufsehn in der „Welt erregt hätte, daß ein her„umziehender Kunstmann uns für „würdig hielte, in der Reihe neben „Horia und Kloska, Pugatschef, „Cagliostro, der Gräfinn Lamotte „und dergleichen Personen zu glän„zen.“

17.

Wir hielten uns hier nicht lange auf, sondern eilten zu dem auf uns harrenden Abend-Essen, zu welchem einige auserwählte Freunde eingeladen waren. Es war wiederum ein liebliches, frohes, harmonisches Beysammenseyn. Man sprach von dem nie genug kalkulabeln Werthe wei-

ſer, chriſtlicher Freunde; von der Seltenheit des freyen, vollen Genuſſes ſelbſt der offenſten, chriſtlichſten und geiſtigſten Freunde. Was iſt ſeltener, als daß ſelbſt chriſtliche Freunde ganz chriſtlich nach dem chriſtlichen Wunſche ihres chriſtlichen Herzens beyſammen ſind!

18.

Ich ſah wohl, daß man darauf rechnete, ich ſollte die Geſellſchaft durch meine Geſpräche aufheitern; allein nie empfinde ich meine Schwäche und mein Unvermögen ſo bis zum ohnmächtigwerden, als bey ſolchen Gelegenheiten. Es waren aber da zwey junge

erbauungsbegierige Menschen, ein Querpfeifer und ein Kutscher, denen ich, so viel es die Zeit gestattete, in einem Nebenzimmer einige Lehren gab.

19.

Der redliche Tuthorn machte mir ein Präsent mit einem hundertjährigen Calender, welches ich mit nichts, als meinem Schattenrisse erwiedern konnte. Wenn der gute Mann nur nicht auf den Einfall kömmt, diesen Schattenriß ohne mein Wissen graviren zu lassen und um hohen Preiß zu verkaufen; der bloße Gedanke kann mich zusammenschnüren; — Soll-

ten die Leute dann nicht glauben, es ſey mir darum zu thun, in der ganzen Welt Abbildungen und Reliquien von mir circulieren zu laſſen, wovon ich doch weit entfernt bin?

20.

Ueberhaupt ſah ich mit demuthsvoller Betrübniß, daß die chriſtlichen Freunde in Eimbeck, in ihrer frommen Einfalt, mich für ſehr viel wichtiger hielten, als ich zu ſeyn mich rühmen darf. Man empfahl meinem Vorworte einen wackern, höchſtbrauchbaren jungen Mann, den man gern als Bälgentreter der Orgel im Kloſter zu Fritzlar angeſetzt wiſſen wollte. Auch ſollte ich eine Kur an einem chriſtlichen Kinde verrichten, das gewaltig von Würmern

geplagt war. Ich schrieb desfalls ein Verslein auf, das an jedem Morgen über den Namen des Kindes dreymal ausgesprochen werden sollte. Ich habe nachher erfahren, daß, vermuthlich durch Mangel an Glaubenskraft, die Kur ohne Würkung geblieben ist.

21.

Am Ende der Mahlzeit ließ ich Alle in mein Album (Stammbuch, Namensbüchelchen, Promemoria, oder wie man es nennen will), einschreiben — Es ist etwas gar ungemein Artiges um so ein Stammbuchlein — Freund Tutbern machte den Anfang mit dem Worte: „In „der Nacht sind alle Katzen grau" —

„Denkmal der Freundſchaft“ Der Querpfeifer legte mir das Wort an's Herz: „Wer gern tanzt, „dem iſt leicht gepfiffen“ und der Kutſcher ſchrieb: „Wer lang hat, „läßt lang hängen.“

22.

Ich erhielt noch von dem auch anweſenden Policey-Diener Packan (dieſen ſo gutmüthigen und pflichttreuen Manne, dem ich, oh! wie gern einen neuen Rock wünſchen mögte!) einen Tobacks-Beutel geſchenkt, der nun alle Tage auf meinem Tiſche liegt und mich an Eimbeck und die unvergleichlich guten, ſo attenten, und geräuſchlos geſchäftigen

Freunde erinnert, von dem Hauspatron an, bis auf die attentionsvolle Magd.

23.

Von unsern christlichen Gesprächen habe ich nur den allergeringsten Theil anführen können. Eines Gegenstandes will ich indessen noch erwähnen. Es war nämlich von dem in alten Zeiten üblichen Fußwaschen die Rede, und da äusserte ich dann unsers würdigen Lehrers * * * Meinung, die ich überall zu verbreiten suche, von der Reinlichkeit unsers Herrn und wie sein Fußwaschen zugleich eine würdige Entblößung und Darstellung seiner reinen und wahren Menschheit gewesen sey; als

lein ich fand, daß meine christlichen Freunde doch für diesen mystischen Sinn der Handlung nicht empfänglich waren, sondern nichts weiter darinn fanden, als eine demüthige Herablassung zu einer in jenem Lande üblichen Unterthänigkeits-Bezeugung gegen vornehme Gastfreunde. Ich schwieg: Es thut mir aber allemal in der Seele wehe, wenn man eine delizioſe, auf mannigfaltige Weiſe genießbare Sache zu einer kalten Cerimonie, noch mehr aber, wenn man ſie zu einem dogmatiſchen (lehrſüchtlichen) Zankapfel macht, und die allerherzlichſte Herzensſache alſo entweyhet.

24.

Noch war von dem Apostel Johannes die Rede, und ich behauptete steif und fest, daß er noch lebte, noch unter uns auf Erden wallte und die Sache des Herrn hienieden zu seiner Hauptangelegenheit machte. Aber niemand in der Gesellschaft wollte das glauben, selbst der Kutscher nicht, der doch sonst einen handfesten Glauben führt. Ich rückte endlich mit dem Geheimnisse heraus, in welcher Gestalt Johannes jetzt umherwandle und zog dabey das Bildniß des Mannes — meine christlichen Freunde wissen wohl, wessen? — hervor, indem ich zugleich die Stellen aus dieses heiligen Mannes Schriften anführte, in welchen er sehr deutlich

auf die Perſon hindeutet, die man in ihm zu ſuchen hat. Allein alle Anweſende lachten laut auf: „der Kerl da“ rief der Kutſcher „ſieht, hol' mich der Teufel!“ (der gute chriſtliche Mann, kann leider! ſich von der unſeligen Gewohnheit des Fluchens nicht losmachen) „ſieht einem „jeſuitiſchen Pfaffen ähnlicher, als „einem Apoſtel. Und was hätte „denn auch Johannes hier auf Erden zu thun? Ich denke, es gibt „jetzt eine Menge eben ſo verſtändiger und eben ſo ehrlicher Kerle in „der Welt, als er für die damaligen Zeiten war. Wozu alſo ein ſolches Wunderwerk?“ — Ich ſchwieg abermals; was ſoll man mit Menſchen anfangen, denen es noch an Empfänglichkeit für höhere Er-

leuchtung fehlt? Und doch war dieſer Kutſcher eine treue, kindliche Seele. Er muß aber nothwendig irgendwo ein Wort vom einem ſchnöden Vernunftmenſchen, oder von einem Jeſuitenriecher aufgeſchnappt haben. Oh Ihr ſchändlichen Geiſter! die Ihr den Kindlichſten aller Menſchen verdächtig zu machen trachtet! Oh Schändlichkeit des Intoleratismus! — Oh Erbärmlichkeit des Zeitalters! — Oh Verkehrtheit der jeſuitenriechſamen Geiſter! *)

*) Sanfte, geſittete und demüthige Ausdrücke, deren ſich heut' zu Tage beſcheidne chriſtliche Schriftſteller zu bedienen pflegen. Anmerkung für Unbeleſene.

25.

Spät in der Nacht schied die Gesellschaft aus einander und ich begab mich mit meinem Daniel in das, von dem biedern Tuthorn für uns zubereitete Cämmerlein, las noch ein Paar Capitel im Buche der Weisheit, schrieb einige Hexameter auf, die durch diese Lectüre veranlaßt wurden, und stieg dann in mein Bette.

Traue dem heuchelnden Schalk nicht,
der sich in Einfalt verschleyert;
Nicht dem geistlichen Hochmuth, der
prahlende Demuth zur Schau
trägt!

Thörichte Schwärmer gewinnen im Pö-
bel Bewunderung und Anhang;

Nüchterne Weisheit erhebt vergebens
die warnende Stimme.

Lüge, verleumde, betrüge manierlich! — Man wird dir's verzeyhen.
Aber entlarvest du Bosheit und spottest des Narren und Pinsels;
Dann wird die wüthendste Rache dich bis zum Grabe verfolgen.

IV.

Sonntags, den vierten May 1794.

Von Eimbeck auf Göttingen.

1.

Wir machten uns an diesem Morgen früh aus dem Bette, um noch von Freund Tuthorn Abschied zu nehmen, der um diese Zeit seine Nachtrunde vollendet zu haben und sich dann zur Ruhe zu begeben pflegte. Ehe wir einstiegen, ließ ich mir noch erst von ihm eine Stelle aus der Bibel aussuchen. — Ein

Gebrauch, den ich von meiner lieben seligen Kindermagd angenommen habe, weil er seinen vielfältigen Nutzen hat und, besonders wenn es an gewissen bedeutenden Tagen und Stunden geschieht, oft eben so sichre Orakel-Kraft hat, als das Prophezeyhn aus der Kaffee-Tasse, welches jedoch auch keineswegs zu verachten ist — Diesmal traf es die Stelle Sprüche Salom. XIII. 16. „Ein Klu„ger thut alles was vernünftig ist; „ein Narr aber breitet Narrheit „aus.“ welchen Denkspruch ich dann mit auf den Weg nahm.

2.

Schöner Morgen — zierliche weite Felder! Wir fuhren gemächlich fort; Ich las zwischen

durch; dann ruhete ich einige Minuten; dann las ich wieder. So kamen wir vor einem Salzwerke, wenn ich nicht irre, und vor einigen Dörfern vorbey, deren Namen ich aber vergeſſen habe.

3.

Zuweilen ſtieſſen uns andre Reiſende auf, mit denen ich mich in Unterredung einließ. Einer derſelben war zu Pferde und ritt über eine Stunde lang, bis kurz vor Nordheim, neben unſerm Karlöchen her, mit. Hier ſahe ich auf einem Hügel einem Galgen ſtehn und rief aus: „O „Ihr armen Menſchen! wie „kündigt Ihr Eure ſchändliche Schwäche ſelbſt aus? Wie affiſchirt Ihr ſie auf

alle Weiſe!“ „Was ſoll das „heiſſen?“ ſprach der Mann zu Pferde. „Hier iſt Drohung, Wars „nung! das finde ich gut. Und „wollten Sie etwa, daß man ders „gleichen Beſtrafungen an heimlis „chen Oertern, in unterirdiſchen „Gemächern vornähme? Oder ſoll „man, durch Wegräumung ſolcher „Gegenſtände, die Reiſenden glaus „ben machen, in dieſem Lande wür„den keine ſchwere Verbrechen bes „gangen? Wünſchen Sie lieber, daß „man alle Todesſtrafen abſchaffen „mögte! Das wäre, wenn ſich's „thun läßt, vernünftig und menſch„lich. So lange aber das nicht „geſchieht, ſey nichts Heimliches „dabey!“

4.

In Nordheim kehrten wir in einem Wirthshause ein, genossen dankbar Rührey und ein wenig Wurst, und verschlangen eine herzerwärmende Biersuppe. Kaum hatten wir angefangen — Es war halb eilf Uhr — uns damit zu beschäftigen, als ein ältlicher Mann hereintrat, der sogleich meine Bekanntschaft, so wie ich die seinige, suchte. Es war der christliche Karcerknecht * * * und meine lieben Freunde können es sich vorstellen, wie angenehm es uns Beiden seyn mußte, als sich's in der Folge der Unterredung offenbahrte, daß er und ich Mitarbeiter an dem in Göttingen herauskommenden berühmten Revolutions-Allmanach wären; daß er,

der dies gewußt, deswegen schon längst gewünscht hätte, die persönliche Bekanntschaft des Katzenfängers Spießglas zu machen.

5.

Ich liebgewann den Mann und er auch mich. Er anerboth mir, daß ich bey ihm logieren und einige Tage verweilen sollte, welches ich aber bescheiden ablehnte. Wir redeten viel von der, so sehr nützlichen Unternehmung der Herausgabe des Revolutions-Almanachs und ich äusserte bey Gelegenheit den Gedanken: Es scheine, in der unsichtbaren Welt etwas in Bewegung zu seyn, wodurch die Aufmerksamkeit derer, die von verschiednen Seiten her

davon wie benachrichtigt würden, gespannt werden müsse. Mein neuer christlicher Freund schien nicht eigentlich zu wissen, was für Begriffe er mit diesen Worten verbinden sollte und fand sie daher voll hohen, mystischen Sinnes.

6.

Noch saßen wir also da, vertieft in frommen Gesprächen, ohne uns um die übrigen Gäste zu bekümmern, die einzeln eintraten, zum Theil Studenten aus Göttingen waren und in deren Gesellschaft auch ein Magister, mit einer wahren Aufklärers Physiognomie, sich befand; als des Carcerknechts Sohn ankam. Der Vater war nämlich deswegen nach Nordheim gegangen, um den jungen Menschen

zu empfangen, der bis jezt in Erlangen auf der Universität gewesen war und nun seine Studien in Göttingen vollenden sollte — Zärtliche Freude von beyden Theilen — Vater und Sohn sahen sich zu uns und als die ersten Bewillkommungen vorüber waren, entspann sich auf's Neue die interessanteste Unterredung. Der junge Mann hatte noch ächten Christensinn, war noch nicht in böse Klauen gefallen, oder vielmehr, er war denen entronnen, die ihm sein köstliches Glaubens-Kleinod hatten entreissen wollen; Er war kräftig den Lockungen der Vernunftmenschen widerstanden. Die Rede fiel auch auf diese verruchte Rotte der Alles aufklärenden, von Allem Rechenschaft fordernden; Von der verpuffs

ten Jacobiner Secte und den Jesuitenriechern, ihrem großen Anhange unter den sogenannten Gelehrten, ja sogar unter den berühmtesten Theologen; wie sie sich aller Orten die Hände reichten, um die Sache des Satanas aufrecht zu erhalten und woran man sie erkennen könne. Der Sohn meines neuen Freundes sagte bey dieser Gelegenheit: „es sey ein allgemeiner, ihm alles erklärender, „auf alles anwendbarer, „höchsteinfacher und reichhaltiger Grundsatz: ohne „Du kein Ich. Wie Dein „Du; so wird Dein Ich „seyn."

7.

Der in der Ecke ſitzende Magiſter, welcher bis dahin mit ſpöttiſchlächelns der Miene jedes Wort erhörchelt hatte, was in der Geſellſchaft war gewechſelt worden, nahm von dem letzten Theil der Rede des chriſtlichen jungen Mannes Gelegenheit, dieſen in einen Streit zu verwickeln, bey welchem ich mich ganz leidend verhielt, das ich aber, in ſo fern ich mich deſſen noch erinnere, hierher ſchreiben will.

Der Magiſter. (indem er von ſeinem Sitze aufſprang) Sagen Sie mir doch, um des Himmels Willen, mein Herr! können Sie einen vernünftigen Sinn mit den Worten verbinden, die Sie eben jetzt ausgeſprochen ha

ben? Ohne Du kein Ich? Welcher fieberfreye, geſunde Menſch ſpricht ſo? Soll etwa dies ungrammaticaliſche Gewäſche ſo viel ausdrücken, als noscitur ex socio u. ſ. f. oder: dis-moi; qui tu hantes, et je te dirai, qui tu es? oder als jener abgedroſchene, halb wahre Gemeinſpruch: „daß man gewöhnlich ſelbſt die Tugenden und „Laſter an ſich trage, deren man „andre Leute fähig halte?“ Ich nenne es einen halb wahren Satz, denn es giebt eine Menge ſehr edler Menſchen, die, oft betrogen, mißtrauiſch geworden, an andern Leuten Untugenden argwöhnen, von welchen ſie ſelbſt ſehr frey ſind, ſo wie es ſehr ſchlechte, aber dabey an Einſichten ſchwache Perſonen giebt, die

einen Mann für sehr strenge tugendhaft halten und ihn deßfalls fürchten, obgleich er nichts mehr, als ein verkappter Heuchler ist — Allein, was auch der Satz ausdrücken soll! Und sey er dann auch noch so wahr und klar; so sehe ich wenigstens nicht ein, wie er so reichhaltig seyn, alles erklären, auf alles anwendbar seyn kann. Und warum muß er dann in einer Sprache vorgetragen werden, wie sie nur von unmündigen Kindern, die erst eben stammeln lernen, geredet wird?

Der Student. O glückliche Kindlichkeit! Wollte Gott, ich bliebe ein Kind, je mehr ich ein Mann werde!

Der Magiſter. Pfui! das wollten Sie? Sie wollten alſo ein hülfloſes Geſchöpf bleiben, deſſen ungebildeter Verſtand, ohne Stärke und Würde, in ewiger Abhängigkeit, ſich unter fremder Autorität ſchmiegen müßte; wollten lebenslang einen unbeſtimmten Charakter, ohne Feſtigkeit, von ſinnlichen Gefühlen hin und her getrieben, behalten?

Der Student. Ach, mein Herr! Sie verwechſeln die Begriffe von kindlich und kindiſch.

Der Magiſter. - Mit ihren albernen Wortſpielen! Reden Sie doch nur gar nicht von Begriffen! Sie verbinden ſelten dergleichen mit den Ausdrücken, die Sie und überhaupt eine gewiſſe Secte zu gebrauchen

pflegen. Auch würde es Ihnen, denke ich, sehr unangenehm seyn, wenn andre Menschen einen einfachen, graden Sinn in Ihrem kindlichen oder kindischen Gewäsche finden könnten. Einer Ihrer Haupt-Kunstgriffe gienge dann verloren, nämlich der, daß Sie, wenn verständige, grade Menschen das Unzusammenhängende, Schwankende in Ihren Vorträgen zeigen, darüber schreyen und winseln, daß man sie nicht verstehn, keinen Sinn für Ihre heiligen, hohen mystischen Lehren haben wollte.

Der Student. Und sollen wir nicht klagen, wenn wir sehen müssen, daß die einfachsten, redlichsten Unternehmungen von unfreundlichen Naturen un-

natürlich verdreht und die unſchuldigſte Kindlichkeit mit dem Scharfrichterblicke argwohnreicher Inquiſitoren geradbrecht werden?

Der Magiſter. Gott! welch' ein Bombaſt abgeſchmackter Worte! Wem fällt es denn ein, ſich die Mühe zu geben, ſolche ſchiefgeſchrobene Köpfe zu verfolgen? Aber dem Schaden entgegen zu arbeiten, den die liſtig gern unter Ihnen bey dem Haufen ſchwacher Menſchen ſtiften; das iſt die Pflicht jedes wahrheitliebenden, für Menſchen-Werth Gefühl habenden Mannes. Sie ſchwächen die geſunde Vernunft, das edelſte Geſchenk, das wir von Gott empfangen haben. Sie wollen nicht, daß ſie unſern

Religions-Begriffen vorleuchten soll — gleich als wenn man sich einen andern und größern Zweck einer göttlichen Offenbahrung denken könnte, als den, unsre Vernunft zurechtzuweisen und das zu bestättigen und vollständiger zu lehren, was sie über unsre religiösen Pflichten den Schwächern unter uns vielleicht nur unverständlich und dunkel sagt! Sie klagen die Vernunftmenschen der Kälte und Unempfänglichkeit an — gleich als wenn irgend etwas so sehr das Herz erwärmte, mit göttlichem Feuer erfüllte und für wahrhaft edle, große Gegenstände so empfänglich machte, als die ächte Weisheit und ungetrübte Vernunft! Sie verschreyen diejenigen Theologen, welche behaupten, daß das Christenthum die rein-

ste Moral, nicht aber Geheimnisse und Speculationen zur Grundlage habe — gleich als wenn Jesus nicht mit sehr klaren, unzweydeutigen Worten gesagt hätte, daß nur dieser erhabne Zweck ausschließlich der Gegenstand seiner Lehre sey! Allein Sie verdrehen die deutlichsten Stellen der Bibel, um Doppelsinn und Mystik hineinzuwürken. Die Verschlagensten unter Ihnen mögen gern bey ihren geistesschwachen Anhängern dunkle Gefühle in Bewegung setzen, unbestimmte Begriffe erwecken, durch Wortbest, den man nach Gefallen auslegen kann, ihre Vorstellungen verwirren damit sie desto sichrer auf solche im Finstern tappende Leute würken können, in deren Familien sie sich dann einschmeicheln, als Apos

stel ehren lassen und sich zu Rathgebern und Gewissens-Directorn aufdringen. Wenn Männer, die auf den Grund dieser schädlichen Unternehmung sehen und denen die Bestrebungen Ihrer Anführer, die Welt nach und nach wieder unter das Joch der Dummheit und jeder Art von Druck zu bringen, ein Gräuel sind; wenn diese öffentlich mit Waffen des Ernstes und des Spottes dagegen kämpfen und Ihre heimlichen Verleumdungen nicht fürchten; Dann klagen sie über Intoleranz, da man Ihnen doch wahrhaftig gern alle Narrheiten auf ihre Kosten zu treiben erlauben und höchstens darüber lachen würde, wenn Sie es nur nicht darauf anlegten, der ganzen Welt eine Nase zu drehn. Dann blöcken

und ſchimpfen ſie laut, in einer ächten Karrenſchieber-Sprache; dann heiſſen die Freunde der geſunden Vernunft Jeſuitenriecher, oder, weil das in jetzigen Zeiten kräftiger würkt, um ſie bey allen Partheyen verdächtig zu machen, verpuffte Jacobiner — O der herrlichen Lammes-Geduld und Tauben-Einfalt, der kindlichſten, allerchriſtlichſten Chriſten! Und damit, mein Herr, Gott befohlen! — Möchte ich nur etwas dazu beygetragen haben, Sie von Ihrer Seelen-Kränkeley zu heilen und in Ihnen den Wunſch zu erregen, der größten und reinſten aller Glückſeligkeiten theilhaftig zu werden, die nur ein, an Leib und Seele geſundes, verſtändiges, im offnen Tageslichte wandelndes, von

Vorurtheilen, Aberglauben, Mystic und unnützer Grübeley entferntes Wesen schmecken kann!

Hierauf ergriff der Magister seinen Hut und gieng fort, ehe unser junger Freund Zeit hatte, auf seine abscheulichen Lästerungen zu antworten.

3.

Unsre heitre Stimmung war jedoch nun durch diesen gräulichen Weltmenschen gestöhrt worden. Wir saßen da und hatten noch den Verdruß, zu bemerken, daß der schadenfrohe Haufen der Studenten, welche gegenwärtig waren und dem Gespräche zugehört hatten, unser spottete.

„Hier iſt unſers Bleibens nicht;“ ſprach ich zu dem chriſtlichen Karcerknechte „Laß uns fürbaß gehn!“ Er war derſelben Meinung; Daniel ſchirrte unſer Pferd an, zog es aus dem Stalle und ſpannte es vor das Kariölchen. Wir lieſſen die beyden Jünglinge einſteigen und empfohlen ihnen, langſam zu fahren; Wir Väter wandelten zu Fuß voraus und erquickten uns mit frommen Geſprächen.

9.

Guter Weg — zierliches Wetter — herrliche Chauſſee — Zwanzig Minuten nach vier Uhr in Nörten. Hier wechſelten wir, ſtiegen ein und lieſſen unſre Söhne vorausgehn. Vor

der Apotheke in Mörten bemerkte ich die Abbildung eines Löwen, von vortreflicher Arbeit — ächte Herrscherswürde in den Zügen des Königs der Thiere! In einer seiner Klauen hielt er ein Arzeneyglas.

10.

Mit dem Schlage drey viertel auf Sechs, erreichten wir Bovenden — Zwey und Zwanzig Minuten auf Sieben, Wehnde — Pünktlich um sieben Uhr kamen wir in Göttingen an.

Und hiemit beschliesse ich nun das erste Heft meiner Tagebuchs-Auszüge von der

Reiſe nach Fritzlar, mit dem Wunſche, daß Alle und Jede, denen dieſe Schrift in die Hände kommen wird, erſtlich nie vergeſſen, daß ſie

bloß für Freunde

und für niemand Andern (und zwar ſpeciel nur für höchſteinfältige chriſtliche Freunde) geſchrieben iſt —. Zweytens, daß die, wie ich es ſelbſt wohl einſehe, jämmerliche, unreine, undeutſche, mit ausländiſchen Wörtern, langweiligen Details und Nachrichten von meiner eignen Perſon gefüllte, geſchmack- und kraftloſe Schreibart, ſie

nicht abſchrecken möge, dennoch das darinn verſteckte Nützliche und Salbungsvolle zu entziefern

Peina.
Montags Abend den 16ten Hornung 1795.